

Conrad Ferdinand
Meyer

Angela Borgia.
Huttens letzte Tage.
Engelberg



WITHDRAWN



Digitized by the Internet Archive
in 2025

Angela Borgia

Conrad Ferdinand Meyer

Angela Borgia

Novelle



1921

Leipzig, H. Haessel, Verlag

148955

PT

2432

A8

1921

80.—91. Auflage

Erstes Kapitel.

Als die Angetraute des Erben von Ferrara, welche die Tochter des Papstes und Donna Eufrezia genannt war, von ihrem Gatten, Don Alfonso von Este, im Triumph nach ihrer neuen Residenz geholt wurde, ritt sie, während er den glänzenden Zug anführte, in der Mitte desselben auf einem schneeweißen Zelter unter einem purpurnen Thronhimmel, den ihr die Professoren der Universität zu Häupten hielten.

Die würdigen Männer schritten feierlich je vier an einer Seite des Baldachins, neben welchen andere acht gingen, um sie an den vergoldeten Stangen abzulösen und ihrerseits des Dienstes und der Ehre theilhaftig zu werden. Hin und wieder erhob der eine und der andere den sinnenden Blick auf die zart gefärbte, lichte Erscheinung im wehenden Goldhaar. Der Professor der Naturgeschichte erforschte und bedachte die seltene Farbe ihrer hellen Augen und fand sie unbestimmbar, während der Professor der

Moralwissenschaften, ein Greis mit unbestechlichen Falten, sich ernstlich fragte, ob auf dem unheimlichen, mit Schlangen gefüllten Hintergrunde einer solchen Vergangenheit ein so frohes und sorgenloses Geschöpf eine menschliche Möglichkeit wäre, oder ob Donna Lukrezia nicht eher ein unbekannten Gesetzen gehorchendes dämonisches Zwitterding sei. Der dritte, ein Mathematiker und Astrolog, hielt die Fürstin für ein natürliches Weib, das nur, durch maßlose Verhältnisse und den Einfluß seltsamer Konstellationen aus der Bahn getrieben, unter veränderten Sternen und in neuer Umgebung den Lauf gewöhnlicher Weiblichkeit einhalten werde.

Der vierte, ein Jüngling mit krausem Haar und kühnen Zügen, verzehrte die ganze schwebende Gestalt vom Nacken bis zur Ferse mit der Flamme seines Blickes. Das war Herkules Strozzi, Professor der Rechte, und trotz seiner Jugend zugleich der oberste Richter in Ferrara. Wäre es nicht seine Fürstin gewesen, er hätte sie als florentinischer Republikaner vor sein Tribunal geschleppt, aber gerade dieser strahlende rechtlose Triumph über Gesetz und Sitte nach so schmachvollen Taten und Leiden riß ihn zu bewunderndem Erstaunen hin.

Unangefochten von diesem Gedankengefolge, aber es leicht erratend, klar und flug, wie sie war, verbreitete die junge Triumphatorin Licht und Glück über den Festzug mit ihrem Lächeln. Doch auch sie hing unter ihrer lieblichen Maske ernstern Betrachtungen nach, denn sie erwog die Entscheidung dieser sie nach Ferrara führenden Stunde, welche die Brücke zwischen ihr und ihrer gräßlichen Vergangenheit zerstörte. Diese würde noch hinter ihr drohen und die Furienhaare schütteln, aber durfte nicht nach ihr greifen, wenn sie selbst sich nicht schauernd umwandte und zurücksah, und solche Kraft traute sie sich zu.

Eine zarte Pflanze, aufwachsend in einem Treibhause der Sünde, eine feine Gestalt in den schamlosen Sälen des Barikans, den ersten Gatten durch Meineid abschüttelnd, einen anderen von ihrer Brust weg in das Schwert des furchtbaren und geliebteren Bruders treibend, hatte Lufrezia Mühe gehabt, in den Kreuzgängen der Klöster, wohin sie sich mitunter nach der Sitte zu mechanischer Buße zurückzog, die einfachsten sittlichen Begriffe wie die Laute einer fremden Sprache sich anzulernen; denn sie waren ihrer Seele fremd. Höchstens geschah es, daß ihr

einmal ein Buße predigender Mönch, den dann der Heilige Vater zur Strafe in den Tiber werfen ließ, eine plötzliche Röthe in die Wangen oder einen Schauer ins Gebein jagte. Mit der von ihrem unglaublichen Vater ererbten Verjüngungsgabe erhob sie sich jeden Morgen als eine Neue vom Lager, wie nach einem Bade völligen Vergessens. Dergestalt verwand sie ohne Mühe, was eine gerechte Seele mit den schwersten Bußen zu sühnen für unmöglich erachtet, was sie zur Selbstvernichtung getrieben hätte. Und wenn sie nach einer unerhörten That verfolgende Stimmen und Tritte der Geisterwelt hinter sich vernahm, so verschloß sie die Ohren und gewann den Geistern den Vorsprung ab auf ihren jungen Füßen.

Nur ihr Verstand, und der war groß, überzeugte sie durch die Vergleichung der römischen Dinge mit den Begriffen der ganzen übrigen, der lebenden und der vergangenen Welt, oder durch ein irgendwo gehörtes männliches Urtheil, oder durch das von ihr wahrgenommene Erschrecken eines Unschuldigen bei ihrem Anblick — ihr Verstand allein überführte sie nach und nach von der nicht empfundenen Verdammnis ihres Daseins, aber allmählich so gründlich und un-

widersprechlich, daß sie mit Sehnsucht, und jeden Tag sehnlicher, ein neues zu beginnen und Rom wie einen bösen Traum hinter sich zu lassen verlangte.

Ihr Begehren, dessen Hestigkeit sie verbarg, erfüllte ihr dritter Gemahl, der Erbe von Ferrara. Beim Anblick dieser ruhigen, geschlossenen Miene hatte sie sich gesagt: Jetzt ist es erreicht. Mit diesem bin ich gerettet. Sicherlich kennt er meine Vergangenheit und täuscht sich darüber, so reizend ich bin, keinen Augenblick. Es kostet ihn Überwindung, mit mir den Ring zu wechseln bei dem Geschrei, in dem ich stehe, und bei seiner bürgerlichen Ehrsamkeit; wenn er sich nun aber entschlossen hat, mich zum Weibe zu nehmen zur Wohlfahrt seines Staates und um mit vollen Händen aus dem Schatze des heiligen Petrus zu schöpfen — aus welchem Grunde es sei, so wird der Mann, wie er ist, einen mutigen Strich durch meine Vergangenheit ziehen und mir dieselbe niemals vorhalten, fall' ich nicht in neue Schuld . . . davor aber werde ich mich wahren. Und er wird meine Gaben kennen lernen, meine Regentenkunst bewundern — Donna Lucrezia hatte schon Fürstentümer und während der Abwesenheit des Vaters selbst die aposto-

lische Kirche verwaltet —, meine unverwirrbare Geistesgegenwart, meine Billigkeit, meine Leutseligkeit . . . Niemals werde ich ihm den Schatz eines Anlasses geben, Treue oder Gehorsam seines Weibes zu beargwöhnen . . . wenn nicht, außer wenn — — eine Furcht senkte sich zwischen die fröhlichen Brauen, und sie schauderte — — außer wenn der Vater befiehlt; aber der sitzt in Rom — oder der Bruder ruft; aber der liegt in seinem spanischen Kerker.

Sie lächelte das Volk an, um die Schmach ihrer Abhängigkeit tief zu verstecken, kraft deren sie mit Vater und Bruder zu einer höllischen Figur verbunden war. Dann nahm sie ihre ganze Kraft zusammen, und mit einem kräftigen Ruck entschlug sie sich der Sache.

In diesem Augenblicke hielt der Zug vor einem Kastell, von dessen ausdrucksvoller Mauerfrone ein Seiltänzer herabschwebte. Sie sah das Kunststück an und sagte sich: „Du gleitest und stürzest nicht, und ich ebenso wenig.“

Es war ein Amor, der unten vom Seile sprang, vor ihr das Knie bog und ihr einen Myrtenkranz bot mit den huldigenden Worten: „Der keuschen Lufrezia!“ Unter dem Jubel der

Menge krönte sie sich und ergab sich ganz der Lust des Augenblickes.

Jetzt fuhren Blitze aus der Brüstung des runden Turmes, der sich donnernd in Rauch hüllte. Don Alfonso war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Geschütz — ganz Kanone — und konnte sich zur Zeit und zur Unzeit des Pulverknalls nicht ersättigen. Dem Zelter Donna Lucreziaß dagegen zerriß der gewaltsame Ton das feine Ohr. Er stieg, und die Fürstin glitt sanft aus dem Sattel in die Arme der Professoren, während dicht hinter ihr ein herrliches Mädchen mit krausem Haar und leuchtenden Augen ihren erschreckten Klappen ohne Zagen bändigte und beruhigte.

Neben ihr klemmte ein hagerer Kavalier mit eisernen Schenkeln die Seiten seines Pferdes. Diese höhnische Larve gehörte Don Ferrante, der bei der Vermählung in Rom Don Alfonso, seinen Bruder, vertreten hatte, und den die Ferraresen kurzweg den Menschenfeind hießen. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seiner heutigen Reisegefährtin Ferrara und das Fürstenhaus, dem er selbst angehörte, auf seine Weise zu beleuchten und auf jede zu verleiden.

Die sichere Reiterin aber war Angela Borgia,

eine nahe Verwandte der Fürstin, und ihr Fräulein, das sie nach Ferrara begleitete und hinter der Verückenden bescheiden die Bühne der Welt betrat.

Und dieses Theater entfaltete sich heute in ungewöhnlicher Pracht: Strahlender Himmel, glänzende Trachten, öffentlicher Jubel, der festliche Verkehr der Begünstigten und Glücklichen dieser Erde, berauschende Musik, stolzierende Kasse, reizende Frauen, verliebte Jünglinge, schmeichelnde Huldigungen, klopfende Pulse, die Welt, wie sie sich schmückt und lächelnd im Spiegel beseht, alle diese Lust und Fülle lag vor ihr ausgebreitet und wurde ihr vergällt durch den spottenden Teufel an ihrer Seite.

„Seht, junge Herrin,“ so höhnte er jetzt, „wie anmutig Donna Lukrezia fällt und wie sie von den Tugenden und Wissenschaften“, er wies auf die Professoren, „feierlich wieder zu Kasse gehoben wird. Ich halte es mit dem Gaukler und preise ihre Keuschheit. Nur stand sie in der Familie vereinzelt und litt unter dem Zwange des Vaters und Bruders. Darum ergriff sie die Hand Don Alfonsos, um hier“, er zeigte die nahen Türme und Kuppeln Ferraras, „einen passenderen Umgang zu finden; aber Donna

Eufrezia irrt. Ohne uns mit Seiner Heiligkeit oder dem erlauchten Don Cesare messen zu wollen, sind wir Söhne des Herzogs und er selbst doch in unserer Art ein ruchloses Geschlecht, natürlich jeder von uns nach seinen Kräften und nach seinem Maße, soweit es für Laien tunlich ist.

Ihr erstaunt, daß ich hier im Zuge des Herzogs so ungebunden rede! Aber seht, Fräulein, es ist meine Charaktermaske, öffentlich zu schmähen und zu lästern, die mir der Herzog, mein Vater, erlaubt und zugesteht, insofern ich mich enthalte, mich in'sgeheim gegen ihn zu verschwören, eine Untugend, die von alters her im Blute der Familie versteckt ist.

Und wisset, tapferes Mädchen, damit habet Ihr mich gleich für Euch gewonnen, daß Ihr nicht fade seid, sondern, wie ich, der Wahrheit Zeugniß gebt, ohne Menschenfurcht — wenn es sein muß, auf offenem Markte. Die anderen, die da hinter uns," er wies verächtlich auf die folgenden Paare des Hofstaates, „was sind sie? Gepuztes Gefindel, Schelme und Dirnen! Heuchler und Bübinnen! Nicht wert, daß sie die Sonne bescheint — mit Ausnahme selbstverständlich der hundert Maultiere, die den Braut-

schatz Donna Lufrezias tragen. Das sind redliche und verdiente Geschöpfe. Aber Mühe hat es uns gekostet, mich und den Bruder Kardinal, diesen Brautschatz dem Heiligen Vater und der Kirche unter den Krallen hervorzuziehen! Doch ich sagte: Entweder — oder! wie mich der Herzog, mein Vater, beauftragt hatte. Leichter gelang es uns, die Heiligkeit mit dem von unserem Vater Herkules der Braut zugestandenen Wittum hinter das Licht zu führen." Don Ferrante ficherte. „Wir schwagten nämlich dem Heiligen Vater unsere berühmten flavianischen Güter auf, die zwar von unserem ferraresischen Fiskus verwaltet, aber ihm von dem Grafen Contrario gerichtlich bestritten werden. Ihr wißt, von dem liebenswürdigen Grafen Contrario, dem zähesten Widersprecher und Rechthaber in ganz Italien! Und das war es eigentlich, was den Herzog Herkules, unsern sparsamen Vater, an dieser Heirat am meisten erfreut hat. So wurde alles nach Gerechtigkeit geordnet! Und mit welcher Wollust schrieb ich nach der Vermählung die Depesche für den harrenden Kurier: Mitgift zugestanden. Heiligkeit überlistet. Donna Lufrezia gerraut und gar nicht unheimlich. Das wollte sagen: diesmal trägt sie kein

weißes Pülverchen in der Tasche. Und wirklich, ich glaube, Bruder Alfonso darf heute abend ohne Gefährde sein Haupt mit diesem Goldhaar“, er wies mit dem Spigbart unter den Thronhimmel, „auf dasselbe Kissen legen.“

Diese Anspielung auf die Giftmischereien der Borgia preßte dem Mädchen eine Träne aus, die sie zornig von der langen Wimper schüttelte. „Eure Zunge meuchelt, Don Ferrante!“ sagte sie.

Angela Borgia stammte aus einer Seitenlinie des berühmten spanischen Geschlechtes und wurde, nachdem sie, wie viele Kinder ihrer Zeit, frühe auf tragische Weise beide Eltern verloren hatte, mit anderm weiblichen Edelblut in einem Kloster des Kirchenstaates eher aufgenährt als erzogen. Als beschützte Verwandte des Papstes erfreute sie sich der Bevorzugung der Nonnen und der Führerschaft unter den Gespielinnen.

Es bestand damals eine seltsame, von den grellsten Widersprüchen gepeitschte Welt, die selbst einem italienischen Mädchen, das sonst alles, was Wirklichkeit besitzt, unbefangen angreift und durchlebt, ernstlich bange machen und Kopf und Herz verwirren konnte. Der jungen Angela wurde in Bild und Predigt eine sittliche Schönheit und Vollkommenheit vorgehalten,

deren irdischer Vertreter, der Greis, auf welchem, wie der gleichzeitige Sultan sich ausdrückt, das Christentum beruhte, milde gesagt, ein entseßlicher Taugenichts war, über dessen Ruchlosigkeiten die Schwestern weinten und die Schlimmsten ihrer Gespielinnen insgeheim sich lustig machten.

Angela aber erschraf und brachte es nicht über sich, das Leben als einen Widerspruch zu verspotten.

Sie begann nun, sich schwere Bußen und Geißelungen aufzuerlegen zugunsten ihres Verwandten, des Heiligen Vaters, und ihrer Base Lufrezia, von welcher im Kloster gleichfalls mit geheimen Seitenblicken des Abscheues geredet wurde. Von diesen Peinigungen brachten sie die verständigen Schwestern indessen bald zurück, indem sie ihr vorhielten, alle ihre Anstrengungen wären einem solchen Unmaß der Sünde gegenüber gänzlich unzureichend und vergeblich.

Dafür entwickelte sich in Angela gegen die herrschende Nichtswürdigkeit ein Bedürfnis verzweifelter Gegenwehr und, mit einem zarten Flaum auf den Wangen und dem Feuer ihrer Augen, eine gewisse ritterliche Tapferkeit, nicht

nach dem dulddenden Vorbilde ihrer weiblichen Heiligen, sondern mehr nach dem kühnen Beispiel der geharnischten Jungfrauen, die in der damaligen Dichtung umherschweiften, jener untadeligen Prinzessinnen, die sich der Schwächen ihres Geschlechtes schämten und welche zu handeln und sich zu verteidigen mußten, ohne dabei die Grazien zu beleidigen.

So erwuchs Angela kraft einer edeln Natur zu einem widerstandsfähigen und selbstbewußten Mädchen, zu dem, was das Jahrhundert in lobendem Sinne eine *Birago* nannte.

Nun begab es sich an einem Sommertage, daß aus dem Dunkel des Eichwaldes, der den Fuß des das Kloster tragenden apenninischen Felsens umnachtete, auf weißem Zelter eine helle Waldfee mit ihren Gespielen, oder vielleicht Göttin Diana mit ihrem Jagdgesolge, oder gar die erlauchte Donna Lufrezia mit ihren Frauen emporstieg und an die Pforte klopfte.

Wirklich, es war diese. Sie wurde von der Äbrissin empfangen, der sie die Hand küßte und von welcher sie gesegnet wurde. Dann ließ sie sich die Nonnen und die Klosterzöglinge vorstellen und richtete an jede holdselig das ihr nach

Rang und Stand gebührende Wort mit einer wohl lautenden Stimme, die noch lange nachklang, nachdem sie gesprochen hatte. Zuletzt nahm sie Angela beiseite, und, Hand in Hand mit ihr durch einen Vorbeergang des Gartens auf und nieder wandelnd, sagte sie ihr fröhlich, daß sie die Verlobte des Thronerben von Este sei, und daß sie Angela als ihre Verwandte und ihr Hoffräulein nach Ferrara mitnehmen werde. „Vase,“ lächelte sie, „ich will dein Glück machen. Du gefällst mir, und ich behalte dich, bis ich dich vermähle.“

Ebenso vetterlich wohlwollend begrüßte sie im Vatikan, den sie mit geheimem Grauen betrat, Lukrezias furchtbarer Bruder, ein Jüngling von vornehmer Erscheinung und grün schillerndem Blick. Unbefangen mit der Vase tändelnd, sagte er: „Ich werde euch beide nicht nach Ferrara begleiten, die Geschäfte verbieten es; doch möchte ich euch Don Giulio empfehlen, den ihr dort finden werdet, einen jüngern Bruder Don Alfonsos. Er ist ein bescheidener, aber hochbegabter Jüngling, nur daß er den Sinnen noch zu viel einräumt. Er wäre es aber wert, und ich möchte es ihm

gönnen, daß er sich durch eine edle Frau fesseln ließe."

Und jetzt ritt Angela hinter Madonna Lukrezia, und wiederholte Kanonenschläge verkündigten die Nähe des Tores.

Don Ferrante mußte sich beeilen, wenn er noch vor dem Betreten der Stadt die Brüder in der Meinung seiner jungen Begleiterin völlig entwurzeln wollte; er ging aber rüstig ans Werk.

„Mich wundert," sagte er, „wie Donna Lukrezia, der die öffentliche Stimme oder doch die Einbildungskraft der Männer etwas Außerordentliches und Geflügeltes verleiht, mit meinem Bruder, ihrem künftigen Eheherrn, dem Gewöhnlichsten aller Sterblichen, der von früh bis spät an Essen und Öfen Geschütz gießt, wird haushalten können! Venus neben dem rußigen Vulkan. Doch es mag gehen, so gut es dort ging. Sie wird seine herrlichen Fayencemalereien bewundern und ihn damit glücklich machen. Aber sie hüte sich," fuhr er fort, und seine höhrende Stimme wurde drohend, „sie hüte sich! Don Alfonso ist der Rachsüchtigste unter uns, nur daß er seine Stunde abwartet und seine Rache das Recht heißt. Doch nein, ich tue dem Bruder Kardinal unrecht. Seine

Rache ist die grausamste, da er der größere Geist ist und als der uns allen Unentbehrliche keinen Prator zu fürchten hat. Er ist der Diplomat unseres Hauses; die Fäden unserer Politik laufen alle durch seine gelenkten Finger, und er kennt unsere schlimmsten Geheimnisse. Fürchtet diesen Geier, junges Mädchen!"

Eben dieser Kardinal Ippolito, der Staatsmann, die hagere Gestalt im Purpur, die gleichfalls zur Freite nach Rom gekommen und jetzt noch dort war, um mit dem Papste die Übergabe der Ländermitgift zu regeln, hatte sich viel und herablassend mit Angela beschäftigt, sie ermutigend, Ferrara mit ihrer Gegenwart zu verschönern.

Eine bange Angst bemächtigte sich Angelas. Sonne, Staub und Lärm, die vergiftenden Reden Don Ferrantes, das vor ihr aufsteigende hagere Bild des Kardinals! Ein Gefühl der Verlorenheit und Hilflosigkeit brachte das kräftige Mädchen einer Ohnmacht nahe — es entfuhr ihr ein leiser Schrei.

Da wandte sich die vor ihr schwebende Donna Eufrezia rasch nach ihr um, ein bleicher Blick schoß aus ihren bläulichen Augen, und sie rief: „Womit ängstigt er dich, Angela? Wisset, Don

Ferrante, und präget Euch ein: wer Angela zu nahe tritt, der tritt mir zu nahe. Und Lukrezia Borgia wollet Ihr nicht zur Gegnerin haben!"

Das wollte Don Ferrante von ferne nicht. Er lächelte liebenswürdig. „Keine Rede davon, erlauchte Frau! Ich tue mein mögliches, Donna Angela angenehm zu unterhalten und unserm Hause ihre Gunst zu erwerben.“

„Was beschreib' ich Euch noch Schönes, junge Herrin?" fuhr er fort, nachdem sich die Fürstin wieder abgewendet hatte. „Die unvergleichlichen und verbrecherischen Augen meines Bruders Don Giulio! Ihr kennet ihn?" fragte er, da er eine Bewegung auf ihrem Gesichte sah. „Wohl nur seinem Rufe nach! Denn der ist groß. Über ein kurzes aber wird er persönlich vor Euch stehen, wenn Ihr seinen Kerker öffnet, Donna Lukrezia und Ihr.“

„Seinen Kerker öffnen?" fragte sie erstaunt.

„Gewiß! Und den aller Missetäter," erklärte ihr Don Ferrante lustig. „Donna Lukrezia wird durch ihr Erscheinen die Verbrecher unschuldig machen. Solches ist in Ferrara Herkommen bei jeder fürstlichen Vermählung und durchaus keine Allegorie. Es sind wirkliche

Verbrecher, und sie werden auch tatsächlich freigelassen, so daß wir während der Feste wohl daran tun werden, unsern Schmuck festzuhalten und nachts nicht ohne Fackeln und Bewaffnete auszugehen."

"Was hat denn Don Giulio verbrochen?" fragte sie.

"O, nichts! Er hat mit seinen Augen ein Weib bezaubert und ihrem Manne den Degen durch die Brust gerannt."

"Schmachvoll!"

"Er ist ein ungezogener Knabe! In den Weingarten des Lebens eingebrochen, reißt er, statt sich ordentlich eine Traube zu pflücken, deren, so viele er mit beiden Händen erreichen kann, vom Geländer, zerquetscht vor Gier die süßen Beeren und besudelt sich mit dem roten Saft Brust und Antlitz."

Und mit diesem freveln Jüngling hatte sie Don Cesares Gedanke zusammengestellt!

Wieder donnerten die Stücke. Beim Schalle der Zimbeln und Pauken ging es durch das Thor. Die Professoren beschleunigten den Schritt und bald langte Lukrezias Triumphzug vor dem Schlosse an, unter dessen schwerem Bau die Kerker lagen.

Der herantretende alte Herzog hob die Fürstin vom Pferde und schritt mit den Neuvermählten und Angela die Stufen hinunter nach der tiefen Pforte. Dort stand der Kerkermeister und überreichte Donna Lukrezia auf einem Sammetkissen einen gewaltigen verrosteten Schlüssel. Sie ergriff ihn, und die Thür, kaum von ihm berührt, drehte sich in den Angeln und sprang wie durch Zauber weit auf. Jetzt brach die Schar der Gefangenen hervor, Lukrezia zu Füßen stürzend und ihr die Hände küssend. Alle hatten sie sich zuvor gereinigt, und ihre leidenschaftliche Dankgebärde ermangelte nicht des Anstandes. Doch gab es unter ihnen erbarmenwürdige Jammergestalten und abschreckende Verbrechermienen.

Zulezt, nachdem der Kerker sich seines ekeln Inhalts entleert hatte, stieg noch ein Jüngling von edelster Bildung mit gekreuzten Armen die dunkeln Stufen empor. Aus Tageslicht tretend, erhob er die Hände, als ob er die Sonne begrüße; dann beschirmte er mit ihnen die Augen, als blende ihn der scharfe Strahl oder die Schönheit der oben stehenden beiden Frauen. Ein Knie vor Donna Lukrezia beugend, bedankte er sich bei ihr mit den Worten: „Er-

lauchte Frau und Schwägerin, ich begrüße in Euch die Barmherzigkeit, die jedes weibliche Herz bewohnt, und die fürsliche Gnade, vor welcher die Fesseln fallen."

Mit diesen und noch schöneren Reden huldigte er der neuvermählten Fürstin, dann richteten sich seine Augen, die wirklich in ihrer tiefen Bläue unter dem edeln Zuge der dunkeln Brauen von seltenem Zauber waren, auf die jüngere Borgia und er erlaunte aufrichtig über die strenge Haltung des kaum erwachsenen Mädchens.

"Doch, rettende Fürstin," fuhr er fort, "wen bringt Ihr in Euerm Gefolge? Ist es die Göttin der Gerechtigkeit, besänftigt durch die Göttin der Huld?"

Angela war schon von der Reise und durch die Bosheiten Don Ferrantes aufgeregt; jetzt empörte sie das Gaukelspiel der Begnadigung des Sünders durch die Sünderin und der Glitter der Phrase. Wie sie nun gar in den Born dieser wunderbaren Augen blickte, wurde sie von Zorn und Jammer aufs tiefste erschüttert. Ihre innerste, starke Natur überwältigte sie, und jede Verschleierung abwerfend, trat ihr Wesen unverhüllt hervor. Ihre red-

lichen Augen richteten sich auf die seinigen, und es bewegte sich etwas Undeutliches auf ihren ausdrucksvollen Lippen.

„Was meint die Herrin?“ fragte Don Giulio.

Da brach es hervor. Angela sprach deutlich vor den hundert und hundert Zeugen, und ihre Stimme klang über den Platz: „Schade, jammer-schade um Euch, Don Giulio! Fürchtet Gottes Gericht!“ — Ein großes Schweigen entstand.

Und noch einmal erscholl die Stimme des Mädchens über Don Giulio:

„Schade um Euch!“ —

Seltzam! Die Ferraresen teilten vollständig Angelas Gefühl und Urteil über das verwerfliche und gefährliche Treiben des Fürstensohnes, das Bedauern seiner Entwertung und ihr Leid um ihn, den sie liebten um seiner Schönheit und Anmut willen.

Kings erhob sich ein Gemurmeln und Echo: „Schade! Sie hat recht! Es ist wahr! Schade um ihn!“

Donna Lukrezia aber ergriff die Hand Angelas, wie die ältere Schwester die einer jüngeren, welche sich etwas Unziemliches hat zuschulden kommen lassen.

„Wie kannst du dich so vergessen?“ sagte sie und führte die Bewegte hinweg, die vor Scham und Aufregung in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach, worüber auch der bisher gelassen gebliebene Don Giulio die Haltung verlor.

Zweites Kapitel.

Da, wo der weite Park von Belriguardo in die ferraresische Ebene ohne Grenzmauer verläuft, saßen auf einer letzten verlorenen Bank im Schatten einer immergrünen Eiche zwei, die, aus Haltung und Miene zu schließen, voneinander Abschied nahmen.

Bald legte der junge, in die schwarze Tracht von Venedig gekleidete Mann die Hand betauernd auf das Herz, bald betrachtete er die still in sich versunkene Gestalt Lukrezias, wie um sie sich auf ewig einzuprägen.

„So gehet Ihr denn, Bembo,“ sagte sie, „und ich halte Euch nicht, da Ihr damit erfüllt, um was ich Euch bat, ohne es auszusprechen. Ihr geht, und wie lange wird es dauern, bis Ihr mich vergesst!“

„Donna Lukrezia,“ erwiderte der Venezianer bewegt, „wie lange ich Euer gedenken und Euch lieben werde, wahrlich, das ist mir verborgen, denn ich kenne nicht meine Todesstunde.“

Er sagte es mit so trauriger Zärtlichkeit in

der Stimme, daß die Herzogin gerührt erwiderte: „Um mein Andenken in Euch zu erhalten, sollt Ihr etwas von mir mit Euch nehmen, mein Freund“, und sie winkte eine schlanke, dunkle Mädchengestalt heran, die am Waldsaum auf und nieder schritt, wohl um die Herrin vor sich selber zu hüten, oder um das Nahen eines unwillkommenen Zeugen zu verraten.

„Setze dich neben mich, Angela,“ sagte sie, „und schneide mir eine Locke vom Haupt!“ Sie öffnete ihr Gurttäschchen, zog daraus ein kleines, scharfes Messer mit goldenem Griff hervor und bot es Angela, die, den Befehl ausführend, ihr vom Überflusse eine flutende Locke raubte.

Die Fürstin suchte nach einer Hülle, um den Ringel hineinzulegen, fand aber nichts, als in derselben Gurttasche eine in Gold und gepreßtes Leder gebundene Ausgabe der sieben Bußpsalmen, ein beliebtes Handbüchlein der damaligen Hofwelt. Unbefangen legte sie ihre Locke hinein und reichte Bembo das Liebespfand. Dieser drückte es an die Brust, dann an den Mund und dankte für den süßen Kern in der herben Schale mit einer seelenvollen Miene, durch welche sich ein ganz leises, ironisches Lächeln schlich.

„Schreibt mir,“ sagte sie dann, „durch sichere Gelegenheit, jedesmal, wenn Ihr ahnet, daß mir Gefahr droht und ich Eures Rates bedarf. Bleibet um mich, auch in der Ferne! Ich weiß, Ihr verlasset mich nicht, nachdem Ihr mir geholfen habt, den Bau meines neuen Glückes in Ferrara aufzurichten.“

„Es war eine Freude,“ erwiderte Bembo, „Eure klugen Hände bauen zu sehen. Euer Werk ist untadelig und schwer zu erschüttern. Ich frage mich noch mit schmerzlichem Zweifel: Fordert Eure Sicherheit von mir das Opfer, daß ich Ferrara meide und mich Eurer Gegenwart beraube, die wie eine goldige Lust das ganze Dasein erhellt und verklärt?“

„Das habe ich vom Vater,“ sagte sie harmlos.

Der feine Venezianer zog die Brauen zusammen.

„Die Bande Eures Blutes und der Dämon Eures Hauses sind Eure Gefahr,“ seufzte er. „Und darum verlasse ich Euch ungern. Dennoch ist es besser, ich gehe. Eure Sicherheit, Madonna, ruht auf dem Vertrauen, das Don Alfonso Euch schenkt. Unsere geistige Liebe würde er kaum beargwöhnen, sachlich, wie er ist; und doch ist es besser . . . wer liebt, der opfert sich.“

„Es ist besser“, bestätigte sie leise.

„Erlaubt mir nun zum Abschied, geliebte Frau, ein freies und schützendes Wort!“ bat er. „Die Verhältnisse liegen vor Euch im Licht Eures scharfen Verstandes, aber dieser helle Tag reicht nur bis an den Schattenkreis, wo Eure Liebe zu Vater und Bruder beginnt.“

Hier entfärbte sich Lukrezia, und ihr bleiches Auge erstarrte zu einem Medusenblick.

„Zürnet nicht, Madonna,“ rief Bembo. „Weiß ich doch, wie Ihr als unschuldiges Kind in diese schwere Verstrickung gerietet! Reden muß ich zu Euerm Heil. Erinnert Euch: Jahre waren vergangen seit Euerm Einzug, Euer Gemahl war regierender Herzog geworden, Ihr hattet Wurzeln geschlagen in Ferrara und die Liebe des Volkes gewonnen; da starb Euch der Vater. Ihr aber ergabet Euch maßloser Trauer und unendlichen Tränen, bis ich kam und Euch ins Ohr flüsterte: Ihr beleidigt mit Euern Tränenergüssen Don Alfonso und vergesset die unleidlichen Dinge, denen er Euch entriß.“

Lukrezia hörte ihm aufmerksam zu, und ihr Verstand mußte ihm gegen ihr leidenschaftliches Gefühl recht geben.

„Wenn dergestalt Euer Urtheil über den wei-

land Heiligen Vater ein verblendetes ist, so entsteht jetzt, da er dahingefahren, für Euch daraus kein Unheil mehr. Ein anderes aber ist es mit Cäsar, Euerm furchtbaren Bruder: er lebt und besitzt noch seine Drachenkraft. Er ist ein Jüngling und wird sicherlich heute oder morgen seine Fesseln durchseilt haben und wieder aus dem Orkus steigen, um ganz Italien zu verwirren. Diese schwarze Klippe bedroht Eure Varke; möge sie nicht daran scheitern! Das Wiederkommen Cäsars ist Eure Schicksalsstunde. Und Ihr werdet" — er besann sich, ob er ihr die bittere Arznei erspare, fuhr aber mit entschlossener Liebe fort: „wehe Euch, Ihr werdet folgen, wenn Euch Don Cäsar ruft. Ihr werdet dem Teufel gehorchen, wie sie erzählen, daß Euer Vater auf dem Sterbebette sagte: Du rufst, ich komme."

Lufrezia bekreuzte sich.

„Teure Herrin!" Bembo machte eine Bewegung, ihr zu Füßen zu fallen, hielt sich aber zurück, da die wandelnde Angela sich gerade nach ihnen umwandte.

„Ich beschwöre dich, Lufrezia," flüsterte er, sich zu ihr beugend, „sobald diese gefährlichen Stunden kommen und du fühlst, daß du die

Herrschaft über dich verlierst, so wirf dich vor dem Herzog nieder und bekenne, daß du sein Verbot übertreten willst, denn sicherlich wird er seinen Untertanen bei Todesstrafe verbieten, mit Cäsar zu zetteln, dessen Erscheinung Italien wie ein Erdbeben erschüttern würde . . . Doch ich beschwöre Euch vergeblich, Madonna! Denn ich weiß, Ihr werdet die Zügel verlieren, Ihr werdet des Herzogs Verbot unter die Füße treten."

"Werde ich?" fragte Lufrezia, wie abwesend. Doch erschien ihr glaublich, daß sie es tun werde, denn sie kannte ihre Bande.

"Herrin," schluchzte der Venezianer, „wann immer ich erfahre, Cäsar sei aus dem Kerker gebrochen, ich eile auf Windesflügeln nach Ferrara und umklammere Euch, daß Ihr ihm nicht in die Arme stürzet, — doch käme ich zu spät, so gedenket meines Rates, sobald Ihr Euch wieder besigt und besinnet. Schüzet und berget Euch vor der Strafe des Herzogs an seinem Herzen. Und habt Ihr menschliche Werkzeuge angewandt, um Euch mit dem Bruder zu verbinden, opfert sie unbedenklich und gebet sie der Rache des Herzogs preis. — Der Herzog liebt Euch . . ."

„Ich glaube, daß er mich liebt,“ sagte Eufrezia, sich wieder erhellend.

„Seid dessen gewiß,“ beteuerte der Venezianer. „Jüngst an der Tafel nannte er den Namen Cäsars — nicht unabsichtlich — und sprach von einem dunkeln Gerüchte seiner Entweichung. Dabei beobachtete er Euch scharf... Ihr bliebet ruhig, nur Eure Hand zitterte, die den Becher hielt, daraus Ihr schlürftet. Er betrachtete Euch lange, doch wohlwollend und wie mit der gerechten Erwägung, was Eurer Natur gemäß und welcher Widerstand Euch möglich sei. Gewiß, er wird Euch halten und retten, wenn Euch nicht das Verhängniß gewaltig fortreißt.“

Die Herzogin, die wieder völlig heiter war, sagte jetzt mit wunderbarem Leichtsinn: „Ich werde Eure Sorge beherzigen. Aber, Freund, nun genug von mir! Spendet mir lieber einen Rat für jene dort —“ sie blickte nach der wandelnden Angela, „die mir in weit näherer Gefahr zu schweben scheint. Seht hin!“

Ein schreiender Raubvogel erhob sich aus dem Walde und freiste über den Wiesen. Zugleich rauschte es im Gebüsch, und ein hagerer, in Purpur gekleideter Mann trat auf Angela zu,

wandte sich aber, Bembo neben der Herzogin entdeckend, grüßend an diese.

„Ihr findet uns, Eminenz,“ sagte die Herzogin unbefangen, „wie sich mein liebenwürdiger venezianischer Besuch, den ich schwer missen werde, von mir verabschiedet.“

„Ihr verlaßt uns, Bembo?“ sagte der Kardinal leutselig. „Das sollte mir leid tun. Wohin gehet Ihr?“

„Nach Urbino, Eminenz.“

„Um wieder zu uns zurückzukehren? . . . Denn uns gehöret Ihr an, und wir können Euch nicht entbehren, ebensowenig als eine andere, die man auch von uns fortsenden will.“

Die Fürstin zog das neben ihr stehende Mädchen zu sich auf die Bank nieder und behielt seine Hand in der ihrigen, als nähme sie von Angela Besitz.

„Wir bilden hier einen festgeflochtenen, farbigen Kranz,“ fuhr er fort, „aus dem es unrecht wäre, eine Blume zu entfernen, geschweige die süßeste Knospe wegzureißen!“

Eufrezia erhob ihre Augen groß gegen den Kardinal, überlegend, ob jetzt, da Bembo noch als Zeuge hier stehe, nicht der Augenblick gekommen sei, ein längst im Finstern schleichendes

Übel an die Helle zu ziehen und durch das darauf fallende Tageslicht zu vernichten.

Geistesgegenwärtig, wie sie war, besann sie sich nicht lange.

„Kardinal,“ sagte sie, „wenn Ihr unter der andern uns bald Verlassenden diese hier versteht, so wißet, ich trachte danach, daß sie von uns scheide. Ihr Alter ruft der Vermählung, und hier weiß ich für sie keinen Gemahl, während Graf Contrario, den Ihr kennt und der sie heimzuführen begehrt, alle Eigenschaften besitzt, die ich als die Schützerin Angelas von ihrem Manne fordern darf. So ist mein Wille; doch werde ich gern noch Eure Meinung darüber in Betracht ziehen.“

Bembo wollte sich bescheiden entfernen, wurde aber durch einen Blick Lukrezias festgehalten. Sie kannte das Unberechenbare in der Natur des Kardinals und scheute seine Überraschungen.

Dieser schien die Herausforderung in den Worten der Fürstin nicht zu fühlen; er wählte, während der Venezianer sich neben den Frauen auf eine Rasenböschung niederließ, gelassen ihnen gegenüber einen bequemen Platz im Dunkel einer Kastanie, deren Stamm sich nahe dem Boden teilte, mit den üppigen Ästen den Rasen be-

deckend, und begann, indem er mit dem schaukelnden Fuße nach einer flüchtigen Eidechse stieß, mit ruhigen Worten:

„Wie ich den Grafen Contrario kenne, taugt er nimmermehr für eine Borgia, denn er ist ein armer Mensch, zusammengesetzt aus peinlichen Tugenden und ewigem Widerspruch, ein Berg rechthaberischer Grundsätze, der die Maus einer knickerischen Rechenkunst gebiert, gänzlich unfähig, eine Frau um ihrer selbst willen mit Größe und Verschwendung zu lieben! Ich behaupte, seiner Werbung um dieses Schöne, dieses Liebe hier liegt ein grobes Rechenexempel zugrunde. Hier auf diese Tafel will ich es niederschreiben!“

Er zog ein Täfelchen hervor, schrieb mit dem Stift und las zugleich:

„Graf Ettore Contrario freit um die hochherzige Angela Borgia, weil er mit dem Fiskus in Ferrara einen von seinem Vater geerbten Prozeß über bedeutende, auf ferraresischem Boden gelegene Ländereien führt, den er aller Wahrscheinlichkeit nach bei den zuständigen ferraresischen Gerichten verlieren würde ohne den Schutz eines höchsten Einflusses, wie der, zum Beispiel, unserer erlauchten Fürstin, für deren einziges

Lächeln der verliebte Großrichter Herkules Strozzi Ehre und Seele verkauft. Unſre Herzogin aber und ihr Sklave Herkules wären zu beſtechen, wenn der vollkommene Graf die Hand dieſer Unſchuld begehrt, welche Donna Lufrezia aus Ferrara entfernen will, weil das junge Mädchen auß zärtlichſte und raſendſte von dem Kardinal Ippolito geliebt wird, während ſie ſelbſt, als edtes Weib, unwiſſend und hoffnungslos für den größten Taugenichts der Erde entſammt iſt.

Ohne innern Kampf wird der mäßig tapfere Graf ſich nicht entſchließen, zwiſchen dieſe lodern- den Feuer zu greifen. Aber es iſt möglich, daß ſeine Habſucht ſtärker iſt als ſeine Feigheit. Beurteilt Ihr ihn anders, Herzogin?"

Lufrezia wunderte ſich über dieſe freche Be- kenntniß und dieſe verwegene Bloßlegung der Thatſachen, die ihrer eigenen Wertung der Dinge und Perſonen nicht allzu fern lag, welche aber nicht gelten durfte, weil ſie es nicht wollte.

Ehe ſie indeſſen antworten konnte, ergriff Ippolito, der ſich nach einer von Angela aus leichten Graßhalmen zuſammengefügten Kette gebückt hatte, die eben ihren zitternden Händen entglitten war, wiederum das Wort:

„Wie dieſe Ringe, verkettet ſich Abſicht mit

Absicht, um Euch zu kuppeln, Angela Borgia; aber wie ich Euch kenne und liebe, werdet Ihr diese Kette zerreißen, wie ich dieses nichtige Geflecht! Denn“, flüsterte er heiß, „Angela ließe sich eher von einem Dämon in die Hölle ziehen, wenn er sie liebte, als daß sie sich dazu darböte, die Summe eines Rechenexempels zu werden! — So rede ich, wie redet Ihr, Schwägerin?“

Er wandte sich mit einem Anflitz, das drohte und trauerte, gegen Lukrezia.

Sie antwortete fest: „Ich aber vermähle diese mit dem Grafen Contrario. Berechnend ist er — zugestanden — wie es das Leben erfordert, doch nicht unadelig. Diese aber wird er beschützen, besser als ich es vermöchte. Und was wollt denn Ihr mit Angela, Kardinal? — Euer Weib kann sie nicht werden, solange Ihr den Purpur tragt, und den werdet Ihr nicht verschleudern wollen einem Mädchen zuliebe!“

„Wer weiß, Fürstin!“ entgegnete er wegwerfend. „Euer Bruder vertauschte ihn gegen ein Herzogtum, und ich achte diese für ein neidenswerteres Gut! Auch ist mir minder darum bange, daß sie sich Eurem Günstling, dem Contrario, zuwende, sie wird es nicht über sich bringen — sie versuche es nur, es wird nicht gehen!“

Selbst nicht, um sich vor mir zu retten! . . .
Denn sie gibt mir innerlich recht und findet sein
Bildniß getroffen! Das Dreihellergesicht ist ihr
ein Ekel. Dieser tugendsame Graf also küm-
mert mich nicht. Eine andere Marter peinigt
mich und dreht sich Tag und Nacht mit mir,
wie das Rad des Ixion. — Höre mich, Mäd-
chen!"

Angela hielt seinen fieberscharfen Blick mit
erstaunten, aber mutigen Augen aus.

„Weigerst du dich meiner Liebe, so verbiete
ich dir auch die jenes andern, bei seinem und
deinem Leben! — Wie du wild errötest! . . .
Ich hasse den, welchen du in deinem Herzen
verbirgst! Reiß ihn heraus! . . . er beschmutzt
den edlen Schrein . . . ich kann es nicht er-
tragen! . . . Erwinnere dich, wer du bist, und
wende dich mit Verachtung von dem, der dich
in den Armen der Coramba, oder wie sonst die
Dirne seines heutigen Tages heißt, beschimpft
und vergift! — Gehorche, oder es wächst Un-
heil!"

Mitten in dieser erhigten Szene betrat ein
Page den verlorenen Schattenplatz und bat die
Herrschaften, in den Park zurückzukehren. Der
versammelte Hof harre der Herzogin, und der

Herzog wünsche, in seinem Kabinette den venezianischen Herrn zu beurlauben, dann aber die Eminenz zu sprechen. Den Großrichter habe er eben zu seiner Hoheit gerufen und Don Giulio auf später bescheiden müssen.

Drittes Kapitel.

Im Schatten der herrlichsten Bäume wandelte die kleine Gesellschaft, die Frauen voran, der Kardinal mit Bembo harmlos plaudernd, gegen die Mitte des Parkes, wo sie den in gerader Linie dem Schlosse zulaufenden Zypressengang betraten. Dieses, ein schlichtes Gebäude von nur mäßigen Verhältnissen, erhob sich auf dem Grunde eines schwülen, bleiernen Julihimmels. Eben wurde ein neuer, befestigter Seitenpavillon angebaut, von dem die hölzernen Gerüste der Maurer noch nicht entfernt worden waren.

Zu der hellen, kleinen Fassade stieg eine breite Doppeltreppe empor, und der in den Parkanlagen sich ergehende Hofstaat erblickte oben auf der Rampe den unermüdlichen Herzog, wie er, seinen müßigen Hof auf sich warten lassend, den Neubau besichtigte und, von den Werkleuten zurückgehalten, mit ihnen eifrig die Arbeit besprach.

Im Schatten der Hauptallee wandelte lang-

sam die Herzogin, welche jetzt auf den Arm des Kardinals sich stützte, den rechts und links vom Wege gesammelten Hof begrüßend und nach sich ziehend.

Vor die beiden trat ein wohlgebildeter, mittelgroßer Mann und bemühte sich mehr noch um den Kardinal, dem er besonders ergeben schien, als um die Herzogin, so gütig sie ihm zunickte.

„Man sieht, Messer Ludovico, daß Ihr aus dem Strahlenkreise der Musen kommt, so licht ist Euer Antlitz!“ sagte sie.

„Diesmal ist es eher der geistreiche Umgang meines morgenländischen Freundes, der mich erheitert,“ versetzte Ariost, „und, wie immer, Eure beseligende Gegenwart.“

Er stellte seinen Begleiter, der, ein fein erzogener Mann, die Arme auf orientalische Weise über der Brust kreuzend, sich ernst verneigte, der Herzogin vor.

Der persische Teppichhändler Ben Emin war in Ferrara die Mode des Tages. In Venedig vorübergehend niedergelassen, wo er in der Merceria die herrlichste Ware auslegte, hatte er einen Flug nach Ferrara getan, um dem prachtliebenden Hofe seine kostbaren Gewirke zu verkaufen und in Wahrheit nicht minder, um Ariosto kennen

zu lernen, aus dessen Heldengedicht — die ersten Gefänge hatten vor kurzem die Presse verlassen — er sein höheres Italienisch erlernte und überhaupt den mannigfaltigsten Genuß schöpfte; denn Ben Emin war ein Kenner, wußte seine großen persischen Dichter auswendig und liebte besonders die Moral im Prachtgeschmeide der Dichtung.

„Es ist eine ganz eigentümliche Lust, Erlauchteste,“ begann Ariost, „mit einem gebildeten Manne aus einer fremden Nation umzugehen, die Verschiedenheiten von Gebrauch und Sitte zu belächeln und sich an dem lieben, allgemeinen Menschenantlitz zu erfreuen, das aus den größten Unterschieden immer wieder sieghaft hervorbricht. Doch immerhin groß und wunderbar sind diese. So, zum Beispiel,“ scherzte er, „scheint es ein überall verbreiteter Zug zu sein, daß der Mann schenkt, wo er das Weib bewundert. Nicht so mein Perser! Ben Emin denkt anders. Er ist zwar der größte Verehrer unserer Ferraresinnen und verfolgt die raschen Bewegungen ihrer schlanken, seine Ware prüfenden Finger mit aufmerksamen und leuchtenden Augen; aber meint Ihr, daß er der ihn am schönsten Anlächelnden ein ‚Behaltet, Sonne!‘ oder ‚Nehmet,

mein Stern!" zuflüstere? Nein! Vielmehr nennt er unglaubliche Preise, so daß sich der süßeste Mund zum Schmolzen verzieht. So grausam ist Ben Emin!"

Die Neckerei erregte die Heiterkeit der Höflinge; Ben Emin aber, der unter seiner Mütze von schwarzem Lammfell mit flugen Augen blickte, wendete sich würdevoll an die Herzogin:

„Wunder Italiens! Vollkommenster der Frauen!" sprach er in gutem Italienisch, „ich erwähle dich zur Richterin. Da ich Ferrara erreichte, warf ich mich dir zu Füßen, meinen schönsten Teppich vor dir ausbreitend und dich anflehend, ihn als dein Eigentum zu betreten. Du hattest die Gnade, meinen Wunsch zu erfüllen. Wäre es nun nicht eine Verkennung und Beleidigung deiner Einzigkeit, wäre es nicht eigentlicher Hochverrat, wenn ich mit undankbarem Herzen nach und neben dir andere und Geringere beschenken würde? Nicht davon zu reden, daß, was einer Fürstin gegenüber gerechte Huldigung ist, die Tugend einer niedriger Gebornen in Verruf bringen könnte. Solches aber sei ferne von Ben Emin!"

Die Hofleute beglückwünschten den Perser zu seiner Rede und gestanden sich heimlich, daß der

schlaue Kaufmann Ben Emin in Ferrara nicht der Gefoppte sei.

Da die Schwüle des Hochsommertages wuchs und sich in den dichten Zypressenhecken versing, suchte die Herzogin mit Ariost und dem Perser das große Boskett in der Tiefe des Parkes auf, wo ein Ring hoher Ulmen seine Kronen wiegte und zu einer lustigen Wölbung zusammenschloß. Hier stand in der Mitte auf einem verwitterten Marmor ein eherner Cupido, der sich mit zerrissenen Flügeln und verschütteten Pfeilen in Fesseln wand. Dieses Bild sagte in der wunderbar freien Sprache des Jahrhunderts, daß für die verheiratete Lukrezia die Zeit der Leidenschaft vorüber sei, und hier in der Runde auf den Steinbänken pflegte die Gemahlin Herzog Alfonsos im Sommer Hof zu halten.

Währenddessen haschte in der verlassenem Hauptallee ein Jüngling einen anderen, der ihm in das Gebüsch zu entschlüpfen suchte. Beides waren Jugendgestalten voller Kraft und Anmut, von vollkommenem Wuchs und geschmeidigen Gliedern — zwei Könige des Lebens.

„Halt' ich dich endlich, Julius!“ rief der eine und legte seinem Gefangenen den Arm um den

Nacken. „Ich denke, wir sind beide zum Herzog befohlen und wandeln nun diese kurze Lebensstrecke zusammen!“ Er wies auf den grünen Gang mit dem Schloß am Ende.

„Sie ist lang, Herkules,“ seufzte Don Giulio, „und gewährt dir Raum zu einer rednerischen Leistung; doch ich leide mein Schicksal.“

„Mein Freund,“ begann Strozzi, „ich werde nicht predigen, theils weil ich von der Eitelkeit solcher Zusprüche im allgemeinen und ihrer Vergleichen dir gegenüber insbesondere überzeugt, theils weil ich zum Herzog gerufen bin, ich fürchte, um mit ihm das jüngste Uergerniß zu betrachten, das du in deinem Pratelto gegeben hast, wo von ihm der umständliche Bericht des Polizeihauptmanns Zoppo vorliegt: Tumult, Blasphemie, Entführung, Blut, Gewalttat, mehrere Tote!“

„O, so stand es nicht im Programm. Es war ein klassisches Bacchusfest beabsichtigt. Du hättest nur die Coramba mit ihren wilden Reizen als Ariadne sehen sollen! Trage ich vielleicht die Schuld, daß die Krönung der Ariadne durch den Mißverstand meiner Bauern in den Raub der Sabinerinnen und in zentaurschen Mord und Totschlag ausartete?“

„Kein Wort mehr davon, Giulio! Dein ruchloser Leichtsinn könnte das treueste, das angeborne Wohlwollen erschöpfen, und ich hätte mich längst mit Ekel von dir abgewendet, so lieb du mir bist, du schönes Laster, hättest du nur die Hälfte deiner Taten gefrevelt; aber das Ganze übersteigt derart die Schranke, daß ich dich als eine Sondergestalt betrachte, welche jeden menschlichen Maßstab verspottet. Deshalb bin ich entschlossen, statt dich von neuem in Fesseln legen zu lassen, beim Herzoge deine Verbannung aus Ferrara von wenigstens einem Jahre zu beantragen. Das verkünde ich dir. Du magst in den venezianischen Kriegsdienst zurückkehren, den du nie hättest verlassen sollen.“

„Ob ich nach Venedig zurückgehe,“ versetzte Don Giulio, „wer lebt, der erfährt's!“ Und es wetterleuchtete über seine junge Stirn. „Doch ich bitte dich, mache mich Menschlichen nicht zum Unmenschen! Ich bin kein sittliches Ungeheuer, — nicht einmal deine Donna Eufrezia ist es, deren farblose Augen dich bannen, daß du ihr sinnlos zustreben mußt! Die deine Einteilungen und Fächer zerstört und deine Göttin Gerechtigkeit stürzt und über-

windet! Auch sie ist nicht der Dämon, vor dem du erbebst."

"Daß ich die Gefeglose lieben muß, ist Schicksal," sagte der Richter mit einem peinvollen Lächeln. „Doch daß ich ihr zulieb das Gesetz vergessen, das heilige Recht verletzen sollte, erscheint mir unmöglich!“ Und er seufzte, schmerzlich fühlend, daß er nicht minder als sein genußsüchtiger Freund an einem giftigen Schlangengisse dahinsieche.

„Ich sage dir ja,“ tröstete Don Giulio, ungeduldig bewegt von dem Schmerzensausdruck, „du übertreibst dir das Weib ins Große. Das Weib, das dich entsetzt und bestrickt, ist nicht jene Eufrezia, die dort unten lustwandelt. Du erstaunst und deine Augen befragen mich! Nun ja, ich nehme sie natürlicher. Wo sie her stammt und wie sie aufwuchs, das wissen wir. Es scheint dir wunderbar, Prätor, daß sie die Frevel ihrer Vergangenheit verwindet ohne Gericht und Sühne. Siehst du nicht, daß es nur der Rettungsgürtel ihres vom Vater ererbten Leichtsinnes ist, der sie oben hält? Und daß sie nun über der tödlichen Tiefe hell und sorglos dem Porte der Tugend zukämpft, hältst du für dämonische Größe. Ich sage dir: Mit Aus-

nahme der Anmut, die sie füllt bis in die Fingerspigen, ist sie ein gewöhnliches, rasch bedachtes Weib! Ein ganz gewöhnliches Weib! Glaube mir, ein menschliches Weib!" endete der Jüngling mit einem übermütigen Gelächter.

Sie waren am Fuße des Schlosses angelangt und betraten das Freie, wo sich unter einem bleiernen Himmel in stumpfer Helle der Neptunusbrunnen erhob. Dieser stand, an das Fundament des Mittelbaues gelehnt, in dem Halbrund, das die beiden zur Schloßterrasse ansteigenden Freitreppen bildeten, und rauschte und plätscherte in der Schwüle, genährt von den Wasserstrahlen, welche das Gefinde des Meergottes aus Urnen und Muscheln in die Riesenschale herabgoß.

Der Richter wollte die nächste Treppe hinauf-eilen, denn er mußte sich vom Herzog erwartet. Da wandte sich Don Giulio, dessen Arm ihn umfaßt hielt, rasch wieder gegen den dunkeln Park zurück und zog den widerstrebenden Freund mit sich.

Er hatte noch nicht ausgerebet.

Seltfam verschlangen sich auf dem hellen Kiesgrund zu ihren Füßen zwei ringende, kurze

Schatten. Strozzi sah den grotesken Kampf und lachte: „Siehe, wie du mich zwingst!“

„Mein Bruder also schickt mich nach Venedig,“ sagte der Este, während sie noch einmal den endlosen Baumgang betraten, „derselbe Bruder, der mich unlängst aus politischen Gründen von Venedig zurückberief!“

„Hättest du die Geringschätzung in dem Lächeln seiner Mundwinkel gesehen, als er die Meldung deines augenblicklichen Gehorsams empfing! Ich stand daneben. Er hatte dich Papst Julius zu Gefallen zurückrufen müssen; aber es war nur zum Schein: er erwartete, du würdest ihn verstehen und ihm nicht gehorchen.“

Eine zornige Macht leuchtete jetzt aus den sanften Augen Don Giulios. Noch war er nicht so verweicht, daß es ihn nicht empört hätte, sich mißachtet zu sehen; doch verbarg er seinen Unwillen unter einem Lächeln.

„Zu flug für mich! Und dann, du weißt, ich bin kein Feldherr, nicht einmal ein Soldat,“ sagte er. „Ich liebe Blutvergießen nicht“ . . .

„Und vergießest so viel, daß es dir von den Händen träufelt und deine Fußstapfen füllt!“

„Nur wenn ein Lästiger mein Vergnügen stört!“ erwiderte der Este frevelmütig. „Aber

was du sagst, Herkules! Ihr schickt mich wieder nach Venedig! Halb bin ich es zufrieden, halb schmerzt es mich, — halb bin ich hier gebunden, halb streb' ich fort — mir selbst ein Rätsel!" . . .

„Das die dunkellockige Angela löst! Du suchst und fliehst sie!"

„Keinesweges," sagte Don Giulio, „sie ist mir gleichgültig. Aber seit jenem Einzug vor zwei Jahren — du warst ja dabei und nahmst dich prächtig aus als ernsthafter Träger einer goldenen Baldachinstange, da hast du es selbst gehört, wie sie mich vor allem Volke bedroht und gerichtet hat . . . seit jenem Tage bin ich nicht mehr derselbe! Meine Sinne taumeln, und wie ein Rasender suche, wechsle ich Mund und Becher und habe nur einen Wunsch, daß jene, die sich feindselig und kalt von mir abwendet, mir noch einmal ihr hellflammendes Antlig zuehre und mich noch einmal bedrohe — noch stärker als das erstemal . . . Doch ich rede Unsinn. Sendet mich nach Venedig!"

Er schöpfte Atem. „Auch ist es gut für ihn und mich," fuhr er fort, „wenn ich dem Bruder Kardinal eine Weile aus den Augen komme. Er liebte mich einst, und jetzt beginnt er mich zu hassen auf eine unmenschliche Weise. Urteile

selbst! Neulich hält er mich fest und raunt mir mit drohender Stimme ins Ohr: Julius, ich verbiete dir das Antlitz Angelas! Ich verbiete dir ihre Augen! Ich verbiete dir ihren Atem! Bei deinem Leben!"

"Ich weiß," antwortete der Richter, „der Ungerechte liebt die Ärmste wütend. Und sündig wie die Welt und allmächtig, wie er auf diesem Ferrara heißenden sündigsten Flecke derselben ist, würde sie dem Geier schon längst ohne Erbarmen zum Raube gefallen sein, wenn nicht..."

"Und du schneidest nicht dazwischen, Großrichter? Du Liebhaber und Diener der Gerechtigkeit! Rette das Mädchen! Damit wollte ich dich betrauen, mein Herkules, bevor ich nach Venedig gehe. Ich kann es nicht, denn ich würde ihr Unglück bringen" . . . er schwieg und träumte — „wie sie mir! Bei jener Herausforderung des Kardinals — du weißt, ich bin ein Genießender, aber kein Feigling! — wallte mein Blut, und ich hätte ihm sein wahnsinniges Verbot ins Angesicht zurückgeschleudert, hätte es sich um eine meiner Schönen gehandelt, — aber ich überlegte mir," er deckte die Augen sinnend mit der Hand, „daß ich das Mädchen nicht liebe, und daß ich bei der Art meines Bruders schweres

Unheil auf sie herabzöge, wenn ich mich schützend neben sie stellte. Und sie würde es nicht dulden, — sie will es nicht. Sie verachtet mich, sie richtet mich — und ruft Unheil auf mich herab: — O, Schade!" — Dann fuhr er im Zorne der Erinnerung fort: „Der Kardinal mag sein Neg über sie werfen, obwohl ich es grausam und abscheulich finde, abscheulich und hassenswert, wie diese ganze Welt, wenn ich nicht trunken bin oder einen Frauenmund küsse."

„Beruhige dich," sagte der Großrichter ernst, „es wird ihr nichts geschehen, davon bin ich überzeugt; keine Falte des Gewandes darf ihr verschoben werden, denn sie wird beschützt — von Lufrezia Borgia."

„Gut so! Ich überlasse sie dieser Heiligen," spottete der Erste; „ich aber will mich in einen Myrtenschatten an eine frische Quelle setzen und darin meinen Wein fühlen . . . Wenn nicht der andere Bruder, Ferrante, durch die Büsche bricht, sich neben mir ins Gras wirft und mir mit seinen Verschwörungen und hochverrätherischen Einflüsterungen das Ohr vergiftet, wo ich dann die Wahl habe, ob ich ihn für einen Narren oder Bösewicht oder für beides halten soll. Neu- lich lud er mich brüderlich ein, den Herzog, wie

er sich ausdrückte, aus der Mitte zu schaffen; doch sei überzeugt, hätte ich nur halbwegs hingehorcht, der Arge wäre zur selben Stunde an mir zum Verräther geworden. Auf diese Fährte aber folge ich ihm nicht, sondern schließe ihm den Mund, denn ich verehere den Herzog und hasse die Felonie. Aber sage mir, Strozzi, hältst du Don Ferrante eines bösen Streiches für fähig um der Krone willen?"

„Es sind Tücken ohne Folge und Frucht," antwortete der Richter, „wenn nicht ungewöhnliche Lagen oder unerwartete Erschütterungen die Drachensaat verhängnißvoll zeitigen."

„Macht das unter euch aus, ihr Raubtiere," lachte der leichtherzige Julius, „und wenn ich aus Venedig zurückkehre, will ich sehen, welche Leichen auf der Hofbühne von Ferrara herumliegen. Lebe wohl, Anbeter der Gerechtigkeit, und eile dich! Der Herzog wartet."

Er umarmte den Freund und ließ ihn dann mit solchem Ungestüm fahren, daß jener taumelte. Strozzi suchte mit schnellen Schritten die Villa, und Julius schlenderte ihm gelassen nach.

Da er den Neptunusbrunnen erreichte, badete

er sich, der Kühle bedürftig, das Anlig, und ließ den aus der Steinbrust eines Meerweibes springenden Wasserstrahl gegen seine durch die vertobte Nacht entkräftete Stirn fahren. Da, während er sich das Haupt mit seinem Tuche trocknete, wurde er eines müden Strolches gewahr, der unbeweglich auf einer Steinbank im schmalen Schatten des Mauerrunds lagerte und, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, ihn unter dem Filz hervor mit unverwandten Augen beobachtete. Jetzt sprang er rasch auf die Füße und verneigte sich mit der Begrüßung: „Ich verehere Euch, Don Giulio!“

„Bleib!“ bedeutete ihn der leutselige Este, „aber rücke! Es ist Raum für zwei. Ich habe Lust zu schlummern; du bewachst mich!“

Der Bravo zeigte lächelnd die weißen Zähne und lüftete den Dolch, der ihm am Gurt hing, ein wenig in der Scheide.

„Du bist von den Leuten des Kardinals?“ sagte Don Giulio. „Wie heißest du?“ — Der Kardinal war als der Besitzer und Ernährer einer stattlichen Bande bekannt.

„Ich nenne mich Kragfralle,“ antwortete der andere untertänig.

„Aber dein christlicher Name?“

„Vergessen. Er war auch ein bißchen stinkend geworden.“

„Den neuen hat dir wohl dein Kardinal gegeben? Und wie nennen sich die andern vom Gesinde?“

„Sie heißen, mit Erlaubniß Eurer Herrlichkeit, Dornbart, Zähneflescher, Drachenblut, Eberzahn, Grimmrot und Firslefanz. Mit mir unser sieben — wohlgezählt. Wir sind die sieben Todsünden des Kardinals, wie uns das Volk von Ferrara nennt.“

„Nun kenne ich auch eure Marschordnung,“ sagte Don Giulio, auf den fragenhaften Teufelsmarsch in der Danteschen Hölle anspielend, wo der Kardinal als ein Verehrer des göttlichen Dichters die Namen seiner Bande gefunden hatte.

Er brach in ein helles Gelächter aus. Don Giulio konnte noch recht kindlich lachen. Dann aber reckte er die Arme: „Wie ich müde bin!“

Er warf sich auf die Bank nieder, ohne die Berührung des anderen zu scheuen, suchte seine Lage und war entschlummert.

Der Bandit betrachtete ihn und murmelte liebevoll: „O du schöne Jugend!“

Zuerst versank der Müde in eine traumlose Tiefe, Vergessen schlürfend in langen, durstigen Zügen; dann öffnete sich langsam sein inneres Auge, und daran vorüber eilte, aufdämmernd, eine flüchtige Jagd, ein hastiges Gedränge bacchischer Erscheinungen, rasende Körper, rücklings geworfene Häupter, geschwungene Zimbeln, Pauke und Trueschrei. Horch! In weiter Ferne, aus anderer Richtung, zuerst kaum hörbar, dann schwer anschwellend, dröhnende Posaunen!

Unbekannte Angst befiel ihn. Da stand er plötzlich in einer ernsten Versammlung, in einem Kreise von Richtern verschiedener Völker und Zeiten. In der Mitte saß, grau und streng, wie aus Stein gehauen, Carolus Magnus, sein großes Richtschwert auf die Knie gelegt; zu seiner Rechten stand der Prophet Samuel, den geisterhaften Mantel über der Brust mit gekreuzten Armen zusammenhaltend; zu seiner Linken der Römer Brutus, der strenge Vater, inmitten seiner Liktoren, von denen seltsamerweise der Richter Herkules, Giulios Freund, eben gefesselt wurde. Der Träumende erstaunte, daß ihrer beider ferraresische Sünden eines so hohen Gerichtes würdig erfunden seien. Jetzt

ertönte die mächtige Stimme Kaiser Karls, ohne daß er die Lippen bewegte: „Julius Este, das von der Jungfrau dir verkündigte Gericht ist da. Sie ist es selbst.“ Wieder dröhnte die Posaune, und alles stürzte zusammen.

Nach einem raschen Durchgang durch einige dunkle Vorstellungen ruhte Don Giulio im Grase, zu der freundlich über ihn geneigten Angela emporblickend.

„Du Tor,“ sagte sie, wie in einem Gespräche fortfahrend, „darf auch ein Mädchen zu einem Jüngling sagen: ich liebe dich? Sie muß ihr Inneres verlarven und verkleidet Wunsch und Geständnis in Zorn und Drohung. Auch, wie könnte sich irgendein reines Weib mit einiger Ruhe und Sicherheit dir zu eigen geben? Und dennoch: Gerade deine viele Sünde, die ich strafen muß, ist es, die mich an dich fettet. Die Schuld liegt in deinen zauberischen Augen, mit denen du frevelst. Reiß sie aus und wirf sie von dir!“

Don Giulio wunderte sich im Traume, wie frech und vertraut die stolze Angela zu ihm rede; er lauschte bange, was da noch kommen werde, und als sie schwieg, wuchs seine Angst von Augenblick zu Augenblick. Er wollte sich auf-

schnellen, war aber von unsichtbaren Banden an den Boden gefesselt und außerstande, die kleinste Bewegung zu machen.

„Du willst nicht?“ begann jetzt die Traum-Angela wieder; „aber es ist einmal nicht anders.“ Damit tauchte sie den Finger in eine Schale, die sie in der Linken hielt, und träufelte dem Ärmsten, der sich umsonst zu winden und das Haupt abzuwenden suchte, einen Tropfen roter Flüssigkeit zuerst in das eine und dann in das andere Auge. Ihn durchzuckte ein entsetzlicher Schmerz, und tiefe Finsterniß, dunkler als die schwärzeste sternlose Nacht, umfing ihn.

Don Giulio heulte vor Unglück und erwachte in den Armen des Banditen, der ihn mit unverhohlenem Grauen betrachtete.

„Schlimm geträumt, Herrlichkeit!“ sagte Kratzfralle.

„Entsetzlich! Mir war, ich werde geblendet.“

„Ich sah die Sache vorgehen auf Eurem erlauchten Angesicht,“ meinte der Bandit. „Meine Verehrungen, Herrlichkeit! Doch nun beurlaubt mich.“

Er verbeugte sich, blieb aber stehen, wie durch eine gewisse Zärtlichkeit zurückgehalten, und begann mit bedenklicher Miene und gedämpfter

Stimme: „Wenn die junge Herrlichkeit einem armen Manne Glauben schenken will, so verzieht sie sich sachte von hier in dieser gegenwärtigen Stunde noch, sucht ein Klösterlein auf — Sant Andrea in den Stauden liegt nahe, der Heilige ist gut und die dortige Bruderschaft diskret — gibt jedem Bettler, dem sie auf dem Wege begegnet, ein Goldstück, tut in Sant Andrea ein gewichtiges Gelübde, verschließt sich in eine Zelle und zieht sich das Bettuch über die lieben bedrohten Augen. Die heilige Jungfrau bewahre sie Euch!“ schloß er mit Inbrunst.

„Bist du so traumgläubig?“ scherzte Don Giulio, der schnell seine Sicherheit wiedergewonnen hatte.

„Ich weiß, was ich weiß,“ versetzte der Bandit. „Mir hat einst geträumt, ebenso eindrucklich wie Euch heute, ich ersteche meinen Schwager. Erwacht, tat ich das Mögliche von frommen Dingen; aber es mußte nur sein.“

Er grüßte tief und war weg. Offenbar hatte er es eilig, aus der Nähe eines Menschen wegzukommen, der nach seiner festen Überzeugung einem dunkeln Schicksal verfallen war.

Viertes Kapitel.

Don Giulio erstieg langsam die Treppen und suchte, den Blick aufwärts wendend, sehnstüchtig das süße Blau, welches er im Traume für immer verloren hatte. Aber er suchte vergebens; denn der Himmel war von den trüben Dämpfen der Julihize gänzlich verdüstert.

Als er den Fuß auf die oberste Stufe setzte, kam ihm aus der Halle des Hauses mit ungewissen Schritten der Oberrichter entgegen, bleich wie ein Toter und mit so unglücklich blickenden Augen, daß Don Giulio vom innigsten Mitleid ergriffen wurde und, den Arm um die Schulter des Freundes schlagend, ihn an das Terrassengeländer zog und mit ihm auf das Brunnenbecken und in das rauschende Spiel seiner Wasser niederblickte.

„Was geschah denn?“ flüsterte er ihm ins Ohr. „Was ist dir begegnet?“

Strozzi erwiderte mit schmerzlich verzogenem Munde: „Nichts. Du verreisest für zwei Jahre nach Venedig. Deine Sache ist beigelegt und

kommt nicht vor Gericht. Deine Orgie in Prastello bleibt ungestraft. Wiederum und noch einmal eine unverurteilte blutige That! Auch der Herzog beklagt es und seufzt über euch, seine Brüder.“

„Auch über den Kardinal?“

„Über euch alle. Den Kardinal nannte er einen Eigenmächtigen, einen Gesetzlosen, einen dem Staate Ferrara unentbehrlichen Frevler, und befahl mir, seine Bande, wenn er sie nicht, wie er fest zugesagt, heute noch ablöhne und auflöse, mit Galgen und Rad zu verfolgen — unnachsichtlich! Dabei erhitzte er sich,“ berichtete Strozzi weiter, „und sprach eifrig von dem Staate Ferrara, wie er ihn sich denke, als ein Staatswesen von unbedingter Gerechtigkeit, durchaus ohne Ansehen der Person, ohne Begünstigung, ohne Bestechung.“

„Eine Justiz, wie sie Eure Republik besitzt,“ sagte er, sich zur Seite wendend, und ich erblickte in einer Fensternische den Venezianer, der gekommen war, vom Herzog Urlaub zu nehmen, und bescheiden in einem Buche blätterte, um meine Audienz nicht zu stören. Der Angeredete lächelte höflich.

„Vergebung, Bembo!“ fuhr der Herzog fort.

Ich weiß, Euer Reisezug wartet, denn Ihr wollt die Nachtfühle benützen zu Eurem Romritt, um der Julisonne auszuweichen. Verzeiht meinem Schreiber, daß der Langsame und Gewissenhafte Euch auf das Memorial warten läßt, daß Ihr mir die Gunst erweisen wollt für mich in die Hände des Heiligen Vaters zu legen. Ein furchtbarer Mensch, dieser Julius. Er liebt mich nicht; empfiehlt mich ihm. Und was werdet Ihr dem Schrecklichen sagen? — der Herzog lächelte — ,wenn er Euch fragen wird, was Euch bewog, Ferrara zu verlassen? Er weiß, daß ich von Männern, wie Ihr, nicht gerne verlassen werde. So gut als ich, schätzt er Euch als einen Bedeutenden und Zukunftsvollen, den zu verkennen eine Schmach der Unbildung wäre, und der jedem italienischen Hofe zur Zierde gereicht. Nun, Bembo, saget mir, was werdet Ihr der Heiligkeit antworten?’

„Die Wahrheit, Herzog,“ erwiderte der Venezianer mit seiner einschmeichelnden Stimme. „Heiligkeit, werde ich sagen, ich verlasse Ferrara, weil ich den Herzog verehere und fürchte, die Herzogin zu lieben. Kein Sterblicher wird ihres täglichen Umgangs genießen, ohne von ihrem

geheimnißvollen Wesen und von ihrer klaren Anmut gefesselt zu werden. Wo ist da die Grenze zwischen Bewunderung und Leidenschaft? Wo liegt das richtende Schwert, das die Körper und die Seelen trennt? Es tötet, ohne zu bligen! Lieber aber verendete ich in tausend Qualen, als daß ich die hohe Frau durch eine auflodernde Flamme verlegte, oder an meinem edlen Gastfreunde, auch nur im Fiebertraume, Raub verübte. So werde ich zum Heiligen Vater reden' . . ."

„Kühn und auch flug gesprochen!“ unterbrach hier Don Giulio den Erzählenden, indem er zum Spiel nach einem Wasserbogen haschte, dessen fallenden Regen ein Hauch des Südwindes ihm zutrieb.

Der Richter aber fuhr fort: „Don Alfonso schien durch das Bekenntnis seines Gastes befriedigt und mit dessen Abreise einverstanden. ‚Ich könnte Euch solche freimütige Rede an den Heiligen Vater nicht verargen,‘ sagte er, ‚sie hätte nichts Unziemliches, sondern ehrt uns alle. Schreibt uns zuweilen, Bembo!‘ Dann aber wurde er drohend und wies auf mich. ‚Dieser Mensch,‘ sagte er, ‚krankt an dem gleichen Übel, ohne so weise zu sein, wie Ihr,

und ein Heilmittel zu suchen. Redet zu ihm und gebet ihm Rat.'

Da erhob ich zornig das Haupt und versetzte: 'Solches, Herzog, gestehe ich nicht ein mit dem Munde; meine Gedanken aber anerkennen keinen Richter. Wenn solches wäre, ich wüßte mir Rat, so gut wie Bembo. Laßt mich ziehen, Herzog! Die Luft von Ferrara ersticht mich. Ich bin noch zu jung mit meinen zwanzig Jahren, die heilige Wage der Themis zu halten; ich bin ein noch unfertiges Metall, eine flüssige Lava. Noch kämpfen um mich verschiedene Geseze und Anbetungen! Gebt mir Urlaub! Ich will die Hochschule von Paris besuchen, wohin ich schon lange trachte, und ich werde einst Euch und dem Staate Ferrara reifer und brauchbarer zurückkehren, als ein Mann des Rechts, den nichts mehr besticht und blendet.'

Der Herzog entgegnete mir ernst: 'Keine Rede davon, daß Ihr Euer kaum angetretenes Amt verlasset. Unter meinen Augen begannet Ihr eine Reform unseres Gerichtswesens, und ich ertrage es nicht, daß in Ferrara eine unternommene öffentliche Arbeit leichtsinnig unterbrochen und verspätet werde. Wohin würde uns solche Gewissenlosigkeit führen? — Was

aber die Sklaverei betrifft, in der Ihr schmachtet, so leugnet Ihr sie mit dem Munde, aber mit Blicken und Gebärden legt Ihr sie auf eine ärgerliche Weise an den Tag. Darum bitte ich unsern scheidenden Freund,‘ er ergriff den Venezianer bei der Hand, ‚Euch über Euern gefährlichen innern Zwist aufzuklären. Er ist Euch glaubwürdig; denn, wie Dante im wilden Walde, ist er angstvoll den reißenden Bestien entronnen. Seid sein Führer, Bembo. Redet in meiner Gegenwart ohne Zwang und Schleier. Es besteht kein Geheimnis unter uns, wir kennen unsere Gesichter und Masken.‘ — So quälte uns der grausame Pedant, und wir knirschten unter der Marter!”

— „In der That, ein genialer Gedanke des Ehemannes, in seiner Gegenwart den einen Anbeter seiner Frau durch den andern abkanzeln zu lassen!” lachte Don Giulio. „Das gleicht dem Bruder! Ich sehe, wie du in verhaltenem Ingrimm die Augen rollst, und wie der schlängengewandte Venezianer seine zerrissene Seele zu einem schmerzlichen rhetorischen Meisterstücke stimmt. Was sagte er denn?”

— „Zuerst zog er die feinen Brauen zusammen und schwieg eine Weile. Dann trat er zu

mir und ergriff mitleidig meine Hand. ‚Her-
cules,‘ begann er, ‚die Zeit drängt; meine Kasse
kämpfen vor dem Tore, und mein Geist ist schon
unterwegs. Möge diese meine letzte Minute
Frucht tragen mit der Hilfe Gottes! Ich habe
keine Zeit, meine Worte zu wägen; und da die
Höheit selbst es ausgesprochen hat, daß hier
kein Geheimnis walte, so enthülle ich schonungs-
los das Antlig der Dinge. Dein Leiden ist ein
wundersamer Fall. Nicht wie mich armen Sün-
der besiegt dich die Übergewalt des weiblichen
Reizes. Du bist weit gefährlicher krank; denn
dein Übel entspringt auf dem Gebiete deines
Stolzes und eigenwilligen Geistes. Dein strenger
Rechtsinn verdammt das, was dein Auge be-
glückt und das Feuer deines Herzens entzündet.
Das ist dein Widerspruch und dein Irrsal. Der
Richter wird entflammt für die von ihm Ge-
richtete. Besieh dir doch ihr Schicksal! Ein kind-
liches Weib, in unselige Abhängigkeiten hinein-
gewachsen, schuldig schuldlos, wie die liebliche
Frauenschwachheit ist, flieht, von innerer Klar-
heit erhellt, mit zitternden Füßen aus dem Banne
des Bösen und ergreift die ihr gebotene Hand
eines seltenen, ja einzigen Mannes, der dein
Fürst ist, o Strozzi! und ein weiser Erforscher

der Menschennatur. Er erkennt die edle Anlage Lufrezias und zieht sie in göttlicher Weise mit sich empor. Nun werden ihre Schritte täglich sicherer, und immer größeres Wohlgefallen gewinnt sie an der Tugend und an ihren belohnten Kämpfen. Da kommst du, Unseliger, siehst die Emporgehobene in den Armen ihres Schutzengels, verurtheilst sie zu den Höllentreisen und stürzest dich auf sie, um dein Urtheil selbst auszuführen. Wehe dir, du bist ihr verfallen! Du umflammerst ihre Knie; sie aber wird sich von dir lösen, und du stürzest allein in die Tiefe! Armer Trion, du umschlingst statt der Göttin die Wolke, und daß dein Frevel völlig unausführbar und unmöglich ist, das allein entschuldigt ihn. Frage dein Herz, Strozzi! und der Venezianer drückte mir in Tränen die Hand. Fühlst du nicht, wie rührend und geschmackvoll die neue Lufrezia ist, die in ihrer stillen und bescheidenen Weise das schlichte Gute tut und ohne prunkende Buße sich mit den allgemeinen Tröstungen der Kirche begnügt? Wenn du die einfache Anmut dieser Erscheinung betrachtest, beschleicht dich nicht der Zweifel, ob die Verleumdung, das Laster unserer Zeit — denn wir alle verleumden und werden verleumdet — sich nicht

an diesem erlauchten Weibe mehr als an andern vergangen und das menschlich natürliche Bild einer Pulverin ins Dämonische verzerrt habe?" . . .

Das laute Gelächter seines Freundes unterbrach ihn. „Das ist stark!“ rief Don Giulio. „O Jahrhundert unverschämter Wahrheit und gründlicher Lüge!“

Da zuckte er leicht zusammen, denn ein leiser Finger berührte seinen freien Nacken. Kurz wandte er sich um und blickte in das abgekehrte und feindliche Gesicht des Kardinals, dessen langsames Emporsteigen das Springen der Wasser übertönt und verborgen hatte.

„Ich glaube, der Herzog erwartet uns beide,“ sagte Ippolito, über das Wort seines jungen Bruders, das er noch aufgefangen hatte, unwillkürlich lächelnd. „Folget mir ohne Verzug!“ Und er verschwand in der Villa.

„Ich verlasse dich, Herkules!“ sagte der Erste. „Nur eines muß ich noch wissen: Woher deine tödliche Blässe, die mich erschreckte, da ich dir hier entgegentrat?“

„So höre denn das Ende des Auftritts und das Meuchelwort des Herzogs! Zuerst sagte er ruhig und finster: „Euer Bildniß der Her-

zogin, Bembo, ist treffend und nicht geschmerzhelt.' Er fixierte uns beide. Mit meiner Miene schien er nicht zufrieden. Es erhob sich etwas Heißes in ihm, und er wandte sich drohend gegen mich. 'Ich frage mich, Strozzio,' sagte er, 'ob Eure Leidenschaft nicht gelegentlich Euern Gehorsam gegen den Fürsten und das Gesetz zu Euerm Unheil ins Wanken bringen könnte! Nicht zwar auf Euerm eigensten Boden in Rechtsfragen, da halte ich Euch für unbestechlich und unterordne mich Eurem Urtheil. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß Ihr in dem Erbstreite meines Fiskus mit dem Grafen Contrario das Rechte finden werdet. Auch wird Euch hier die Herzogin trotz ihrer Begünstigung des Grafen nie irreleiten; aber es gibt einen Fall und eine Stunde, die sie ihres klaren Sinnes berauben werden. Ihr verderblicher Bruder wird Italien wiederum betreten und uns verwirren. Ich werde meinen Untertanen jede Verknüpfung mit ihm verbieten. Doch meine erste Untertanin, die Herzogin, wird nicht gehorchen; denn sie kann es nicht, es steht nicht in ihrer Macht. Mit den härtesten Strafen werde ich verhüten, daß sie kein Werkzeug finde, und doch wird sie eines finden ...

Euch wird sie ergreifen, Herkules Strozzi. Damit ist Euer Haupt verwirkt. Ich werde Euch richten. Nicht öffentlich, denn es ist eine Familiensache und eine Staatsache, die beide das Geheimniß fordern. Man wird Euch tot auf der Straße finden.' — Hier erblaßte Bembo, und du sagst, daß auch ich blaß geblieben bin. — Unbeirrt und gemessen jedoch fuhr der Herzog fort: „Bembo, Ihr seid vor Gott und Menschen mein Zeuge, daß dieser nicht ungerichtet stirbt. Du aber, Herkules Strozzi, siehe zu, wie du der Herzogin und mir entrinnest!“ Jetzt brachte ein furchtsamer Schreiber die Rolle für den Papst, und wir waren entlassen. Ich begleitete den Venezianer zu seinen Dienern und Pferden. Den Fuß schon im Steigbügel, flüsterte er mir zu: „Hüte dich vor dir selber, Herkules!“ "

Don Giulio schauderte. Strozzi berührte flüchtig seine Lippen und sagte: „Nun reise auch du schnell und glücklich!“

„Diesen Abend noch!“

„Nein, sobald du aus dem Schlosse trittst!“ sprach der Richter und stieg die Treppe hinunter, während der Andere seinem Bruder, dem Kardinal, nacheilte.

Fünftes Kapitel.

Diesen fand er mit dem Herzog in einer schmalen, hohen Kammer, die ein einziges großes Fenster erhellte. Es war ein geheiligter Raum, den zu betreten dem Hofe untersagt war. Die Wände waren mit Plänen und Karten bekleidet, und in der Mitte auf dem breiten Schreibtiſche, an dem der Herzog, die Stirn in die Hand gelegt, ſich niedergelaſſen hatte, ruhte ein Globus.

Sowie ſich die Brüder vor ihm gegenüber ſtanden, bliſten ſie, durch den bloßen Anblick ihrer Geſichter gereizt, ſich feindſelig an, und während der Herzog mit einem Zuge der Beſorgniß zuhörte, überſchüttete der Kardinal Don Giulio mit zornigen Worten.

„Ich verlange,“ rief er, „daß Eure Hoheit dieſem Nichtswürdigen den Hof verbiete; ich will, daß er Ferrara meide ewiglich und uns nicht länger das Ärgerniß ſeiner Nichtigkeit und Strafloſigkeit gebe. Er beſchämt und entehrt unſer Geſchlecht! Stoße ihn aus, Bruder!“

Unter so unerhörter Beleidigung zuckte Don Giulio zusammen. Er bäumte sich unter dieser Geißelung; es war, als ob sich seine Züge vergrößerten und ein edleres Urbild durchschien, das sich empört erhebe gegen solche Erniedrigung.

„Kardinal,“ sagte er, „was ich sündigte, habe ich mir gesündigt. Und ich weiß nicht, ob ein frei Genießender nicht schuldlos ist neben einem Staatsmanne, der, wie ein Giftmischer, das Böse berechnend und wissenschaftlich zu seinen Zwecken braucht und verarbeitet.“

„Diese Gedankenlosigkeit ist gerade, was ich dir vorwerfe, du trauriger Gegenstand!“ versetzte der Kardinal, „und daß du ohne jede geistige Freude dem gemeinsten Genuß frönst. Und darum, weil ich weiß, was du, Verworfenster, Liebe nennst, verbiete ich dir Donna Angela! Berühre sie nicht mit dem leisesten Atem, mit dem flüchtigsten Gedanken, denn — pfui deine Gedanken!“

Mit Tränen erwiderte Don Giulio: „Warum stößest du mich in den Schlamm, daß ich darin erstickte, während du mich früher emporheben wolltest? Warum hassdest du mich so wild, der du einst den Knaben väterlich geliebt hast?“

„Das will ich dir sagen, Julius. Als ich,

der zehn Jahre ältere, dich als Kind neben mir sah, freute ich mich deines offenen Antlitzes und deines hellen Geistes. Herzgewinnend, schön, aufmerksam und begabt, schienst du mir ein unter günstigen Sternen geborener Este, uns geschenkt zum Gedeihen unseres Hauses und Staates, ein Labsal, eine Stütze für Tausende, und es war mein stolzes Bemühen in einer Zeit des Zerfalles, wo die Persönlichkeit alles ist, die deine zu entwickeln. Jetzt, nach deinem kindlichen Aufglänzen, standest du, ein Jüngling, am Scheidewege; da wandtest du dich ab von den Zielen der Ehre und Arbeit und verlorest dich völlig in Spiel und Lust. Dir gelang, deinen ganzen reichen Hort nutzlos und schädlich zu vergeuden. Nicht der Staat, nicht die Wissenschaft, nicht einmal der die Jugend entflammende Kriegsdienst vermochte dich zu gewinnen. Du tötetest deine Tage mit großen und kleinen Freveln . . . ein kleinlicher und niedriger Geist. Du hast Raub begangen an deinem Hause, und da du ihm, Wechselbalg, keine Ehre mehr machen kannst, sondern es mit lauter Schande bedeckst, sähe ich dich wahrlich lieber tot als lebendig. Hast du dich doch selbst von uns losgesagt, als du dein Pratellos, an

das du grenzenlose Summen verschwendet hast, nicht mit unserem erlauchten Wappen, sondern mit leeren und sinnlosen Farben verziertest, wie du selbst eine bist."

"Bruder," erwiderte niedergeschlagen Don Giulio, den sein Gewissen strafte, „höre auf, mich zu zertreten, weil ich meine Lebensfreiheit gebraucht habe. Es sind genug Este da, die dem Staate dienen! Glaube mir, die Tugendlehre steht deinem Geiergesicht übel an! — Über eines aber, Ippolito d'Este, beruhige dich gänzlich" — und Don Giulio ermannte sich, einen Boden erreichend, wo er sich schuldlos fühlte — „über meinen Stand zu Donna Angela! Ich schwöre dir," er suchte nach einer gültigen Betauerung, „so wahr unser Fürst und Bruder hier lebt! Angela Borgia, die der Grund ist deines grausamen Hasses gegen mich, gehört nicht zu mir, sie geht mich nichts an, sie ist mir feind! Ich biege ihr aus, so schlant ich kann. Wuchs und Gebärde dieser Virago sind nicht mein Stil. Auch kann sie mich nicht lieben, denn sie denkt über mich, wie du. Und mit Recht, denn ich weiß nichts davon, daß ich mich geändert hätte, seit sie mich vor allem Volke bejammert hat!"

Weit entfernt, daß dieses Geständniß den Cardinal beruhigt hätte, blies es vielmehr ansfachend in die Flamme seiner Eifersucht. Er traute den Worten Don Giulios, denn er wußte, daß dieser trotz seiner Übertretungen eine innerlich unverfälschte und wahrhafte Natur geblieben war, und er sagte sich, daß dieser Wunderquell, in dessen Tiefe man durch seine leuchtenden Augen hinunterblicken konnte, für die wahrheitsdurstige Angela eine geheime Anziehungskraft haben mußte, ohne welche sie nicht hingerissen worden wäre, den aus dem Kerker Steigenden auf offenem Markte zu mißhandeln und zu beflagen. Seine Eifersucht wurde zur Wut, als Don Giulio unschuldig fortfuhr:

„Nein, Bruder, ich rede nicht aus Neigung!“ Er legte betuernd die Hand aufs Herz. „Bei Bacchus! Das Mädchen ist mir so gleichgültig wie Göttin Diana! Nur hat man sein Erbarmen mit jedem weiblichen Geschöpfe — was soll aus ihr werden bei deiner rasenden Liebe zu ihr? Heiraten kannst du sie nicht — du bist ein Priester! Gewinnen noch weniger, denn sie ist keusch und tapfer! Was bleibt? Was bereitest du ihr? Du wirst sie töten!“

Seine Stimme hatte einen so warmen, mit-

leidigen Klang, daß der Kardinal darüber in Raserei geriet.

„Wer sagt dir, Bube,“ wütete er, „daß ich sie töten werde! Was hindert mich, dies hier,“ er packte mit beiden Fäusten den Purpur über seiner Brust, „in Fetzen zu reißen und Angela als mein Weib an das Herz zu drücken? Ich bin jung genug dazu, und ich speie auf das kirchliche Gaukelspiel! . . .“

„Gelassen, Bruder!“ mischte sich endlich der Herzog in den Zweikampf. „Das tust du nicht. Daß du ein Weib bis zur Raserei liebst, darf dir begegnen. Es ist eine menschliche Plage — eine Krankheit — ein Unglück! Eine verspätete Verweltlichung aber zum Behufe einer Heirat wäre ein Ärgerniß — ein Spott! Und du darfst dich nicht verhöhnen lassen, du Stolzer! Was Donna Angela betrifft, die ein wertvolles Mädchen ist, so wird die Herzogin sich damit beschäftigen, sie standesgemäß zu versorgen, wozu sie als Verwandte verpflichtet ist. Und du, Kardinal, wirfst Donna Angela unter dieser Obhut in Ruhe lassen, aus Ehrerbietung für Donna Lukrezia, die du scheust und achtest.“

„Die ich scheue und achte!“ wiederholte der Kardinal gedankenabwesend. „Und mit wem

wird Donna Lukrezia sie vermählen? erfühne ich mich zu fragen."

"Das überlassen wir ihrer Klugheit," sagte der Herzog. „Ich für mein Teil denke, es wäre nicht unweislich gehandelt, sie dem Grafen Contrario zu geben."

Nun war es seltsam, wie bei der Nennung dieses in Italien Reichthum und Ehrbarkeit bedeutenden Namens beide feindlichen Brüder in ein einträchtiges und einstimmiges Hohngelächter ausbrachen.

Dann aber wandte sich der Kardinal mit erneuter Wut gegen seinen Mitlacher.

„Es sei!" schrie er. „Donna Lukrezia verführe! Sie wird etwas anderes finden, oder Donna Angela sich selbst besser beraten. Wenn nur dieser Auswurf der Este," er deutete auf den jungen Bruder, „aus dem Spiele bleibt!" Und so törende Blicke schoß er gegen ihn, daß dieser erbleichte.

Jetzt schwindelte Ippolito auf dem Gipfel seines Hasses; er fühlte, daß er die Besinnung verliere und einer Ohnmacht nahe sei. Sich an die Stuhllehne des Herzogs flammernd, leuchtete er in abgebrochenen Worten:

„Wenn dir dein Leben lieb ist, Bruder, so

entweiche aus meinem Gesichtskreis! Verlaß Ferrara! Noch zu dieser Stunde! . . Jetzt gleich! . . Geh! . . ."

Don Giulio betrachtete den Kardinal mit erschrockenen Augen. Ihm schien, daß ihn dieser unwillkürlich und aufrichtig warne vor den mörderischen Ausbrüchen seines Hasses, und er beschloß, ihm zu gehorchen.

„So tue ich, Kardinal!" sagte er und wollte sich entfernen. Doch der Herzog gebot anders.

„Keine Übereilung!" hielt er ihn zurück. „Nichts Auffallendes! Nichts, was Mutmaßungen und Gerede verursachen könnte! Begebt Euch jetzt in den Kreis der Herzogin. Unterhaltet sie und laßt gelegentlich einfließen, Eure Lust am Kriegswesen sei wieder erwacht, und da jetzt die Euerme Dienste in Venedig entgegenstehenden Staatsgründe weggefallen wären, so kehrtet Ihr dahin zurück. Ich hätte Euch Urlaub gegeben, wenn auch ungern."

Don Giulio verneigte sich gehorsam.

Da ließ sich draußen eine scharfe Stimme vernehmen, und alle drei wendeten sich gegen den Eingang der Kammer. Es war Don Ferrante, der Einlaß begehrte und in meckernden Tönen zu rezipieren begann, denn neben andern Tor-

heiten huldigte er auch der, zuweilen in Versen zu reden:

„Holdsel'ger Anblick, selten, aber wahr:
Drei Brüder schließen liebend sich zusammen,
Die von verschiednen schönen Müttern zwar,
Doch von demselben edeln Vater stammen!
Sie würgen sich und sie ersticken gar
Sich in Umarmungen und Liebesflammen.
So groß ist ihr Verlangen und Entzücken,
Sich gegenseitig an die Brust zu drücken!

Der vierte kommt, den dreien anzusagen,
Daß im Boskett, wo Amor liegt in Banden,
Wo die Gelehrten unsrer Fürstin tagen,
Ein philosophischer Disput entstanden.
Es handelt sich um nadelspitze Fragen,
Und eine Lösung ist noch nicht vorhanden.
Erlauchte Prinzen, laßt Euch nicht verdrießen,
Auch Eures Witzes Bolzen abzuschießen.

Komm, Brüderchen! Die Königin von Ferrara gebietet.“

Er faßte Don Giulio unter dem Arme und lud den Herzog und den Kardinal mit einer gezierten Handbewegung zum Vortritte ein.

Sechstes Kapitel.

Während die ernstesten Gestalten des Herzogs und des Kardinals zusammen durch den langen Mittelgang des Gehölzes schritten, stellte sich das darin lustwandelnde Hofgesinde rechts und links zu ehrerbietiger Begrüßung auf, wenn es sich nicht in anständiger Flucht auf Nebenpfaden, die zu irgendeiner geheimen Kisterbank führten, ins Dickicht verlor.

Wer von ihnen hätte begreifen können, daß der Mann im Purpur mit dem bedeutenden Kopfe und den durchgearbeiteten Zügen, wie sie große politische Geschäfte ausprägen, gleich einem Verdammtten leidend, in den Banden eines von ihm sich abwendenden jungen Mädchens lag. — Unglaublich! —

Ähnliches sagte sich der Herzog, und der Kardinal erriet dieses schweigende Urteil.

„Keine Sorge, Bruder,“ begann er beschwichtigend, „wegen meiner und des Mädchens! Ich überwinde . . . eines von beiden: mich oder sie! Nur Don Giulio muß aus der Mitte geworfen

werden. Und du schaffst mir ihn weg, den mit den vorwurfsvollen Augen!"

Der Herzog blickte den noch immer vor Leidenschaft Zitternden verwundert an. Dann warf er einen Blick rückwärts nach den ihm folgenden Brüdern und sah Don Ferrante, der der Gehäpten fast gewaltsam vom Wege in das Gebüsch zog.

„Sieh dich um,“ sagte er zum Kardinal. „Dort schleppt der Verschwörer Ferrante den unschuldigen Giulio in ein Versteck, um ihn in eines seiner närrischen Komplotte gegen uns einzuweihen. Zu solchem Verrat aber, das mußt du mir zugestehen, gibt sich der leichtherzige Knabe nicht her.“

„Je nach Umständen!“ zischte der Kardinal. Dann raffte er sich selbst und die Falten seines Purpurs zusammen, denn sie näherten sich dem Kreise der Herzogin.

Die Hitze des Julitages hatte sich gegen Abend unter dem dichten Laubdache verfangen. Es war unerträglich dumpf, und wo der Horizont zwischen den Stämmen sichtbar wurde, regten unaufhörlich die lautlosen Blitze ihre Feuer-schwingen.

In dem dämmernden Boskette des gefesselter

Rupido erhob sich beim Eintritte der beiden die Gesellschaft von den niedrigen Steinbögen; nur die Herzogin, zu deren Füßen Angela sich barg, blieb auf ihrer Bank ruhen, dem Herzog neben sich Raum gebend.

Der Perser Emin aber stand an den ehernen Rupido gelehnt, den Kreis mit orientalischen Märchen, wie es dem Herzoge schien, unterhaltend, während Ariosto hinter seinen Schultern ihn anfeuerte und auch wohl mit dem richtigen italienischen Ausdruck unterstützte.

„Wovon war die Rede, Madonna?“ fragte der Herzog.

„Herr, davon,“ erwiderte sie, „wie es möglich sei, daß gewisse Lichtgestalten, die in ihrer Glorie schügend über uns stehen, auch in fremde Länder und auf andersgläubige Völker ihre Strahlen werfen, wenngleich wie im Spiegel eines dunkeln Gewässers gebrochen. Davon hat uns Ben Emin eben ein schönes persisches Beispiel erzählt.“

„Ich errate,“ sagte Don Alfonso, den die Frage anzuziehen schien. „Solche Besignahme unserer Helden durch die morgenländische Sage kommt vor. Wenn ich nur an Kaiser Karl und seine Paladine denke. Diese freilich haben un-

sere Dichter — und nicht am unschuldigsten jener dort, der seine lustigen Augen hinter Cupido verbirgt — schon so abenteuerlich verkleidet, daß den Persern wenig mehr zu tun übrig bleibt.“

„Auf falscher Fährte, Herzog!“ lächelte Donna Lucrezia.

„So sind es denn die großen Stauffen,“ riet der Herzog weiter, „der Korbart und sein Enkel, der ungläubige Friedrich, welche beide freilich den Morgenländern ihre natürlichen Angesichter gezeigt haben, und die sie nach dem Leben abbilden konnten.“

„Immer weiter weg!“ schüttelte Lucrezia das leichte Haupt. „Doch, ich fürchte, selber habe ich Euch irre geführt, indem ich einen ganz Unvergleichlichen und Unerreichbaren in die Menschheit einreihete und das Heiligste selbst in unser weltliches Gespräch verslocht. Weder Karl den Großen und seine Paladine, noch die Stauffen nannte Ben Emin, sondern unsern Herrn Christus selbst. Verzeiht meiner Unvorsicht! Es ist ferne von mir, die Kirche zu entweihen, in deren Kreis ich durch Geburt und Schicksal gebannt bin und von der allein ich mein Heil verhoffe. Die Barmherzigkeit des Himmels, die

sich in Menschengestalt des abscheulichsten Elends erbarmt, das ist auch der Inhalt der persischen Erzählung, die mich verführte. Doch ich werde unklar. Höret und urtheilet selbst.

Von Emin berichtet:

Eines Tages trat der Heiland mit seinen Jüngern aus dem Tore einer Stadt. An der Landstraße lag in der Sonne ein toter Hund, dem die Jünger mit Ekel und Schmähungen auswichen. Der Heiland aber blieb bei dem Ase stehen, und, das einzige, was daran rein geblieben war, hervorhebend, sprach er: „O sehet, wie blendend weiß seine Zähne sind!“

Die Hofleute, welche eine Erzählung im Geschmacke des Boccaccio vorgezogen hätten, fanden diese persische Legende befremdend, ja unanständig; der Herzog aber schwieg.

Donna Lufrezia, die von dem Gegenstande nicht loskommen konnte, redete in bewegter Stimmung weiter:

„Und ist es nicht seltsam, mein Herzog! Wie auf einer kostbaren Tapete, gewoben nach der Zeichnung eines unserer heiligen Maler, wird auf der Rückseite, ich meine in der heidnischen Überlieferung, zwar nicht das volle Bild des Weltheilandes, aber doch die Purpurfarbe seiner

Barmherzigkeit sichtbar! Die heidnische Sage bestätigt den Heiland als den, welchen die Kirche verehrt und darstellt, als einen göttlichen Brunnen der Barmherzigkeit. Selbst an dem ekelsten Gegenstande findet die Güte noch eine Schönheit."

Und schwere Tränen stürzten über ihre Wangen.

Die Hofleute waren erstaunt, ihre Herrin also reden zu hören. Es war offenbar, daß sie an sich selbst dachte, und unter der Gewalt eines plötzlich über sie kommenden unüberwindlichen Wahrheitsbedürfnisses ohne Feh! und Scham unter einem durchsichtigen Schleier ihren Ursprung aus der Kirche und ihre entsetzliche römische Sünde zeigte. Der Mund des einen verzog sich in der Dämmerung zum Spott, während die Stirne des andern sann und grübelte. „Es ist schwül und sie fühlt das Gewitter“ —, dachten sie.

Die Blässe der Herzogin schimmerte wie Marmor durch das Halbdunkel. Alfonso sprach kein Wort, aber er betrachtete sein Weib ohne Groll, mit Liebe und Teilnahme. Der Teppichhändler Emin aber freute sich des Gleichnisses von der Tapete.

In dem entstandenen Schweigen wurde die

range Schwüle noch fühlbarer. Man hörte in der Ferne unheimliche Unfernrufe und das Schreien eines Käuzleins, nach welchem der Kardinal, der an der Unterhaltung keinen Anteil genommen, aufmerksam und geärgert hinhorchte.

Da trat unversehens Don Ferrante aus den Bäumen und ließ seine mißtönige Stimme vernehmen.

„Hier wird erbaulich gesprochen,“ höhnte er, „wohl von der Eminenz! Ich lese es im Dunkel auf den fasteiten Mienen. Schade, daß ich zu spät komme! Ich kann immer etwas Moral brauchen, und noch mehr Bruder Julius, den ich mitbrachte, der mir aber unterwegs in den Pfirsichspalieren hängen blieb. Es steckt dort eine Pica, die Tochter des neuen Gärtners, der er jetzt Pfirsiche für die herzogliche Abendtafel pflücken hilft mit den üblichen Griffen und Bissen und ehrbaren Spielen und Wortspielen, welche seit Adams Zeiten das Ergögen unserer edeln Menschheit sind.“

Diese mehr bittere als lose Rede schlug wie ein Blitz in einen Pulverturm.

Donna Angela, die bisher ihr Angesicht an den Knien der Herzogin verborgen hatte, fuhr wie eine vom Pfeil getroffene Löwin in die

Höhe und wollte, durch die Büsche brechend, davoneilen, da der nächste Augenblick den Unwürdigen in ihre Gegenwart bringen konnte; doch die dunkle Figur des Kardinals verwehrte ihr die Flucht. Er stellte sich vor sie, und es schwirrte von seinen Lippen:

„Der Nazarener fand an dem ekeln Nase noch etwas Schönes, an dem Hunde Don Giulio hätte er es nicht gefunden!“

Da änderte sich plötzlich die Haltung des aufgebrachten Mädchens. Die Brandmarkung des ausschweifenden Jünglings, zu der — wunderbarerweise — nur sie ein Recht zu haben glaubte, kochte in ihr als Zorn und Widerspruch. Sie schüttelte ihr stolzes Haupt und bewegte die Lippen.

„Es wäre denn, Ihr allein, Donna Angela, wüßtet ein Lob auf ihn!“ beleidigte er sie.

Da sprach die Trogige mit erhobener Stimme: „Don Giulio hat wundervolle Augen! Die muß ihm der Meid, die müßet Ihr, Cardinal, ihm lassen!“

„Muß ich? Muß ich wirklich?“ rief Ippolito bebend und trat in die Nacht der Bäume zurück. Er verließ das Boskett und erschien wieder nach wenigen Minuten und einer entseßlichen That.

Was war geschehen?

Er hatte kaum das Dunkel betreten und einen leisen Ruf hören lassen, so froch Kragfralle, der sich durch „Unke“ und „Käuzlein“, wie der Kunstausdruck lautete, angemeldet hatte, auf dem Bauche, wie eine Schlange, aus dem Dickicht, und ihm gegenüber auf der andern Seite des Pfades wurden in derselben Haltung Firlfanz und Drachenbrut sichtbar. Es waren die drei Schlimmsten seiner verabschiedeten Bande, die vor ihm aufstiegen.

„Was wollt ihr von mir, Schurken?“ fuhr er sie an.

Die Mügen mit den Händen vor die Brust drückend, wisperten die drei:

„Gold, Gold, Gold, Eminenz! Wir haben Euch länger gedient als die andern und erwarten mehr von Euch! Euer Schatzmeister aber hat uns alle gleich bedacht.“

Da überwältigte den Kardinal sein böser Dämon. Er zog einen schweren Beutel hervor. „Euer!“ lockte er, „wenn ihr Don Giulio . . .“

Firlfanz machte die Gebärde des Erstechens: „Abgemacht, Eminenz!“ —

„Nicht so! Sondern“ . . . das Wort zauberte in seinem Munde, „ihn blenden.“

Zuerst wollten ihn seine Banditen nicht verstehen.

„Kennt ihr ihn?“ fragte er.

„Er ist mein Freund!“ versetzte Kragtralle mit Stolz.

„In wenigen Minuten geht er hier vorbei. Hört! . . . Ich vernehme schon seine Schritte!“ In der That wurde ein fernes Schreiten auf dem knirschenden Kiese der Allee hörbar.

Da warf sich Kragtralle dem Kardinal zu Füßen und stöhnte mit dem tiefsten Selbstbedauern:

„Ich Verdammter! Wär' ich nicht geboren! Herrlichkeit, befehlt mir, ihn zu erstechen! Nacken oder Herz! Nur nicht die lieben schönen Augen! . . . Das tu' ich nicht!“ sagte er dann entschlossen.

Da stieß ihn Hirtelanz beiseite. „So laß uns zweie machen, Kapaun! Desto besser, wenn wir nicht mit dir teilen müssen!“

Das wollte nun Kragtralle auch nicht. Der Kardinal ließ seinen Beutel fallen und ging auf dem Pfade, den er gekommen war, nach dem Boskette, ohne zurückzulauschen.

Hier aber war nicht nur der eherne Amor gefesselt, sondern alle Geister der Unterhaltung

lagen in Banden. Man lag, in der Schwüle schwer atmend, zusammen und konnte bei der sinkenden Nacht kaum mehr die Züge des Nachbarn unterscheiden. Eine bleierne Müdigkeit und zugleich die beklemmende Angst einer Erwartung lähmte die Glieder, wenn auch nur das Warten auf die Flammen und Donner eines Gewittersturmes, dessen Kittern zur Stunde noch gebunden waren.

Da plötzlich zitterte durch die Luft ein Geräusch. Solche Schreckens- und Schmerzens-töne, daß alle Herzen kletterten und alle Pulse stockten!

„So brüllt der Stier des Phalaris!“ rief der entlegte Ariost. „Wo bleibt Don Gintio!“ Er stürzte fort.

Da kam er mit ihm zurück, der sich, der Unglückliche, an ihn anflammerte und von ihm vorwärts schleifen ließ.

„Brüder! Herzog!“ rief der vor Schmerz Sinnlose, „wo bist du? Hilf mir, räche! strafe!“

„Fasse dich, armer Bruder! Was geschah? Was tat man dir?“ sprach ihm der Herzog zu, während ihn alle umringten.

„Der Kardinal ließ mich mendelings überfallen! Er hat mir die Augen ausgerissen!“

Man schrie: „Bringt Fackeln! Holt Ärzte!“ während Don Giulio den ihn aufhaltenden Ariost mit sich reißend, vorwärts strebte und die Arme nach dem Kardinal ausstreckte, der neben dem Herzog stand und dessen Gegenwart er fühlte. Seine ungewisse Hand fuhr in die Falten des Purpurs, in den er, auf das Knie stürzend, sich verwickelte und das blutige Haupt begrub.

Er hielt sich an dem Leibe des Kardinals fest und schluchzte:

„O, o, warum raubst du mir das Licht? Was nimmst du mir das all und einzige weg, das ich war . . . ein in der Sonne Armender! . . . Du, der du alles bist und hast! Dem ich nichts nahm und nichts neidete! . . . Ich winde mich vor dir wie ein blinder Wurm! Bruder, zertritt mich! Töte mich ganz! . . .“

Der Kardinal erschrak. Er zog krampfhaft seinen Purpur an sich, und seine Stimme klang unnatürlich, als er ausrief: „Nicht ich! . . . Das Weib verführte mich! . . . Sie lobte deine Augen! . . .“

Dieses Wort drang nicht mehr in das Ohr des vor Schmerz ohnmächtig werdenden Blinden, aber vernichtend in das Herz der entsehten Angela.

Es kam Hilfe, Dienerschaft mit Fackeln und Sänften. Die verwirrte Gesellschaft verlor sich ohne Abschied in ängstlichen Gruppen und auf verschiedenen Wegen.

Das dunkle Boskett war verlassen.

Jetzt rörete ein Blitz den gefesselten Amor, Windstöße sausten durch den Wald und beugten die Wipfel der Bäume. Bald war der Himmel lauter Lohes und die Luft voller Donnergeröse. Dann stürzten die finstern Wolken auf die Erde, und schwere Regen wuschen und überschwemmten den mit Blut und Sünde besleckten Garten.

Siebentes Kapitel.

Geraume Zeit war verflossen seit der Missethat des Kardinals, und der erste Frevel verlangte andere zu erzeugen. Die Saat war ausgestreut und keimte.

In Pratello, wohin man Don Giulio an jenem Abende noch, mitten durch das Gewitter, in einer von Pferden getragenen Sänfte zurückgebracht hatte, brütete der Unglückliche in seiner Finsterniß oder ließ sich durch die Gänge seiner neuangelegten Gärten führen, die heißesten Sonnenstrahlen auffangend, um wenigstens das Licht zu empfinden, das er nicht mehr sehen sollte.

Besucht wurde er nicht vom Hofe, denn er galt für in Ungnade gefallen, da der Herzog nicht daran zu denken schien, die That des Kardinals vor Gericht zu ziehen, nicht einmal daran, durch eine ernsthafte Verurteilung des grausamen und unerklärlichen Verbrechens sich davon zu trennen und persönlich loszusagen. Die drei Banditen freilich wurden, kurze Zeit

nach der That, in Neapel, wohin sie mit ihrem Solde geflohen, wohl von ihren früheren Kameraden umgebracht und ihre Köpfe an die Gerichte von Ferrara gesendet, die einen Preis auf die Einlieferung der lebendigen oder toten Verbrecher ausgesetzt hatten.

Der eigentliche Täter, Ippolito d'Este, kam mit einer so leichten Strafe davon, daß es schlimmer erschien, als wenn man die Schuld an ihm nicht gesehen noch gesucht hätte, und daß es einer Verhöhnung des von ihm mehr als Getötenen glich. Der Herzog begnügte sich damit, den Kardinal für wenige Wochen aus seinem Angesichte zu verbannen. Nicht einmal das Gebiet von Ferrara war ihm verboten worden.

Aber er hätte es auch nicht verlassen können, denn er lag schwer krank darnieder in der stillsten und verborgensten Kammer seines Stadtpalastes — so antwortete wenigstens seine Dienerschaft auf die vorsichtigen Fragen der Ferraresen. Ob es so sei, oder ob der Kluge sich nur sterbend stelle, um die gegen ihn empörte öffentliche Stimme zu besänftigen, darüber waren die Meinungen verschieden.

Von dem Gerüchte der Erkrankung des Kai-

dinals erfuhr der Blinde von Pratello nichts; denn die zwei einzigen sehr ungleichartigen Ferraresen, die ihn besuchten, Don Ferrante und Ludwig Ariost, hüteten sich aus verschiedenen Gründen und Interessen, ihn davon zu unterhalten.

Der Dichter, welcher nach Pratello kam, um nach seiner Art den Blinden zu trösten und seine Seele zu erfreuen, war ein Höfling des Kardinals und setzte Wert auf das Wohlwollen dieses gefürchteten Beschüters. Er hielt sich ohne Falsch in der Schwebe zwischen Schlächter und Opfer; er bedauerte seinen Freund, ohne seinen Gönner zu verabscheuen, dessen Namen er in Pratello nie über die Lippen ließ, um ihn nicht von Don Giulio verfluchen zu hören, um nicht das Gemüt des Blinden im Grunde aufzuwühlen und auf lange Tage zu verfinstern.

Don Ferrante dagegen kam in andrer Absicht. Er weidete sich am Schmerze des Bruders, weil er Pläne darauf baute. Er vergiftete seine Wunde, weil er sie nicht heilen lassen wollte. Sie sollte immer heftiger brennen, damit der Groll des von Natur nicht Rachsüchtigen gegen die älteren Brüder, den schuldigen und den gleichgültigen, immer tiefer glühe.

Er nahm sich darum in acht, dem armen Herzen mitzuteilen, daß der Kardinal auch nicht heil und ungestraft geblieben, sondern heimgesucht sei von schwerer Krankheit, und damit gar sein Mitleid zu erregen. Der Blinde sollte ihm nützlicher werden, als ihm der Sehende je gewesen war.

Don Giulio hatte in Pratello verschiedene Stufen des Elendes überschritten. Nach den ersten, langen, im Dunkel verstöhnten Tagen und Nächten, sobald die Fieber des Körpers und der Seele nachgelassen hatten, suchte er nach seiner genußbedürftigen Natur die Berührung der sanften Lüfte und den Geruch der Blumen. Er vergrub sich in die kühlsten Blätter, unter die duftigsten Zweige seines Gartens.

Zu dieser Zeit fing Ariost an, den Freund zu besuchen, vor dessen unheilbarem Elend ihm anfangs unüberwindlich gegraut hatte. Er wandelte mit ihm durch die Laubgänge von Pratello und legte sich neben ihn auf den weichen Rasen. Er war dafür besorgt, daß die Schaffnerin Körbe voll saftiger Früchte und Schalen edeln Weines bringe, und ließ den Blinden genießen und schlürfen.

Er klagte mit ihm das Verhängnis als etwas

Unpersönliches an. Er lobte die Mäßigung des Empfindens wie im Glück also im Unglück, und meinte, es hänge alles von der Farbenbrechung der Seele ab; Glück könne schmerzen, und Unglück — als Tragödie betrachtet — lasse sich genießen. Ja, er behaupte, auch der Sinnlichste besitze eine geheime stoische Ader, und über den Geschehnissen zu stehen, gewähre eine göttliche Genugthuung.

Eines Tages zog er auch beschriebene Rollen aus der Tasche und begann mit wohl lautender Stimme, Strophe nach Strophe, die schlanken Gestalten und die herrlichen Entfaltungen seines Heldengedichtes in Don Giulios Ohr tönen zu lassen, bis sich nach und nach das Dunkel heller färbte und in der entzückten Seele des Blinden eine Sonne aufging.

Im Anfange beachtete er wohl, solche Gesänge zu wählen, deren Grundstimmung ein heroischer Ernst oder Ergebung im Leiden war. Trennungen, Aufopferungen, Erniedrigungen und ähnliches passives Heldentum!

Da rührte es oft den Dichter, wie tief Don Giulio den schmerzvollen Wahnsinn Rolands mitempfand, trotz der schalkhaften und grotesken Darstellung, mit welcher der Dichter seiner Froh-

natur gemäß den Schmerz wieder aufhob. Das ins Komische Übertriebene der Leidenschaft, die von Roland, wie ungeheure Ausrufungspunkte, in die Luft geschleuderten Felsstücke störten das Mitgefühl des Blinden nicht.

Endlich aber, da Meister Ludwig den Freund mit seinen zweiundzwanzig Jahren so schlank und schön neben sich ins Gras gestreckt sah, die rasch geheilten zwei Wunden im unter dem Haupte ruhenden Arme verborgen, stachelte ihn die Freude an dem von ihm eben neu Geschauten und Geschaffenen, einen Gesang vorzutragen, der nichts als Farbe, Lust und Leichtsinnsinn war und in dem das trunkene Leben über flatterndem Haar die lauten Becken schlug.

Da dies zum ersten Male geschah, legte der Erste die feine Hand auf die des Dichters und das Manuscript zugleich. „Etwas anderes, Ludwig!“ sagte er, „das ist nichts für einen Blinden!“

Da weinte der Poet innerlich über diese Abwendung von der Freude, obwohl er sie höchst erklärlich und würdig fand. Auch kam sie ihm nicht ganz unerwartet, denn er hatte unlängst einem kleinen Auftritte beigewohnt, der ihm einen Blick in die Seele des Blinden gewährte.

Coramba, die frühere Hausgeliebte des Este, hatte sich nach der zugreifenden Art solcher Wesen, bei dem Verbinden der durchstochenen Augen aufs löblichste betätigt und ihren erblindeten Herrn gepflegt und geführt, bis er sich selbst zu helfen mußte. Im Freien aber hatte er das aufdringliche Geleit nie geduldet, schon weil ihn die unterdrückten Mitleidsrufe seiner Untergebenen: „Da kommt der arme Herr mit seiner Kreatur!“ oder: „Sie hütet ihn wie eine Mutter!“, die sein geschärftest Ohr vernommen hatte, gründlich verdrossen.

Eines Tages nun erkühnte sich die Coramba, den Blinden in Gegenwart des Ariost zu umfassen und wie ein Kind zu herzen. Der Este aber schob sie gemach und kühl auf die Seite und sprach: „Gehe, Coramba, gehe auf immer! Du bist nichts für einen Blinden! Gehe, und nimm meinen Dank mit.“

Sie gab ihm recht und ging noch an demselben Tag, nachdem sie sich, ohne daß er es ihr wehrte, die Taschen mit seinem Golde gefüllt hatte, ein wärmeres Klima aufzusuchen.

Auf seinem weiten Besitztum lebten und arbeiteten für ihn Hunderte von ländlichen Familien, fleißige, genügsame Leute, deren be-

wundernde Anhänglichkeit das wilde und üppige Treiben des jungen Gebieters nicht hatte zerstören können. Jetzt in seinem einsamen Unglück traten seinen Gedanken diese treuen und harmlosen Nachbarn täglich näher. Er fing an, wenn er ihnen auf seinen lichtlosen Gängen begegnete, ihre Stimmen zu unterscheiden, sich von ihrer Lage zu unterrichten und an ihrer Sorge teilzunehmen. Ihr einfaches, echtes Mitleid tat seiner kranken Seele wohl, und er sprach von ihnen zu Ariost wie von Brüdern und Schwestern.

Solchen und ähnlichen Äußerungen des Blinden entnahm der Poet, daß der Erste sich in einer andern Lebensabtheilung, unter einer andern Menschenklasse einzurichten begann, als die war, welcher er bisher angehört hatte, in derjenigen der Unglücklichen und Leidenden, der Benachtheiligten und Enterbten, in einem Lebenskreise, der offenbar unter andern Bedingungen stand und andern Gesetzen folgte, als die Bollsinningen und zum Genusse Berechtigten.

Auch erriet Meister Ludwig, daß der Erste diese seine Herabwürdigung und Entwertung nicht immer dem Hasse der Menschen oder dem blinden Verhängnisse, sondern, in gewissen Augen-

blicken wenigstens, einer eigenen Verschuldung zuschrieb. So mußte es in der That sein. Diese mußte teil daran haben. Wenn in des Dichters sonst so hellen Bildern mitunter die Nemesiß waltete — wie bisweilen ja auch in der wirklichen Welt, laut dem Sprichworte, die Strafe der Missethat auf dem Fuße folgt — dann versank Don Giulio in Nachdenken, und Ariost vernahm wohl einen erstickten Seufzer.

Bei solchen Wahrnehmungen aber hütete er sich, auf ein Gefühl, das er an sich selbst nicht kannte und das ein flüchtiges sein konnte, un-
zart zu drücken, theils weil er jedes fremde Eingreifen in einen Seelenvorgang als Gewalttat verabscheute, theils auch, weil er sich, leicht beschwingt, wie er war, und immer auf die sonnige Oberfläche der Dinge zurückstrebend, am wenigsten dazu berufen fühlte.

Denn der Quell echter Reue, das wußte er, sprudelt in heiligen Tiefen, und nur in der einsamen Stille seines göttlichen Ursprungs waschen sich schuldige Hände und Seelen rein.

Ihm aber schauderte vor dem Verharren in solcher gestaltlosen Tiefe. Alles, was er dachte und fühlte, was ihn erschreckte und ergriff, verwandelte sich durch das bildende Vermögen seines

Geistes in Körper und Schauspiel und verlor dadurch die Härte und Kraft der Wirkung auf seine Seele.

Meister Ludwig trug auf der Tafel seiner offenen Stirn das sittliche Gebot geschrieben, doch allerlei lustiges und lustiges Gesindel tanzte über die helle Wölbung und hauste in den dahinterliegenden geräumigen Kammern, ohne daß der Dichter selbst seine Mieter alle recht gekannt hätte.

Auf Don Giulio aber wirkte er wohlthätig, und wenn er von ihm schied und der Este ihn begleitete, gingen sie Hand in Hand durch den Platanengang von Pratello, ohne daß der Blinde den Schauenden beneidete, oder dieser jenen bemitleidete, als zwei gute Brüder; denn die Liebe hatte für den Augenblick jeden Unterschied zwischen ihnen aufgehoben.

Mehr Besuche aber noch als von Ariost erhielt Don Giulio von seinem Bruder Don Ferrante. So mischte sich ein dunkles stygisches Gewässer in den hellen Einfluß des Dichters und verwüstete Don Giulios Seele in einer Tiefe, wohin Ariost nicht gelangen konnte.

Don Ferrante war ein wunderlicher Zwitter, gemengt aus geistiger Armut und unerschöpf-

lichem Erfindungstriebe. Seine Jugend war unter dem Drucke beständiger Furcht verkrüppelt. Als Kind schon Zeuge unzähliger Intrigen und Komplotte in Ferrara selbst und ängstlicher Zuhörer, so oft noch grausamere Dinge von den anderen italienischen Höfen seiner Zeit berichtet wurden, fühlte er sich von jeher von Schrecknissen umgeben, denen seine unehrliche und machtlose Natur keinen andern Widerstand entgegenzusetzen konnte, als den der wechselnden Maske und der seltsamsten Erfindungen. Er verleumdete, um der Verleumdung die Spitze zu bieten; er zettelte kleine Verschwörungen an, um seiner Familienintrige zum Opfer zu fallen. Alles aus geheimer Furcht und ohne Ernst und Folge, außer daß er dabei immer unwahrer und verschrobener wurde.

An jenem Abend aber, da derjenige seiner Brüder, gegen den er am wenigsten Mißtrauen hegte, auf schauerliche Art in der Mitte des Hofstaates überfallen und der Augen beraubt wurde, geschah ein Riß in seinem schwachen Geiste, und von nun an stand es ihm fest, daß er selbst, als der gefährlichere der beiden, wie er meinte, einer noch schrecklicheren Vernichtung entgegengehe.

Diese krankhafte Angst, die ihm keinen harmlosen Moment mehr gönnte, ihm den Schlaf raubte und ihn jede Speise, jeden Becher bezargwohnen ließ, steigerte seine Furcht vor seinen zwei regierenden Brüdern zum verzweiflungsvollen Haß, und er entschloß sich, sie zu entthronen und zu töten.

Dazu aber bedurfte er seines geblendeten Bruders.

Don Ferrante hatte nämlich die Wahrnehmung gemacht, daß die rechtlose und gerichtlose Blendung Don Giulios gewaltig auf das öffentliche Gefühl gewirkt hatte, nicht zu reden von dem schändlichen, die Einbildungskraft aufregenden Vorgange selbst. Ferrara, auf welchem ein Joch der Knechtschaft und der Befehl unbedingten Schweigens in Staats- und Hofsachen härter als sonst irgendwo in Italien lastete, Ferrara sogar, wo sich freilich dieses Unerhörte zugetragen hatte, geriet in Gärung. Es mußte ein besonderes Verbot erlassen werden, sich um Don Giulio zu kümmern, nach ihm sich zu erkundigen, oder gar sich Pratello zu nähern und seine Gebüschse zu umschleichen.

Natürlich geschah es, daß das Bild des Geblendeten in den Gedanken und Gesprächen der

Ferrareesen sich veredelte und aus dem zügellosen Jüngling, dessen gefährliche Buhlschaften und leichtsinniges Blutvergießen sie früher vermünscht hatten, ein bejammernswerthes Opfer, ein edler Märtyrer wurde.

Dies bemerkte Don Ferrante wohl, und da er auch eine starke schauspielerische Ader hatte, sann er sich eine wirkungsvolle Szene aus, welche den Umsturz von Ferrara mit Sicherheit herbeiführen würde.

Don Giulio, zu Roß auf einem weißen, von zwei Dienern in Trauer begleiteten Zelter, mit starrenden, leeren Augenhöhlen und einer Leidensmiene; er selbst daneben, durch die Hinweisung auf die Untat und ihre Straflosigkeit das öffentliche Mitleid aufstachelnd.

Einige Einverständene zu werben, erschien ihm als eine geringe Schwierigkeit, denn das herkömmliche Material eines Aufruhrs in einer kleinen italienischen Tyrannenherrschaft mangelte auch in Ferrara nicht. Über das Weitere war sich Don Ferrante nicht klar geworden; aber ein schneller Überfall und die Ermordung des Herzogs und des Cardinals erschienen ihm unerläßlich.

Mit diesen Ausgeburten seiner Angst und Bos-

heit verfolgte er täglich den armen Blinden. Dieser aber sträubte sich gegen die Ermordung der Fürsten aus Menschlichkeit und verwarf mit einer edeln Empörung, deren er, so lange er nur genoß und schwelgte, niemals fähig gewesen wäre, die ihm angesonnene Rolle eines Mitleid erregenden Schauspiels. Er schämte sich, auf den Märkten von Ferrara sich selber auszustellen als das Bänkelsängerbild seiner tragischen Geschichte.

Und doch blieb sein Herz dem beängstigenden Einflusse des Bruders nicht verschlossen. Was er in seinen hellen Tagen mit einem verächtlichen Lächeln als törichte Hirngespinnste zur Seite geschoben hatte, das gewann in einer durch die Blindheit verdunkelten Gefühlswelt Wahrscheinlichkeit und Inhalt. Konnte nicht der unglückliche Bruder in gewissen Grenzen recht haben, und ihm wirklich Schlimmes angetan worden sein? Hatte er nicht eine verstoßene Kindheit verlebt? War es nicht möglich, daß ihm noch heute nach dem Leben getrachtet wurde? War Don Giulio doch selbst, den die Hofintrigen immer angeekelt hatten, einem unbegreiflichen Attentat zum Opfer gefallen!

So war er nicht ferne davon, dem Bruder beizustimmen, wenn dieser die gepriesene Gerechtigkeit des Herzogs einen Abgrund der Ungerechtigkeit nannte, nicht besser als die teuflische Bosheit des Kardinals, und den Hof von Ferrara ein Geflecht sich erwürgender oder miteinander buhlender Schlangen, einen eklen Knäuel, den es ein Verdienst wäre zu zerhauen und zu zertreten.

Der arme Don Giulio war nicht imstande, seine eigene entsetzliche Erfahrung anders zu erklären als durch die allgemeine Verderbnis, und gab allmählich und unbewußt dem Bruder, welchem er sein Mitleid nicht versagen konnte, gewonnenes Spiel.

Er war von dem Wahn und den Verschwörungsgedanken Don Ferrantes mehr umspinnen, als er selbst es wußte, und ein neues Erlebnis gab den Ausschlag.

Unter dem durchsichtigen Himmel eines Herbsttages ritt auf einem der von der Polizei verbotenen Waldwege, die nach Pratello führten, eine Amazone, schlank von Wuchs und untadelig im Sattel, welche, wie aus einem Rittergedicht entsprungen, auf Abenteuer fuhr. Wie sie aber

näher kam, trug ihr Antlitz den Ausdruck so tiefen und unheilbaren Leides, daß sie eher mit einem ewigen Schmerz das Kloster zu suchen schien.

Nun erreichte sie eine den Niederblick auf das Schloß gewährende Lichtung, glitt vom Pferde und schlang unter den letzten Bäumen die Zügel ihres offenbar dem herzoglichen Marstall zugehörigen Rappen um eine junge Ulme.

Dann schritt sie vor und war wiederum eine andre. In den feurigen, von flatterndem Kraushaar beschatteten Augen wohnte Wahrheit und auf dem weichen Munde neben einem kindlichen Zuge der Trost der Liebe, ja eine gefährliche Entschlossenheit.

Von der Höhe des Waldrandes, an dem sie stand, erblickte sie den ganzen ruhigen Reiz der Landschaft von Pratello.

Daß nur mit den notwendigsten Verteidigungswerken umgebene Schloß lag in einer unendlichen grünen Wiese, durch welche ein breiter spiegelklarer Fluß zog, wo kleine Fischerboote ihre Segel blähten. Gondeln lagen an dem vorragenden Halbrund der bequemen Landungstreppe, die unter den Säulengang des inneren Hofes und zum Hauptgebäude führte. Statt der

von der kriegerischen Zeit geforderten Festungsgräben hielt der Fluß die schöne Wohnstätte mit ihren Umfassungsmauern und Rundtürmen beschüzend in den Armen.

Von der Schönheit Pratellos ergriffen, suchte die Fahrende eine etwas tiefer im Wiesengrunde gelegene dichte Baumgruppe zu erreichen, in deren schwarzen Schatten eine breite Steinbank stand. In dieser Verborgenheit ließ sie sich nieder, denn sie scheute sich, Pratello zu betreten, und ließ die Stunden vorübergehen, bald das Schloß aufmerksam betrachtend, bald in ihre Gedanken versunken.

Schon stand die Sonne auf der Mittagshöhe. Da sah sie, wie an der Landungstreppe von einem alten Fährmann eine Gondel gelöst wurde, an deren Steuer er sich wartend setzte.

Nun trat ein schlanker Jüngling in schwarzer Tracht aus dem Schlosse, dessen Gesicht ein breitkrämpiger Hut beschattete, ehrerbietig beobachtet von einem Häuflein ihm folgender Diener, und durchkreuzte den von Weinlaub umrankten Säulengang. Auf der Landungstreppe bot ihm der Fährmann die Hand zum Tritte in die Gondel, die er behend, aber behutsam bestieg. Dann übergab ihm der Alte die Ruder, und

während sie der Jüngling zu schwingen begann, lenkte der andere das kleine Fahrzeug mit dem Steuer.

Als sie am jenseitigen Wiesenbord anstießen, war es der Fährmann, der ans Ufer sprang und dem Jüngling beide Arme entgegenstreckte, den Aussteigenden eher bewahrend als ihn berührend. Dieser wandte sich ohne viel Besinnen in gerader oder beinahe gerader Richtung über die sanft ansteigenden Wiesen nach der Bank unter den Steineichen.

Die Lauscherin blieb nach einem leichten Zusammenschrecken und Auffahren sitzen; sie erriet den Blinden, der sich eine tägliche Anstrengung und Übung daraus machte, die Sehenden nachzuahmen, um diese und, soviel als möglich, sich selber zu täuschen, wobei ihm seine jugendliche Biegsamkeit, sein Ortsinn, sein scharfes Gehör und die Beflissenheit seines ihm jedes Hindernis sorgfältig aus dem Wege räumenden Gefindes zu Hilfe kam.

Während zwei teilnahmvolle Augen von der Steinbank aus den sich nähernden Gang des Blinden beobachteten, strauchelte der Ärmste über einen im Grase liegenden Gegenstand, den die Spähende nicht unterscheiden konnte. Er stürzte

auf das Knie, schnellte sich aber, mit der vorgestreckten Linken kaum den Boden berührend, leicht und geschmeidig wieder empor, ohne nur die Gerte zu verlieren, die er in der Rechten trug. Mit dieser prüfte er nun, sie leicht in der Hand führend, den übrigen Weg, einen kleinen Verdruß auf dem blassen, vom Hute verschatteten Angesicht verwindend.

Die Hände über den Knien gefaltet, das Haupt lauschend vorgeneigt, verfolgte sie jede seiner Bewegungen.

Er kam und setzte sich auf die bemooste Bank neben sie, von deren Dasein er keine Ahnung hatte.

Was murmelte er? Was tönte nur halblaut, nur halbverständlich ununterbrochen von seinen Lippen?

Erhob er Klage gegen das Schicksal? Beleidigte oder verneinte er die Gottheit? Beschuldigte er seine Brüder? Oder sie, die ohne sein Wissen neben ihm saß? Beweinte er seine Verirrungen?

Nichts von alle dem. Die Mittagsruhe, die Stunde des Pan träumte auf seinen Zügen. Don Giulio trieb ein seltsames Geistespiel, das sie erst nach und nach aus seinen abgebrochenen

Worten und geflüsterten Verßzeilen erriet und zusammensetzte.

Nach der Zeichnung der Danteschen Hölle, wie sie jedem italienischen Geiste innewohnt, beschäftigte er sich damit, nicht zwar den trichterförmigen Höllenabgrund zu bevölkern, sondern einen Krater des Unglücks zu graben, dessen Stufen er auch nicht mit Verdammten und Unseligen des geisterhaften Jenseits, sondern mit den Elenden, den Leidenden, den Verzweifelnden dieses irdischen Lebens füllte — immer eine Stufe unseliger als die andere, wobei er ohne Bedenken in die unterste, dunkelste Kluft die Blinden versetzte.

Mit grausamem Genusse malte er, vor sich hin singend, diesen Ort aus. Wie sich Blinde Blinden als Führer anboten und mit ihnen in den Abgrund stürzten! Blinde Jünglinge rochen Rosenduft, aber wenn sie die Hände zum Pflücken ausstreckten, stolperten sie über Totengerippe.

Er sang die Terzinen reimlos, oder wie sie der Zufall reimte. Nun dachte er offenbar an seinen Bruder Ferrante, den er in einer höher gelegenen Kluft unter den fruchtlos Ehrgeizigen erblickte:

„Du willst, o Bruder, nach der Krone greifen!
Doch reckst du in die Höhe dich vergebens!
Doch wehren die Dämonen dir den Reifen!

O harte Qual des bodenlosen Schwebens! —
Ich aber bin ein König . . . und entthront . . .
In Wahrheit war ich König dieses Lebens!

Ich hatte Götteraugen, war gewohnt
Zu herrschen — was sie sahen, war mein eigen.
Doch weh, der Mörder hat mich nicht verschont . . .

Ich bin geblendet! Elend ohnegleichen!“

„Don Giulio,“ sagte dicht neben ihm eine weiche Stimme, „es gibt einen noch tieferen Abgrund des Elends — es gibt Unseligere als du bist! Das sind die, welche die Wonne ihres Lebens unbedacht und ungewollt selber auf ewig vernichten!“

Und er hörte gewaltsam schluchzen und spürte einen warmen Hauch und einen Schauer von Tränen, die auf seine Hände fielen.

Träumte oder wachte er? Er streckte bebend seine Hände aus und ergriff zwei andere, die in den seinigen zitterten.

„Wer bist du?“ sagte er. „Wer darf sich noch unglücklicher nennen als der verstößene Blinde?“

Und die Stimme: „Ich bin Angela Borgia, die deine Augen über alles liebte und sie zerstörte, dadurch daß sie einem Bösen ihre Schönheit lobte.“

Er ließ ihre Hände fahren und sprang erbleichend auf, wie wenn er fliehen wollte, stieß sich aber an der Ecke der Steinbank und schwankte.

Mit einem Strome von Tränen stürzte sie vor ihm nieder und umschlang und stützte seine Knie:

„Es ist unmöglich, daß du mir verzeihst! . . . O könnte ich dir meine eigenen Augen geben, ich risse sie mir aus dem Haupte! . . . Aber, was ich dir nahm, kann ich nie dir ersetzen! . . . Wo ist meine Sühne? Wie soll ich büßen?“

„Arme Angela,“ sagte er sanft, indem er sich von ihr zu lösen suchte, „geschehen ist geschehen! Deine Schuld verstehe ich nicht — aber ich sehe, daß auch du in das Thal des Unglücks verstoßen bist. Zweimal wehe über ihn, der uns beide gemordet hat! . . . Dich und mich! . . . Sühnen kannst du nicht! Meine Augen kannst du nicht neu schaffen! Laß mich allein! Gehe und vergiß!“

Dann wandte er sich und ging. Nicht ein-
8*

mal zu stützen wagte sie ihn, kaum mit den Augen zu begleiten.

Er schien ruhig, aber seine Schritte schwankten. Der Alte bei der Barke sah es, eilte ihm besorgt entgegen, setzte ihn über und geleitete ihn mit den andern Dienern wie ein krankes Kind in sein Schloß.

Dort warf er sich im kühlen Saale auf sein Lager und brach in wilde Tränen aus.

So war es denn Wahrheit, was er für eine schauerliche Verzierung und phantastische Lüge Don Ferrantes gehalten, so oft ihm der Bruder die Ereignisse jenes Abends im Boskette des gefesselten Amors erzählte! . . .

Der Kardinal hatte das Lob Angelas an ihm gerächt!

Aber wo war die Schuld, die das Mädchen erdrückte?

Mit teuflischer Bosheit hatte er ihr das verderbliche Wort aus dem Munde gezwungen, und hätte sie feige geschwiegen und ihn beschimpfen lassen, der Arge hätte bald eine andre Gelegenheit gefunden, die spröde Kälte des Mädchens an ihm, dem völlig Unbetheiligten, den der Zurückgewiesene bevorzugt glaubte, satanisch zu rächen.

Und auch sie hatte der Ruchlose tödlich getroffen!

Ein rasender Zorn gegen den Schuldigen und nicht minder gegen den die Missetat ungestraft lassenden kaltherzigen Fürsten bemächtigte sich Don Giulios, kochte in seiner Brust und brauste durch seine Adern.

Er lechzte nach dem Untergange beider! Er sprang vom Lager auf, riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch und schrieb an Don Ferrante mit zornigen, mißgestalteten, durcheinanderspringenden Buchstaben, er stelle zum Morde des Herzogs und des Kardinals sich an seine Seite.

Der berittene Bote war von dannen geeilt, bevor Don Giulios Blut sich beruhigte und er erwägen konnte, was er getan.

In der nächsten Frühe erschien in Pratello der Oberrichter Strozzi mit bewaffnetem Gefolge und verhaftete den Este.

„Ei, schön! Dein erster Besuch, mein Freund, nach meinem Unglück!“ rief ihm der Blinde bei seinem Eintritt höhnisch entgegen.

„Es war mir vom Herzog untersagt,“ versetzte dieser in richterlichem Tone.

„Vom Herzog untersagt? . . . Hat dir der

Herzog nicht auch untersagt, Schag, mit seinem Weibe täglich und stündlich im Geiste, wie du tust, die Ehe zu brechen? . . . Aber dein Gericht erwartet dich, du getünchte Wand!"

Mit diesen Worten streckte Don Giulio die Hände den ihn fesselnden Schergen entgegen.

Achtes Kapitel.

Wenige Tage nach der Verhaftung Don Giulios, welcher die von Don Ferrante vorangegangen war, wurden beide Brüder vor ein vom Herzog ausgewähltes Gericht gestellt. Er schied aus dem zwölf Glieder zählenden höchsten Gerichtshof die sechs jüngeren aus, so daß ein Tribunal von Silberbärten übrig blieb unter dem Vorſiße eines Jünglings; denn daß der rechtskundige Römerkopf des Herkules Strozzi die Verhandlungen leitete, verstand sich von selbst.

Das strengste Geheimniß war in dem Hochverratsprozeß vom Geſetze geboten und vom Herzog noch beſonders eingechärft. Aber es wurde, wie die meisten Geheimniße, nur unvollständig bewahrt. Es iſt anzunehmen, daß das eine und andre der beſchneiten Häupter gegenüber der quälenden Neugierde einer Frau, der eigenen oder einer andern, nicht vollkommen widerstandsfest blieb.

So geſchah es, daß ſich über den Prozeß ſo-

wohl, als über das Leben der Brüder im Kerker eine Legende mit ziemlich deutlichen Zügen bildete, und diese erzählte: die Verschwörung sei aus sehr verschiedenen Elementen herausgewachsen. Neben einigen beleidigten oder sich vernachlässigt glaubenden vornehmen Geschlechtern, den Boſchetti von San Cesario zum Beispiel, habe daran mancherlei abgehauster und auf alle möglichen Auskünfte und Einkünfte erpichter Hofadel teilgenommen. Auch unbezahlt gebliebene Künstler, ein Maler, ein Bildhauer, ein stimmlos gewordener Hofjänger, vor allem aber der durch das Spiel zugrunde gerichtete Hauptmann der Schloßwache und ein gewisser zweideutiger Kämmerer des Herzogs, der, halb in Ungnade gefallen, noch im Amte stehen geblieben war. Diesen hatte Don Ferrante mit einer hohen Summe gekauft, und dieser verriet die Verschwörung, als ihm, dem zunächst Stehenden, die gefährliche Rolle zugewiesen wurde, den Herzog Alfonso auf einem Maskenballe zu erdolden. Er warf sich ihm reuig zu Füßen und bekannte. Der Herzog geriet über das Komplott in flammenden Zorn, und der sonst seiner Mächtige vergaß sich so weit, daß er dem Menschen mit einem Stocke,

den er in der Hand führte — der Auftritt fand in einem Garten statt — das Haupt blutig schlug. Dann besann er sich, begnadigte ihn und berraute den Verräter mit der Rolle des Spions unter den Verschworenen. Im Palaste Ferrantes glückte es dem Kämmerer, der einwilligenden Zeilen des Blinden habhaft zu werden, die Don Ferrante den Verschworenen triumphierend mittheilte. So geriet das entscheidende Beweisstück, Don Giulios unförmliche zornige Schriftzüge, in die Hände des Herzogs, und dieser wies es dem Gerichte zu. Mit den Schuldigen von geringerem Range wurde kurzer Prozeß gemacht. Albertino Boschetti und der Hauptmann der Schloßwache wurden nach erlittener Folter enthauptet, die drei Künstler aufs Rad gestochten.

Mehr Umstände machte man mit den Brüdern des Herzogs. Sie wurden eingehend und in höflichen Formen verhört, ob auch ihre Schuld von Anfang an durch das unselige Schriftstück erwiesen war.

Don Giulio war vor Gericht einfach in seinen Worten, mäßig im Ausdruck seiner Gefühle und von niedergeschlagener Haltung. Er verflachte weder sich noch andre, sondern nannte

seine Geschichte ein Verhängniß, ohne damit seine Schuld mindern zu wollen. Er habe, sagte er, sich den Haß des Kardinals zugezogen durch seine unabhängige Art und seinen wilden Wandel, nicht aber durch Beleidigung der brüderlichen Person. Er räume ein, daß ihm der Cardinal über seinen Mangel an Ehrgeiz; Bormwürfe gemacht, ihn wiederholt seiner Antipathie versichert und ihn davor gewarnt habe.

Dessen erinnere er sich jetzt.

Damals aber habe die an ihm verübte That ihn schlimmer als Mord, eine unmenschliche Ungerechtigkeit, eine höllische Grausamkeit ge-
deucht. Am tiefsten habe ihn getroffen, daß sie vom Herzog ungeahnt geblieben sei. Die Gleichgültigkeit des regierenden Bruders habe sein Herz gebrochen, und er habe nur noch an Rache gedacht. Jetzt aber sei ihm lieber, daß diese mißlungen sei, als daß neues Blut an seinen Händen flecte, zumal das vergossene Blut seiner Brüder, seines Fürsten!

Don Ferrante dagegen, erzählten sich die Ferraresen, habe zwar ebensowenig geleugnet, aber nach seiner zynischen Art nicht nur das Gericht, sondern auch die Hoheit des Herzogs und den Cardinal mit Schimpf und Hohn überschüttet.

Jenen habe er einen engen Hirntasten, diesen einen Philosophen des Verbrechens genannt. Dann habe er an das Gericht das Ansinnen gestellt, ihm aus seinen konfiszierten Schätzen Purpur und Gold zu einem kostbaren Hofnarrenkleide mit einer Schellenkappe auszuliefern und durch den Hoffschneider dieses tolle Gewand für ihn anfertigen zu lassen. Denn es sei, so begründete er seine Bitte, der Narr, welcher von jeher in ihm gefauert, in die Tagesklarheit herausgebrochen, und diese seine intime Persönlichkeit wünsche den Sprung ins Nichts in gebührendem Gewande und mit Schellengeläute zu vollziehen.

Dieses Gesuch wurde ihm aus Rücksicht auf den Herzog verweigert.

Ganz andre Bitten habe Don Giulio gestellt. Dieser habe sich im Kerker so schlicht benommen, wie vor Gericht. Zuerst habe er wie ein Kind geweint, bis der Quell der Tränen völlig versiegt war. Dann, nachdem er lange Tage seinen Bruder ertragen, dessen gottlose Lästerungen und grelle Pöffen ihn bis zur Qual angriffen und ermüdeten, habe er um ein eigenes Gelaß gebeten und um die Gesellschaft seines Beichtigers, des Paters Mamette von Pratello. Das

sei ihm gewährt worden. Nun lasse er sich von dem Franziskaner, der seit Jahren, aber früher vergeblich, an seinem Gewissen gerüttelt, auf ein christliches Ende vorbereiten, das er eher ersehne, als fürchte, da, wie er sage, das einzige Licht, das ihm in seine Nacht heruntergestreckt werden könne, das ewige sei.

Und er tat wohl daran, sich auf den Tod gefaßt zu halten.

Die Richter hielten nach dem in Ferrara gültigen römischen Recht, welches das Majestätatsverbrechen mit dem Tode bestraft, einstimmig das Urtheil gesprochen zu Bloß und Weil in Ansehung des hohen Ursprungs der Schuldigen. Aber der Herzog zögerte noch, es vollziehen zu lassen. Er zögerte, doch niemand in Ferrara, der ihn kannte, zweifelte daran, daß der Aufschub der Hinrichtung nur eine Anstandsfrist von einigen Wochen sei.

Dieses Hangen und Harren verursachte Don Giulio schlimme Tage und schlaflose Nächte. So wendete er sich wiederum an das Gericht mit dem Bekenntniß, die Geister des Dunkels mißbrauchten seine Blindheit, um seine Seele zu zerrütten, und mit der Bitte, ihm, um die langen Stunden zu täuschen, eine Handarbeit

zu erlauben, wie sie ein armer Blinder betreiben könne, ein Gewebe oder Geflecht oder etwas Ähnliches. Da beauftragte das Gericht den Kerkermeister, von Pratello ein paar Wellen Stroh bringen zu lassen, wie man es zum Flechten von feinen Matten verwendet.

Nun zogen eines Tages vor den ergögten und gerührten Augen der Ferraresen ein Dugend Bauern von Pratello in ihrem Festgewand, die Schulter mit Garben des feinsten und glänzendsten Strohes beladen, ernsthaft durch die Straßen Ferraras nach den Kerker im Schlosse, wo ihre Gaben zwar in Empfang genommen, sie selbst aber zurückgewiesen wurden mit einziger Ausnahme des Findelkinds Strappovero. Diesen Jungen nämlich behielt der Kerkermeister, damit er Don Giulio flechten lehre. So hatte der Blinde wieder Gesellschaft, eine harmlosere als anfangs, mit der man ihn oft kindlich lachen hörte. Aber nur für kurze Zeit.

Sobald er die leichte Kunst ergriffen hatte, schloß der Kerkermeister den von Don Giulio reich belohnten Jungen aus dem Gefängniß. Dieser aber sperrte sich dagegen wie ein Verzweifelter und flammerte sich an die Gitterstäbe, ein jämmerliches Geschrei erhebend, so daß

er einen kleinen Auslauf des Mitleids verursachte in dem stillen und wohlgehüteten Ferrara.

Es war unglaublich, wie die Leute von Prastello ihren geblendeten Herrn zu lieben begannen! Sei es, daß sie seine vergangenen Übertretungen für reichlich gesühnt hielten, sei es, daß für sie auf dem dunklen Hintergrunde seines Unglücks das Grundbild seines warmen und ehrlichen Gemüthes fesselnd und blendend hervortrat.

Allen diesen aufregenden Ereignissen war die Hauptperson am Hofe des Herzogs, der größte Schuldige aber in den Augen des Volkes, vollständig fern geblieben; denn es war Wahrheit, der mächtige Kardinal rang im Dämmer eines Krankenzimmers mit seinem Gewissen und dem Tode.

An jenem Unglücksabende in Belriguardo, da Don Giulio das blutende Haupt in den Purpur des Kardinals vergrub, die erschrockenen Gäste auseinanderstoben und der erste Windstoß durch die Wipfel fuhr, hatte Ippolito nach seinen Dienern und seinen Pferden gerufen, sich auf seinen Leibhengst geworfen und war, Belriguardo verlassend, wo er sich für längere Zeit eingerichtet hatte, unter den sich kreuzenden Blitzen des Gewitters, ohne sich nach dem Gefolge und

den stürzenden Pferden umzusehen, nach Ferrara geflohen. Dort in seinem Stadtpalaste, im Fackelschein der Halle, fiel sein Blick auf seinen von den verwüsteten Augen des Bruders besleckten Purpur, den die Gewitterströme nicht hatten rein waschen können, und ein Schauer schüttelte sein Gebein!

Er aber raffte seine Geister zusammen und verschloß sich in seine Kammer. Er verfiel in bleiernem Schlaf, der gegen Morgen in unheimliche Fiebergefühle überging. Dennoch verließ er das Lager und begann wie sonst seine Tagesgeschäfte. Er erzwang es, sie zu verstehen und zu beherrschen wie zu andern Zeiten. So trieb er es eine Weile. Kein Verhaftbefehl erschien, ebensowenig der Herzog selber. Täglich wuchs seine Ungewißheit und seine Unruhe. Ihn ekelte vor jeder Speise, ihm graute vor den Rissen seines Lagers; denn seine Nächte wurden immer schauerlicher und seine Träume jagten auf immer wilderen Rossen.

Es kam eine Sonne, die ihn nicht mehr zu vollem Bewußtsein aufweckte. Er fuhr ein in einen dunkeln Schacht, der sich mit flackernden, sich drängenden Visionen bevölkerte.

Da schritt ein feierlicher Zug. Je zwei und

zwei! Männer und Weiber! Das sind die vielen, vielen Opfer seines unerbittlichen und unersättlichen ferraresischen Ehrgeizes mit den minder zahlreichen seiner seltenen, aber rasenden persönlichen Begierden.

Da gehen ermordete Boten, verschwundene Gefangene, erdrosselte Zeugen und jetzt nebeneinander zwei schöne, traurige Frauen, die blonde mit triefenden Haaren, geschwollenem Hals und auf dem Rücken gefesselten Armen, die dunkle mit einer blutenden Herzwunde.

Aber während diese alle je zu zweien schritten, wandelte allein in der Mitte des gräßlichen Zuges ein Riese mit blutigen, leeren Augenhöhlen. Da plötzlich ergoß sich eine blendende Helle, ein stechend blauer Himmel breitete sich aus, in dessen Mitte eine ungeheure Wage schwankte. Sie schwankte lange. Da wuchsen, immer deutlicher werdend, aus dem Himmel zwei große Augen hervor und ließen rote Tränen in die eine Wagschale fallen, deren Becken mit metallischem Klang in die Tiefe stürzte, die andere Schale wie einen Federball hoch in die Lüfte schleudernd.

Endlich verschwand ihm alles in Angst und Nacht.

Eines Morgens, nach Monaten, erwachte er mit bis auf das letzte Mark verzehrten Kräften, aber trotz seiner Todeschwäche mit völlig klaren Sinnen.

Da sah er neben sich seinen Bruder den Herzog sitzen, der ihn mit besorgten Blicken behütete.

„Wo bin ich? Was geschah mit mir?“ hauchte der Kranke.

Der Herzog erwiderte vorsichtig, die Sommerhize und vielleicht die Sumpfluft in Beltriguardo habe, wie die paduanischen Ärzte behaupten, dem Kardinal ein verderbliches Fieber zugezogen. Gleichzeitig entdeckte der Kranke mit seinen wieder schärfer werdenden Augen in einer Fensternische zwei sich zusammen beratende würdige Männer im dunklen Professorentalar, von denen er sich erinnerte, daß sie unter seine Traumgestalten getreten waren.

„Eminenz ist gerettet!“ sagte jetzt der eine, und der andre nickte zustimmend mit dem Haupte.

„Ich danke den gelehrten Herrschaften für ihren Beistand,“ flüsterte Ippolito mit versagender Stimme, „und ersuche sie, mich eine kurze Weile mit der Hoheit des Herzogs allein zu lassen.“

„Einen Moment!“ erinnerte der eine der Pauduaner und erhob warnend den Finger. Beide verließen die Kammer.

„Was war es in Belriguardo? Ist es wahr, habe ich den Bruder geblendet?“

Der Herzog bejahte betrübt.

„Lebt er?“

Wiederum bejahte der Herzog.

„Sieht er schrecklich aus?“

„Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Zuerst, weil ich nur an dich dachte, und dann, weil er mit Ferrante sich gegen uns verschwor, da er sich rächen wollte.“

„Und du entdecktest das ohne mich?“

„Man verriet sie. Sie liegen beide im Turme zum Tode verurteilt.“

Jetzt wurde leise die Tapete gehoben, und eine ärztliche Stimme bat mit Ehrfurcht um Beendigung des ersten Gespräches.

Der Herzog küßte die herabhängende Hand des Bruders mit Zärtlichkeit; denn nicht nur liebte er den Bruder, die Rettung Ippolitos gab ihm auch den unentbehrlichen Ratgeber zurück.

„Es ist ein kalter Novembertag,“ sagte er, sich erhebend. „Ich gebe Befehl, Feuer in deinem Kamine anzufachen.“

So geschah es.

Der Kardinal starrte in die steigende Glut.
„Kodert auf, ihr Flammen und Peinen!“ seufzte er und sank in Schlummer zurück.

Der Kranke erholte sich langsam, oder eigentlich, er erholte sich nicht, denn seine Kraft war gebrochen.

Täglich wurde er von Don Alfonso besucht, und erhielt nun auch von den Ärzten die Erlaubnis, die an ihn einlaufenden Briefe zu öffnen.

Einen derselben hielt er einmal sinnend in der Hand, da der Herzog eintrat. Das Schreiben kam von dem Sforza in Mailand, Ludovico Moro, und hatte einen merkwürdigen Inhalt, den Ippolito dem Bruder nicht vorenthielt.

Der Fürst bot dem längst ihm befreundeten Kardinal sein Mailand zum Asyl an. Er redete zu ihm mit Bedauern, aber ohne Vorwurf von dem blutigen Vorgange in Beltriguardo, welcher ihm, nach seinem Dafürhalten, ein längeres Bleiben in Ferrara und an der Spitze der dortigen Staatsgeschäfte unmöglich mache; denn es habe sich wunderbarerweise in einer Zeit, die der Gewaltthaten nicht entraten könne, ein unverständlicher Zorn über die Blendung Don Giulios an den italienischen Höfen erhoben.

Dagegen gebe es nun keine Waffe, und er erwarte ihn bei sich auf seinem Kastell in Mailand. Er wisse, daß Ippolito die Hoheit des Herzogs seines Bruders und die Politik Ferraras durch seine Gegenwart nicht schädigen wolle, und auch in Mailand wären genug politische Verstrickungen, deren Lösung einer geschickten Hand, wie die seinige sei, bedürfe.

„Der alte Fuchs hat recht,“ sagte der Kranke ruhig. „Du wirst dich, Bruder, ohne mich behelfen müssen!“

Der Herzog erschraf. „Davon hoffe ich dich abzubringen,“ antwortete er. „Wie sollt’ ich dich entbehren! . . . Oder ersetzen?“

„Durch deine Herzogin,“ lächelte der Kardinal.

Zu wiederholten Malen kam er mit dem Herzog auf die Unmöglichkeit zurück, daß er im ferraresischen Staatsdienste bleibe.

„Ich wundere mich selbst darüber,“ sagte er, „doch sehe ich aus meinen Briefen, daß ganz Italien annimmt, ich werde nach der Blendung Giulios nicht mehr bei dir, dem gerechtesten Fürsten Italiens, mich halten können, sondern freiwillig die Verbannung suchen, um es deiner Gerechtigkeit zu ersparen, mich zu bestrafen oder ungestraft zu lassen.“

Sterben wie ich mich fühle, gehorche ich der öffentlichen Stimme.

Aber solange will ich noch leben und bleiben, bis wir den Dämon wieder gefesselt oder vernichtet haben, der in Kürze Italien verstören wird. Alle meine Schreiben sind voll von Don Cesare. Aus Neapel, aus Rom, aus Frankreich wird mir berichtet, Cäsar rüttle an den Gittern seines Kerkers und habe sie zerbrochen. Ich weiß aus Erfahrung, daß ein Gerücht, das die Geister durch die Luft tragen und nicht müde werden auszustreuen, sich endlich verwirklicht.

In dieser Gefahr werde ich noch neben dir stehen, dann gehe ich."

Endlich kam der Tag, da der Kranke sich erhob und Lust äußerte, am Arme eines Dieners seine Schritte zu versuchen. Dieser führte ihn in einen großen anstoßenden Saal, dessen kalte Fliesen man aus Vorsorge für den Kardinal mit feinen Strohteppichen belegt hatte.

Während er, auf den Diener gestützt, Fuß vor Fuß setzte, hastete sein Blick auf der langen Strohmatten, über die er wandelte und deren reinliche und geschmackvolle Arbeit ihm auffiel.

„Wo wurde das gekauft? . . . Wer hat das

geflochten?" fragte er. Und der Diener antwortete verlegen:

„Beim Kerkermeister. Prinz Julius liebt solche Arbeit.“

Da war es dem Kardinal, als sehe er seine königliche Hände webend über die Matten huschen. Zu seiner Rechten und Linken, vor ihm, neben ihm, aller Enden webten und regten sich zu hunderten die weißen, fleißigen Geisterhände.

Ihn schwindelte und er fiel dem begleitenden Diener in die Arme.

Neuntes Kapitel.

Es gab in dem ältesten und untersten Stockwerk des herzoglichen Stadtschlosses, das ein schweres, an mehrere Bauarten und Jahrhunderte erinnerndes Gebäude war, einen niedrigen Saal, der auf einen inneren Hof blickte, ein wenig benühtes, einsames Gelaß, das man die römische Kammer nannte. Denn die Büsten der sieben römischen Könige standen auf ehernen Säulen längs den Wänden. Sie sahen roh und abenteuerlich aus, hatten aber einen andern als künstlerischen Wert, da sie, aus dem reinsten Silber gegossen, einen beträchtlichen Hausschatz ausmachten.

Sie blinkten seltsam in dem frühen Halbdunkel, denn es war heute der kürzeste Tag des Jahres und den Hof verschleierte ein frühes Schneegestöber.

Den selten geöffneten Saal machte ein im mächtigen Kamin flackernder Holzstoß auf ein paar Stunden wohnlich. Offenbar wurde ein feierlicher Akt vorbereitet, denn ein Tisch mit

Schreibzeug war dem breiten dreitheiligen Fensterbogen gegenüber in die Mitte des Raumes gestellt und zwei mit Wappen gekrönte Lehnstühle waren zugerückt.

Gerade über dem Tische im mittleren Felde der mit Malerei geschmückten Tafeldecke ragte über einem scheuenden Zweigespann die verbrecherische römische Tullia und zerquetschte unter den Rädern ihrer Biga die Leiche des eigenen gemordeten Vaters. Aus dem nächsten Bilde aber streckte der von seinem Bruder Romulus erstochene Remus einen kolossalen Fuß heraus.

Unter dieser Tullia und über sie pflegten Lufrezia und Angela, wenn sie im Sommer die Kühle dieses Saales suchten, in scherzhaften Streit zu geraten.

Angela drohte dann in ihrer kindlichen Weise zu der blutigen Römerin empor und klagte sie ihrer unnatürlichen Verbrechen an:

„Böse! Warum mußte man dich im Gedächtniß behalten? Warum wissen wir von dir, du Unhold! Du bist kein Weib, Mörderin des Gatten und der Schwester . . . Mörderin des Vaters . . . Verführerin des Schwagers! . . . Widernatürliche! Zauberin! Teufelin!“ . . .

Dann lächelte Eufrezia, dem eifrigen Mädchen die heiße Wange streichelnd.

„So ging es nicht zu,“ flüsterte sie ihr ins Ohr; „die berühmte Römerin verlor sich in einer Dämmerstunde an einen Mann, sein sündiger Geist fuhr in sie und sie wurde sein willenloses Werkzeug. So war es, glaube mir. Ich weiß es.“

Leer und still war heute die römische Kammer, nur vom Hofe her tönte seit dem Mittag ein gedämpftes Hämmern und ein in unterdrückten Lauten geführtes Gespräch.

Jetzt wird behutsam auf das verrostete Schloß der Eichentür gedrückt. Sie öffnet sich knarrend und auf den Zehen tritt Angela ein mit ernsten Augen, in Trauer gekleidet, um das Kraushaar einen schwarzen Schleier geschlungen.

Sie eilt ans Fenster, öffnet es und sieht im Hofe das die beiden Gäste erwartende Schafott sich erbauen.

Drei Holzstufen, ein rohes Gerüst, das man jetzt mit dunkelrotem Tuche bedeckt, der schon oben stehende Block mit schwarzem Samt überkleidet und, alles leicht umhüllend, ein dünnes Schneegestöber! Wollte es die Brüder in den ewigen Winter einladen?

Sie starrte auf die Gerichtsstätte nieder, da weckte sie ein leiser dringender Ruf dicht unter ihrem Fenster.

„Prinzessin, nehmt Euch des armen Don Giulio an! Bittet für! Verlangt Gnade!“ —

Noch ein flehender Blick unter einem breiten Arbeiterhute hervor begegnete ihren suchenden Augen, dann verlor sich der Mitleidige schleunigst unter die andern Zimmerleute.

Jetzt wurde von Dienern eine zweite, der nach dem Innern des Palastes führenden gegenüberliegende Thür geöffnet und eine richterliche Gestalt in fließender Toga eingeführt.

Es war der Großrichter Herkules Strozzi, der etwas unmutig schien, Donna Angela zu erblicken statt des herzoglichen Paares, das er in der römischen Kammer zu finden erwartet hatte.

Da das Mädchen in seiner Rechten eine mit Siegeln versehene Rolle sah, rief es entsetzt:

„Das Todesurteil! Ist es unwiderruflich?“

Der Richter antwortete gemessen: „Es ist noch nicht unterschrieben, doch zweifle ich nicht, daß die Gerechtigkeit Don Alfonsos es bestätigen wird.“

„Gerechtigkeit! Menschliche, nicht göttliche!“

sprach Angela. „Habt ihr vergessen, ihr Richter, auf wem die erste Schuld liegt? Vergaßet ihr die Quelle der Verschwörung, den Greuel des Kardinals?“ . . .

„Das ist ein andrer Rechtsfall,“ erwiderte Strozzi, den die Aufregung des Mädchens verstimmt, „und hat mit unsrer heutigen Sache nichts zu schaffen.“

„O ihr Lügner und Heuchler!“ rief sie aus, „wenn jemand gerichtet werden soll, wahrlich, so bin ich schuldiger als Don Giulio!“

Der Richter schüttelte ungeduldig das Haupt.

„Und die Herzogin! Vertritt sie nicht die Gnade?“ fuhr sie fort. „Sie, auf die ich immer noch gezählt habe und die so große Macht über den Herzog ausübt?“

„Nicht in diesen prinzipiellen Rechtsfragen. Hier ist der Herzog unerschütterlich. Er ist überzeugt, wie von seinem Dasein, daß die Unverleglichkeit der regierenden Person die Grundbedingung des neuen Fürstentums ist, wie es jetzt in Italien überall entsteht,“ sagte Strozzi. „Mit der Begnadigung Don Ferrantes und Don Giulios würde er, glaubt der Herzog, den Untergang seiner Herrschaft besiegeln. Donna Lukrezia ist viel zu klug und hat sich von jeher

gehütet, an eine persönliche Überzeugung des Herzogs zu rühren."

"Und Ihr?" reizte sie ihn, "Strozzi, theile denn Ihr zu Ungunsten Eures blinden Freundes die fürstlichen Überzeugungen des Herzogs?"

"Ich vertrete das Recht in seiner Strenge!" versetzte der Richter stolz.

Da wurde die breite, ins Innere des Palastes gehende Thür auseinandergeworfen, und es erschien der Herzog mit der Herzogin.

Während sich Angela in die bergende Fenster-
nische zurückzog, nahmen die Hoheiten nebeneinander auf den Sesseln Platz und ihnen gegenüber stand am Tische der Oberrichter und entfaltete seine Rolle.

"Das Urtheil ist mir zwar bekannt," begann Don Alfonso, "und ich habe es Punkt um Punkt erwogen. Aber um den Formen zu genügen, Strozzi, leset es uns, bevor ich unterzeichne, noch einmal langsam!"

Dieser, den die Gegenwart der Herzogin be-
rauschte, trug, nicht ohne sich mitunter ärgerlich zu mißreden, zum Verdruß des jedesmal den Irrtum verbessernden Herzogs, das Erkenntniß feierlich vor.

Unterdeß ertönte von ferne aus dem Ge-

fängnisturme das Totenglöcklein und Angela erblickte durch das Fenster den Hinrichtungszug und sah, wie die beiden Gäste mit einem Franziskanermönch und den Scharfrichtern das Blutgerüst betraten.

„Gebt, Obergerichter, damit ich unterzeichne,“ sagte Don Alfonso und tunkte die Feder ein.

Da verließ Angela ihr Versteck und warf sich dem Herzog, seine die Feder führende Hand mit ihren beiden festhaltend, zu Füßen!

„Nein, Don Alfonso! Nicht Euer Bruder, sondern mich lasset bluten!... Ich bin die Schuldige! Bis heute schwieg ich, weil ich immer noch auf Euer und auf Lukrezias Erbarmen hoffte! Jetzt aber sei's gesagt! Zweimal war ich Don Giulios Verderben! Das erste, da ich mit meinem Lobe seiner Augen seinen Bruder, den Teufel, reizte — das zweite, da ich Eurem Gebote zuwider in seinem Pratelto den Geblendeten aufsuchte und, mein Leid auf seines häufend, ihn zur Verzweiflung trieb!“...

Der Herzog maß die seine Knie umfassende Borgia mit erstauntem, mißbilligendem Blicke, doch ehe er ihr antworten konnte, wurde die Thür wieder geöffnet und es erschien, allen un-

erwartet und von niemand geladen, der franke Kardinal.

Verzehrt bis zur Entkörperung, leicht gebückt, mit durchdringenden Augen unter der fahl und hoch gewordenen Stirn, schien er lauter Geist zu sein, grausam und allwissend.

Seine Diener rückten ihm einen Stuhl an den Herd und er setzte sich neben die Flamme, während die Herrlichkeiten sich ihm zuwandten.

„Ich bin zum Hochgericht gekommen, obgleich mich niemand rief,“ sagte er mit leiser Stimme. . . . „Doch ich habe eine Bitte an dich, Bruder! . . .“

Schon aber hatte sich die verzweifelte Angela von den Knien erhoben, stand vor dem Feuer und unterbrach ihn . . .

„Trittst du immer der Gnade in den Weg, Widersacher! Beruhige dich, du wirst Blut trinken! Hier ist keine Gnade . . . Hier ist die Hölle! . . . Um dich, mit dir, in dir war die Hölle von Anfang an! Ist es doch ein Wort des Heilands, das dich zum Greuel trieb! Das uns beide in die Verdammnis wirft!

Die Purpurfarbe des göttlichen Erbarmens dringt durch bis in das persische Märchen, sagte diese hier“ — sie ergriff Lukrezias Hand —

„aus deinem Purpur aber, Kardinal, bricht Haß und Blut hervor, sobald man den heiligsten der Namen nur nennt! . . .“

„Schweige, törichtes Mädchen!“ bebte es von den Lippen des Kardinals. „Ich könnte dich erwürgen! Ich bin deiner — ohne Gewährung — übersatt. Du bist mir ein Abscheu! . . . Du hast mir die Augen meines Bruders verhaßt gemacht, die Himmelsaugen, die mich früher voll Vertrauen anschauten!“

„Krank, und immer noch grausam, Ippolito?“ sagte die Herzogin und zog Angela in ihre Arme. „Hat diese nicht recht, wenn sie sagt, daß die Fabel Ben Cmins etwas an alledem verschuldet hat?“

Der Kardinal wandte sich langsam gegen seine Schwägerin und seine Augen brannten.

„Was weiß man von dem Nazarener?“ sagte er. „Was man von seinen Reden und Taten erzählt, ist unglaublich und unwichtig. Ich kenne ihn nicht. Wird ein Gott gekreuzigt? . . . Ich weiß nur von dem durch die Kirche in den Himmel erhöhten König, von dem durch die Theologie geschaffenen zweiten Gotte der Dreifaltigkeit. Sein der Himmel! Unser die Erde Unser ist hier die Gewalt und das Reich! Und

es ist Herrscherpflicht, das Schädliche und Unnütze, das uns widersteht, zu vernichten.

Doch wir philosophieren hier und draußen erwarten zwei den Tod . . .

Mit einem Worte, Bruder, sie dürfen nicht sterben! . . . Du gibst sie mir! Schütte kein Blut mehr über mein Haupt . . . Es verwirrt und ersticht mich. — Sehen darfst du die Fürstenmörder nicht mehr! Verbirg sie im Kerker, aber laß sie leben um meinerwillen!"

Der Herzog sann mit geneigtem Haupte, dann sagte er: „Ich tue es ungern, es schädigt mein Fürstenrecht. Aber ich will es lieber, als daß dich zwei abgeschlagene Häupter ängstigen und zwei Tote in die Gruft nachziehen.

Ich tue es dir um des vielen willen, was du für Ferrara getan hast.

Man öffne den Balkon! Wir treten hinaus, und Ihr, Großrichter, leset das Urtheil mit dem Zusage der üblichen Begnadigungsformel."

Sie erhoben sich; der Kardinal aber blieb an der heruntergebrannten Blut sitzen. Er ließ sich eine Decke über die Knie legen, lehnte sich in seinem Stuhle zurück und schloß die Augen. Er wünschte nicht, als Zeuge der ihm gewährten Begnadigung gesehen zu werden.

Diener brachten Mäntel, Kopfbedeckungen und Überwürfe, um die ins Freie tretenden Herrschaften vor der Winterkälte zu schützen.

Während Lufrezia sich in die Kapuze eines blendend weißen, aus der feinsten vlämischen Wolle gefertigten Nonnenmantels hüllte und Donna Angela ihr dabei behilflich war, näherte sich ein Page mit unschuldigem Gesicht, bog rasch, wie ein Chorknabe vor dem Altar, das Knie vor der Herzogin und überreichte ihr in einer silbernen Schale zwei verschiedene Briefe, ein umfängliches Schreiben und ein leicht zu verbergendes Briefchen.

Lufrezia ließ einen schnellen Blick auf ihre Überschriften fallen. Es war die schön fließende Handschrift Bembo's und auf dem kleinen Briefchen — Lufrezia erschraf zu Tode — das feine Frauenschriftchen Cäsar Borgia's.

Sie ließ beides in ihren weiten weißen Ärmel gleiten, und da Angela sie mit ängstlicher Frage anblickte, legte sie, Schweigen fordernd, den Finger an den Mund.

Die Frauen traten auf den Balkon hinaus und erblickten in dem engen Hofe auf dem Schafott ganz nahe unter sich die beiden Brüder.

Das Schneegestöber hatte aufgehört und ein lichter Abendhimmel blickte von hoch oben zwischen Mauern und Thürmen herab.

Das wimmernde Glöcklein schwieg, und Herfales Strozzi, der zwischen dem mit beiden Händen auf den eisernen Korb des Balkons sich stützenden Herzog und Lukrezia stand, begann das Urtheil mit völliger Gedankenlosigkeit vorzulesen. Denn das wunderbare Weib an seiner Seite zitterte unerklärlich unter der weißen Wolle und ihre blassen und doch feurigen Augen schauten groß und geisterhaft unter der Kapuze hervor.

Er empfand jene seltsame Angst, welche die Begleiterin der höchsten Leidenschaft ist.

Während er die Begnadigungsformel verlas, welche die Todesstrafe in ewigen Kerker verwandelt, und die also beginnt:

„Die Hoheit, aus der Fülle ihrer Macht und zugleich aus dem Born ihrer Gnade schöpfend . . .“ erhoben die Begnadigten ihre Häupter und schickten sich an, dem Herzog zu danken.

Don Ferrante hatte sich mit verändertem Entschlusse würdig in schwarzen Sammet gekleidet, und seine Züge, frei von den Zuckungen und

Verzerrungen, die sie zu entstellen pflegten, waren ernst und gelassen.

„Ich danke dir, Bruder Herzog,“ begann er, „aber ich nehme deine Gnade nicht an. Ich habe mein Leben stets verabscheut; warum, weiß ich nicht. Und da ich es nicht liebte, habe ich es mißbraucht und mich und andere verachtet. Überall, wohin ich darin zurückblicke, sehe ich nichts als törichte Larven, Hohlheit, Neid und Nichtigkeit . . . nirgends eine reinliche Stapsel, wo Erinnerung den Fuß hinsetzen könnte, ohne ihn zu beschmutzen! Ich fürchte mich vor dem Leben, das du mir schenkst! Und ich sehne mich, meines Ichs und seiner Angst ledig zu sein. — Lebet wohl, Brüder!“

Er zog eine kleine, mit flüssigem Gift gefüllte Phiole, die er sich mit Gold für alle Fälle erkaufte hatte, aus dem Busen und zerdrückte sie zwischen den Zähnen, bevor ihn jemand daran hindern konnte. Er stürzte rücklings nieder und begann schmerzlich zu röcheln.

Während der erschrockene Pater Mamette sich über den schon Entseelten beugte, brachten die Scharfrichter einen der bereit gehaltenen Särge, der Mönch bettete den Toten hinein, und sie trugen ihn weg.

Der Blinde war ganz allein auf dem Blutgerüste stehen geblieben und weinte, denn er hatte gehört und erraten, was vorging.

Dann wandte er das Haupt nach der Zinne, wo seine Begnadigung verkündigt worden war, hinauf zu dem schweigenden Don Alfonso, den er dort vermutete:

„Herzog, ich bin dankbarer für das Leben. Nicht wie Don Ferrante vergelt' ich deine Gabe! Ich habe den Reichtum meines Daseins wie ein Unfinniger verschwendet. Nun ich blind bin und unter die Ärmsten der Armen gehöre, schätze ich das Almosen und halte es teuer. Ich bin von den Reichen zu den Armen gegangen. Ich bin gestürzt und an der andern Seite der Kluft emporgeflommen, welche die Genießenden und Satten der Erde von den Hungrigen und Durstenden trennt. Die Freude und ihre Genossen habe ich verlassen — ich gehe zu den Leidensbrüdern. Ja, redlich leiden und dulden will ich, und darum dank' ich für das neue Leben!“ —

Da richtete der Herzog fast gütig das Wort an seinen blinden Bruder:

„Ich habe nicht alles begriffen, was Ihr geredet habt, Don Giulio; aber ich entnehme daraus, daß Ihr leben und Euch bessern wollt.

Das ist ebenso verständig, als chrisstlich. So reut es mich nicht, daß ich Euch begnadigt habe." Und er gab das Zeichen, den Este in sein Gefängniß zurückzuführen, das im Eckturme eines andern Hofes lag.

Er hatte noch nicht geendet, so verließ Donna Angela, die unter einer leichten schwarzen Halbmaske der Begnadigung beigezogen hatte, auf fliegenden Sohlen die römische Kammer, um, über Gänge und Stiegen eilend, ihr abgelegenes Turmgemach zu erreichen. Unter ihrem Erker mußte der Gefangene vorbeigeführt werden, und dort pflegte sie duftende Rosen. Davon brach sie die schönste und öffnete leise das Fenster.

Jetzt kam er mit Pater Mamette, der ihn an der Hand führte. Sie warf ihm die Rose zu.

„Da fliegt eine rote Rose auf Euch nieder,“ sagte der Franziskaner, indem er sie geschickt auffing und dem Blinden überreichte. „Eine Güte Gottes begleitet Euch ins Gefängniß!“ — und als der Blinde nach der falschen Seite hin sich verbeugte: „Nach rechts, Herrlichkeit! Die Blume fiel vom Fenster der Prinzessin Angela.“

Da winkte Don Giulio mit beiden Armen empor und rief:

„Ich grüße dich, geliebtes Unglück!“

Auf dem Balkon des Urtheils hatte während der Rede Don Alfonsos Lufrezia mit feinen Fingern den Brief Don Cesares geöffnet und in verborgener Eile gelesen. Er lautete ehrgeizig und unheimlich fromm: „Schwester, vernimm, daß es nach so vielen Widerwärtigkeiten Gott unserm Herrn gefallen hat, mich aus dem Kerker zu ziehen. Möge diese herrliche Gnade zu seiner größern Ehre gedeihen! Ich strebe nach allem und verzweifle an nichts. Send mir einen Mann nach Deiner Wahl, den besten und begabtesten, den Du finden kannst, der mir in Italien dazu behilflich sei. Nimm von ihm, wie Du es kannst, für mich Besiß. Du wirst wagen, denn Du liebst mich. Schicke mir ihn zu meinem Schwager dem Herzoge von Navarra. Ich umarme Dich.“

Mit brennenden Wangen, in der Schönheit des Wahnsinns, unfähig, dem Dämonenruf zu widerstehen, unempfindlich in diesem Moment für Furcht und Ehre, bestrickte Lufrezia den Richter, Leib und Seele, mit einem Blicke der Verführung.

Sie hielt ihn auf dem Balkone zurück, während der Herzog ins Gemach trat und sich an den

Tisch setzte, der sich inzwischen mit eben angelangten, alle von Rom oder Neapel kommenden, an ihn und den Kardinal gerichteten Briefen bedeckt hatte.

Der beim Eintritte der Boten auflebende Ippolito hatte sich erhoben und gesellte sich seinem Bruder. Sie entsiegelten die Botschaften und waren bald in das wichtigste Gespräch versunken; denn alle diese Papiere handelten nur von einem Gegenstande, der Befreiung des Cesare Borgia und der Aussicht auf seine baldige Erscheinung in Italien.

Der fernblickende Kardinal war von der Größe der politischen Gefahr überzeugt und hingenommen, doch entging ihm auch das Nächste nicht, er ahnte den Zusammenhang. Sein Auge streifte den jetzt mit der Herzogin in einer Fensternische sich unterhaltenden Großrichter und verfolgte die reizenden Biegungen und Wendungen ihres zarten Schlangenhalses.

Mit dem frevelhaftesten Mut nahm in Gegenwart des Herzogs Lucrezia Borgia von Herkules Strozzi für den Bruder Besitz. Der verwildernde Strozzi verlangte noch frevelhafter seines Wunsches gewährt zu sein, bevor er in so gefährlicher Sendung das Leben wage. Da bebte Lucrezia vor Zorn und Abneigung.

„Geh!“ flüsterte sie ihm zu, und das Licht ihres Verstandes durchbligte ihre Leidenschaft. „Geh zu Cesare! Schiebe nicht auf! . . . Willst du warten, Tor, bis der Herzog das Kommen meines Bruders erfährt und uns allen bei Lebensstrafe verbietet, mit ihm zu verkehren? . . . Dann erst ist dein Leben verwirkt. Eile! . . . Sieh hinüber . . . jetzt vernimmt er das Ereignis! Fort aus den Thoren von Ferrara!“

Strozzi zögerte aus schlimmen Absichten, und schon kam der Rat zu spät.

Vor dem Herzog stand sein Haushofmeister, dem er den Auftrag gab, sofort den ganzen Hofstaat und alles Ingesinde des Palastes in die römische Kammer zusammenzurufen.

In wenigen Minuten füllte sich diese. Der Herzog trat in die Mitte der Versammlung und redete, Lukrezia fest an der Hand haltend:

„Ihr alle! Eben erhielt ich gewisse Nachricht, daß Don Cesare Borgia, den sie den Herzog der Romagna nannten, aus Spanien entflohen ist und jeden Augenblick unter uns erscheinen kann.

Dieser Mann ist ein Zerstörer und Verderber Italiens. Wer von euch mit ihm sich einläßt, auf welche Weise immer es sei, büßt

dafür mit dem Leben. Ohne Unterschied! Ohne Gnade!

Al! dieses unbeschadet meiner Hochachtung und eurer Verehrung für Donna Lucrezia, eure erlauchte Fürstin, der ich traue wie mir selbst, und der ihr zu gehorchen habt, wie mir selbst."

Er drückte ihr die Hand, und sie gab ihm einen warmen Dankesblick, obgleich sie ihn verriet.

Bei dem allgemeinen Aufbruch begleitete der Oberrichter den Kardinal, der sich, die Treppe hinabsteigend, auf ihn stützte, bis zu seiner Sänfte, und dieser scherzte:

„Eigentlich ist es kein Wintergespräch . . . aber sagt mir, Strozzi, wie stellt Ihr Euch das Gefühl einer Mücke vor, die sich die Flügel an einer brennenden Kerze versengt? Meint Ihr, daß sie Schmerz fühle? Ich meine, kaum, sonst würde sie sich nicht immer von neuem in die glänzende Flamme stürzen! Ich denke, sie stirbt in Rausch und Taumel! . . . Nicht?"

Zehntes Kapitel.

Nachdem Lukrezia auf jenem Balkon über dem Blutgerüste der beiden Este, von dem Triumphschrei und Hilferuf Don Cesares erschreckt und überwältigt, in plötzlichem Liebesgehorsam gegen ihren Bruder den Richter Strozzi zu ihrem Mitschuldigen gemacht hatte, fiel sie ein paar Stunden später, aus dem Zauber halb erwachend, in Reue und fühlte sich voll Bitterkeit gegen den feigen Mann, der, statt vor ihrer Schwäche enthalten zu bleiben, das Verhängniß ihrer alten Knechtschaft mißbrauchte, um, der Niedrige, Forderungen zu stellen, die sie, so lange sie ihrer selbst und ihrer vollen Besinnung mächtig blieb, niemals gewähren konnte. Ein tödlicher Widerwille gegen den seiner Leidenschaft blind gehorchenden Richter, der ihr, seiner Fürstin, einen gemeinen Handel antrug, bemächtigte sich ihrer. Sie war schuld daran und sie haßte ihn darum.

An jenem Abend entfaltete Lukrezia in der Heimlichkeit ihres Schlafgemachs ihren zweiten Brief.

Hier meldete ihr der treue Bembo von Rom aus die Wiedererscheinung Don Cesares in Italien und beschwor sie kniefällig, so schrieb er, nicht einen Augenblick zu zögern, sondern sich ihrem Gemahl flehend in die Arme zu werfen und dort durch das Bekenntniß ihrer Schwäche Schutz gegen sich selbst zu suchen.

Über dem Brief war sie todesmüde bei brennenden Kerzen in Schlummer gesunken, aber aus den beginnenden Träumen wieder aufgefahren. Es hauchten Geisterwinde und bewegten die Flämmchen der Kerzen.

Sie starrte in eine dunkle Ecke, bis ihre unverwandten Blicke dort die Erscheinung Cäsars gestalteten. Jetzt, jetzt trat er hervor und schritt auf ihr Lager zu, die Samtmaske, die er immer trug, von den wohlbekannten, bleichen Zügen hebend.

Da stieß Lufrezia durchdringende Schreie aus und weckte damit die in der Kammer nebenan schlafende Angela, die ihr zu Hilfe eilte und bis zum Hahnenschrei neben ihr saß.

Im ersten Morgenschimmer laß die Herzogin den Brief Bembos zum andern und zum dritten Male. Dann erhob sie sich schleunig und lief im Schlafgewand auf nackten Sohlen über die

kalten Steinplatten der Schloßgänge in die Kammer Don Alfonsos.

Sein Lager war leer. Er war in noch früherer Stunde verreist, eine Zeile zurücklassend, er eile nach Bologna, um bei der Gefahr dieser Zeit an der Seite seines Lehnsherrn, mit dem nicht zu scherzen sei, der Heiligkeit Julius des Zweiten, in Treue gefunden zu werden. Er gebe seiner Gemahlin die Regentschaft und zum Berater den Kardinal Ippolito.

Hilfslos, schuglos, weinend wie ein Kind, kehrte Eufrezia in ihre Kammer zurück.

Im hellen Tageslicht wichen die Gespenster, doch die Herzogin, deren der Bruder sich nach und nach wieder völlig bemächtigte, begann mit allen Kräften ihres Geistes für ihn zu wirken und jede Stunde ihres Lebens in seinem Dienste zu verwenden, indem sie sich einbildete, sie tue aus treuer Schwesterliebe, die das Natürlichste in der Welt sei, Erlaubtes und Unerlaubtes für einen großen und unglücklichen Fürsten, ihren geliebten Bruder.

War er nicht noch ein Jüngling mit unendlicher Zukunft? Von seiner Berechtigung aber, in seinen verlorenen Besiz zurückzukehren und in Italien die Herrscherrolle zu spielen, tracht

seiner Geburt und seiner seltenen königlichen Begabung, war sie völlig überzeugt.

Dem Großrichter hatte sie eine Zeile geschrieben, welche die geheime Botin, ihre Kammerzofe, ihr wieder zurückbringen mußte, und worin sie ihm sagte, sie habe gestern in der römischen Kammer in Freude und Bestürzung über den unerwartet befreiten Bruder Worte geredet, auf die sie sich nicht mehr besinne, und deren sich Strozzi auch nicht erinnere, warum sie ihn nicht einmal bitte, weil sich das bei einem Edelmann von selbst verstehe.

Der Anfang des neuen Jahres war eine Zeit der Angst und Gefahr für ganz Italien. Die Völker waren aufgeregte. Die Höfe lauschten in atemloser Spannung über die Meeresalpen und die Pyrenäen, während Cäsar anfangs wenig von sich hören ließ und sich, wie der Drache seiner Helmzier, aus seinen eigenen Ringen langsam emporhob.

Welche Möglichkeiten!

Er konnte aus der herrenlosen Romagna als Kondottiere der Venezianer den Papst verjagen. Er konnte, als Verwandter des Königs von Frankreich, durch irgendeine Wandlung der

Dinge, von diesem an die Spitze eines seiner in Italien liegenden Heere gestellt werden.

Man wußte, es war eine Tatsache, daß Cesare Borgia in Italien beliebt war. Der Instinkt des Volkes und die Begeisterung der Kriegerleute feierten ihn als den Begünstiger der heimischen Waffen und den grausamen, aber nützlichen Vertilger der kleinen Stadtyrannen. In der Romagna, ja selbst im Ferraresischen, dem Eigenthum der Este, vergötterte ihn die Volksmasse und krönte sein Andenken, wie einst das unterste Rom das Andenken Neros befränzte, an dessen Untergang es auch niemals hatte glauben wollen.

Es war ein unheimliches Frühjahr. In den Staatskanzleien wachten die Schreiber über der Feder und nächtllicherweile flogen auf den sturmgepeitschten Landstraßen die Pferde verummter Boten.

Die Herzogin erschien blaß und angegriffen; denn auch sie legte die Feder nicht aus der Hand. Es galt, die befreundeten italienischen Höfe von den guten Absichten Cesare Borgias zu überzeugen. Sie versicherte sowohl mit den heiligsten Beteuerungen, als mit den feinsten und anmutigsten Wendungen, er komme mit

edeln, friedlichen Gedanken und gerechten Absichten. Und dies that sie aus eigener Klugheit noch vor der Ankunft des zweiten Boten ihres Bruders.

Dieser, ein gewisser Federigo, kam mit einem Schreiben an die Herzogin von Ferrara und in einer Sendung an Papst Julius, den Eroberer von Bologna. Der Heilige Vater aber warf den Gesandten Cäsars in den Kerker, und Lukrezia gab sich viele vergebliche Mühe, den Kanzler ihres Bruders, wie sie den Abenteurer betitelte, von der gestrengen Heiligkeit loszubitten. Auch den eigenen Gemahl bat sie dringend, ihr in dieser Sache beizustehen. Doch Don Alfonso riet dem Papste im Gegenteil, den zweideutigen Gesandten in der Stille erdrosseln zu lassen — ebenfalls vergeblich, denn der Bote entschlüpfte.

Dergestalt hatte die Herzogin hundert Anliegen und Geschäfte zugunsten ihres Bruders. Alle mit der höchsten Klugheit eingeleitet, gefördert, oder aus Vorsicht geschickt wieder abgebrochen!

Durch wenige Zimmerbreiten von ihr getrennt, bemühte sich in demselben Schlosse bis tief in die Nacht der leidende Kardinal ihre Verbin-

dungen mit Don Cesare aufs genaueste zu überwachen und alle ihre Pläne zu studieren, um sie bis auf einen gewissen Punkt reifen zu lassen und dann zu vereiteln.

Vor seinem Zurücktritte aus dem ferraresischen Staatsdienst und der Entlassung seiner ausgeuchten und vorzüglich geschulten polizeilichen Werkzeuge reizte es ihn, sein diplomatisches Meisterstück zu liefern.

So überblickte er das ganze Gewebe Lufrezias und bewunderte in der Stille seiner Arbeitsräume den Vorrat schärfsten Verstandes und unerschöpflicher Auskünfte, welchen die Herzogin in einer zum voraus verlorenen Sache anwendete. Denn er fing ihre Briefe auf, las sie, versiegelte sie wieder kunstvoll und schickte sie dann gewissenhaft an ihre Bestimmung mit sie begleitenden Schreiben entgegengesetzten Inhalts aus seinem Interessenkreise, welche die Wirkung der ihrigen vollständig zerstörten.

Und das tat er, ohne daß Lufrezia eine Ahnung davon hatte. So hatte es der Herzog angeordnet, der die Gemahlin mehr als je liebte und um jeden Preis schonen, in keiner Weise bloßstellen wollte; denn er wußte, daß die kluge und reizende Lufrezia bei der Annäherung Cä-

jahr ihrer selbst nicht mehr mächtig war, und wieder in den Bann ihres alten Wesens, ihrer früheren Natur gezogen, schuldvoll und schuldlos sündigte.

Demselben Wohlwollen gegenüber dem verführerischen Weibe verfiel auch der Cardinal. Er bewunderte den schützenden Zauber des von ihr ausgehenden Liebreizes und verbündete sich, soweit es in Alfonsos Interesse möglich war, mit dieser seltsamen Macht, welche Lufrezia von jung an aus begrabenden Wellen gehoben und wie auf Schwingen über zerschmetternde Abgründe hinweggetragen hatte.

So genoß er, die Kluge stündlich täuschend, fein Vergnügen der Bosheit, sondern er glich dem Arzte, der von einer lieben Kranken, die an Wahnsinn leidet, Gifte und tötende Waffen entfernt.

Auch die Regentin, obgleich sie das Gegenspiel des Cardinals teilweise zu erraten begann, blieb ihm aus Klugheit und unbewußter Achtung einer verwandten Anlage gleicherweise gewogen.

Sie zog ihn oft zur Tafel, und dann entspann sich bald das anregendste Gespräch, in welchem eines das andre zu enträtheln und zu

erhaschen suchte, dem feinsten Schachspiele vergleichbar. Nur daß die Herzogin jeden Vorteil emsig benützte, während der überlegene Kardinal sie mitunter lächelnd auf einen von ihr begangenen Fehler aufmerksam machte, oder eine von ihm genommene Figur großmütig stehen ließ.

Federigo, Cäsars Bote, hatte der Herzogin, bevor er nach Bologna zu der Heiligkeit des Papstes zog und von ihm gefesselt wurde, im Geheimnis den zweiten Brief des Bruders übergeben. Es war ein Schreiben von wenigen dringenden Linien, zwischen denen, nur dem Auge Lukrezias sichtbar, verruchte Anschläge und teuflische Einflüsterungen liefen.

Nachdem der Verführer gemeldet, er habe mit dem Könige von Frankreich angeknüpft, bis jetzt zwar ohne Erfolg, den er abwarten könne, da er fürs erste nach Italien strebe, schrieb Cäsar: Um dort Fuß zu fassen, bedürfe er durchaus eines Gehilfen, eines ungewöhnlichen Mannes von bedeutenden Eigenschaften und ebenso gefälliger als imponierender Erscheinung. Er wisse einen, wahrlich wie gemacht, ihm zu dienen, den Richter Herkules Strozzi. Er kenne ihn wohl, denn der Vater ihres Gemahles, weiland Herzog Herkules, habe ihm diesen Strozzi, einen

Jüngling von klassischen Zügen und strengem Betragen, als seinen Geschäftsträger in die Romagna gesendet, damals da er auf dem Gipfel seiner Macht gestanden, welchen er mit Gottes und des Schicksals Gunst und der geliebten Schwester Hilfe wieder zu ersteigen hoffe.

„Teuerste,“ schloß er, „thue, was Dir möglich ist, das Größte und Äußerste, um diesen einzigen, den ich als einen Bruder schätze, für mich zu gewinnen.“

Lutrezia erbleichte über dem Briefe. Aber sie hatte jetzt seit Wochen wieder mit Cesare in seinen vielen, auch seinen jugendlichen und liebenswürdigen Gestalten zusammengelebt. So hatte er sich, obschon ein Abwesender, wieder mit ihrem ganzen Denken verschmolzen und ihre Seele mit seinem Frevelsinn verpestet.

Zwar sie widerstrebte kräftiger als früher dieser schmachvollen Sklaverei. Aber war sie nicht an Cäsar, als an ihr Schicksal, geschmiedet, seit er sie vom Sterbelager ihres zweiten, von ihm gemordeten Gemahles wegriß, und sie den Widerstand vergaß?

Sie gehorchte ihm wiederum.

Sie berief den Richter, hielt aber Angela

neben sich und faßte sie bei der Hand, um nicht einen Augenblick mit ihm allein zu sein.

Herkules Strozzi wurde in das enge Oratorium der Herzogin geführt, die ihm schweigend den Brief ihres Bruders bot.

Nachdem er ihn gelesen — nur einmal — denn die tückischen Worte, die seine Leidenschaft stachelten und ihr schmähliche Dienste zu leisten schienen, hatten sich ihm schon auf ewig eingebrannt, schwieg er und schwelgte in glühenden Träumen. Er sah Cesare siegreich nach der Krone Italiens greifen. Er sah sich selbst als seinen Kanzler an seiner Seite. Der Herzog von Ferrara war verschwunden, wohl von Cesare Borgia ausgelöscht und aus der Mitte getan. Lukrezia wiederum Braut, jugendlicher und heller als je, stand vor seinen trunkenen Augen in derselben triumphierenden Lichtgestalt, wie er sie bei ihrem Einzuge in Ferrara geschaut hatte.

Er sah sie mit den Blicken seiner taumelnden Sinne, denn, die vor ihm stand, war eine andre. Zwar lächelte sie auf das Geheiß des Bruders, doch die großen lichten Augen starrten versteinernnd, wie die der Meduse. Er aber sah sein Verderben nicht. Heuchlerisch redete er, der geborene Republikaner, von Cäsar Bor-

gias Gerechtigkeit, die er immer bewundert habe. Die Kleinen und Schwachen habe der Großmütige geschützt und gehegt, wie der Bliz Jupiters habe er nur die stolzen Zinnen getroffen. Er pries die Tugend der Stärke. Er lobte die Gewalttat, die durch die Unterdrückung des Rechts in das höhere Recht zurückführe. So erschöpfte er das ganze ekle Wörterbuch des Tyrannenlobs; und er wäre ein Abscheulicher gewesen, wenn er geglaubt hätte, was er sagte; aber er redete unüberzeugt und leer, während er nur ein Begehrt hatte, der vor ihm stehenden Lukrezia irgendeine Gewährung, einen Lohn abzulocken oder abzuwingen.

Zuweilen stammelte er dieses Ziel verfolgende, irre Worte, unheimlich gemischt mit dem Lobliede der Gewaltherrschaft. Dann aber sah er plötzlich auf dem Munde Lukrezias ein Lächeln zucken, bitter wie der Tod. Er sah die ernsten und tieftraurigen Augen Angelas unter richtenden Brauen auf sich geheftet. Und, mehr als der Prunk der ihn umgebenden Kreuzifixe und heiligen Bilder, erschreckte ihn der stumme Vorwurf des unschuldigen Mädchens.

Er mußte darauf verzichten, das kleinste gewährende Wort mit sich zu nehmen.

Da sann er eine Weile mit verschränkten Armen und unglücklichem Antlig.

„Ich gehe zu Don Cesare!“ sagte er dann. „Was schickt Ihr ihm durch mich, Madonna?“

„Euch selbst!“ antwortete Lukrezia. „So sieht der Bruder, daß ich ihm gehorche.“

„Darf ich sagen, daß Ihr ihm willig gehorchet?“

Lukrezia antwortete nur mit einem schwachen Lächeln. Rasch verschwand er.

Da umschlang das Mädchen die Schultern Lukrezias und fragte sie, Auge in Auge:

„Was wollte der Mensch mit seinem Lallen immer und immer wieder sagen? Was erhält er zum Lohn? Was gibst du ihm? — Den Tod? . . .“

Die Herzogin lächelte wiederum und ließ die Fragerin allein.

Diese warf sich auf den Betschemel nieder. Aber, das Vaterunser flüsternd, konnte sie den Gedanken nicht loswerden:

„Mit einem unüberlegten Worte habe ich einen Menschen geblendet und kann es nie verwinden! Diese aber lächelt, indem sie einen Menschen überlegterweise in den sicheren Tod sendet.“

Doch hielt sie sich darum nicht für die Bessere, sondern verschloß das gemeinsame Elend in ihrer barmherzigen Brust.

Es war an einem Märztage nach Mitte des Monats, daß der Kardinal bei schon geöffneten, mit dem blauesten Lenzhimmel gefüllten Fenstern bei der Herzogin speiste.

Da fiel das Gespräch gelegentlich auf den Großrichter Herkules Strozzi, von dem der Kardinal behauptete, er habe Ferrara heimlich verlassen.

Darauf äußerte die Herzogin, unmerklich erbleichend, ihre Verwunderung, daß ein so gewissenhafter Beamter eine längere Reise ohne Urlaub unternommen habe, welchen zu erteilen die Sache der Regentin sei, wie sie glaube.

Der Kardinal erwiderte, Herkules habe sich bei seinen zwölf Kollegen beurlaubt, wohl mit dem Gedanken, in Abwesenheit des Herzogs dürfte das genügen. Übrigens habe er vorgewendet, eine Familiensache der Strozzi verlange seinen schleunigen Besuch in Florenz.

Die Herzogin und der Kardinal ergingen sich dann in allerlei Vermutungen über die wahre Ursache dieser Abreise; da sie aber eine ein-

leuchtende nicht finden konnten, vereinigten sie sich dahin, die vorgegebene könnte am Ende die wahre sein.

Beide wußten mit voller Gewißheit, daß Herkules Strozzi bei Cäsar Borgia war.

Wenn ihre Augen hätten den Raum durchdringen können, so hätten sie die beiden gesehen, den gefürchteten Herzog und den Richter, vom Wirbel bis zur Zehe gepanzert, wie sie unter einem glorreichen Südhimmel durch blühendes und duftendes Heidekraut an den Krümmungen eines Absturzes emporfrohen, über sich die vier steilen Türme einer gotischen Burg mit Mordgängen und Schießscharten, sie beschleichend, nebst vielen andern Bewaffneten.

Sie hätten gesehen, wie ein Steinregen von den belagerten Zinnen sprang und manchen Klimmenden in den Abgrund warf. Gesehen, wie jetzt ein Block sich von der Burg herabwälzte, in gewaltigen Sägen von Fels zu Fels sprang, den schrecklichen Sohn des Papstes traf und ihn zerschmettert in die Tiefe stürzte.

Elftes Kapitel.

April kam und überschüttete Ferrara mit Blüten. Lukrezia ließ die Mäuler der herzoglichen Ställe bepacken, denn sie wollte nach einem ihrer Landhäuser hinausziehen.

An einem schon die Siesta verlangenden Nachmittage saß sie mit Donna Angela an dem offenen Fenster lässig vor dem Schachbrett und lauschte dem Singen ihres im Hofe beschäftigten Gesindes und der Treiber. Es war ein Liebeslied, welches der üppige Lenz erregte, aber die Ehrfurcht dämpfte.

Jetzt verstummte dieses völlig, und unter dem Hoftore flirrte der Hufschlag von Pferden.

„Gäste!“ sagte Donna Lukrezia, und die Frauen erhoben sich.

Die Diener, welche ihm die Thür öffneten, wegdrängend, trat der Herzog ein.

„Ich komme von Rom,“ begann der Staubbedeckte, „und bin scharf geritten, da ich mich nach Euerm Antlig sehnte, liebe Frau“ — er ergriff und küßte ihre Hand — „und bin herz-

lich froh, wieder bei Euch zu sein! Doch bedaure ich, Euch eine Trauerbotschaft zu bringen. Euer erlauchtester Bruder, der Herzog von Romagna, ist nicht mehr unter den Lebenden.

Die Nachricht ist sicher. Sie kam über Neapel und fand mich in Rom."

Er zog einen Brief aus dem Wams und entfaltete ihn.

„An den Iden des März, wie einst der römische Julius Cäsar, sein Vorbild und Namenspatron, fiel Don Cesare in einer Schlucht vor dem spanischen Schlosse Biana, daß er im Dienste seines Schwagers, des Königs von Navarra, mit großer Tapferkeit herantrat. — Also steht hier geschrieben."

Solches berichtete der Herzog mit diplomatischer Genauigkeit. Noch fügte er bei: „Ein früher und ritterlicher Tod!" Dann schloß er mit Frömmigkeit:

„Requiescat in pace! Requiem eternam dona ei, domine!"

Während dieser Rede beobachtete er die Herzogin aufmerksam.

Diese war eine Weile versteinert gestanden. Dann brach sie mit einem Schrei zusammen und sank in die Knie. Nicht anders als ein ge-

raubtes Weib, welches ihr von einem Pfeile durchbohrter Entführer plötzlich fallen läßt.

Auch der Herzog, der keine Dämonen kannte, sah sie aus unsichtbaren, sie umklammert haltenden Armen stürzen. Er hob die Gesunkene an seine Brust, die sie mit ungezähmten Tränen überströmte.

„Du mußt wissen . . . laß dir's sagen . . . ich verriet dich . . . ich mißgehorchte dir . . .“, schluchzte sie erstickend.

Der Herzog aber beruhigte sie liebevoll. „Jetzt, Eufrezia,“ sagte er, „erst heute wirst du ganz und völlig die Meinige. Siehe, bis dahin besaß dich der Geist deines Hauses, der mein Gefühl beleidigt und mein Urtheil herausfordert. Ich habe mich mit dir vermählt aus Staatsgründen und aus Gehorsam gegen meinen Vater, ohne dich zu kennen, außer durch das unheimlichste Gerücht. Höchst widerwillig! Als ich dich aber erblickte, bezaubertest du mich! Denn welcher Sterbliche mag dir widerstehen?

Auch erfüllte mich dein guter Wille, den ich wohl unterschied, und dein ernstes Bestreben, dich von den unmöglichen Sitten und dem geseglosen Denken deiner Familie zu trennen, und den schützenden Boden eines rechtlichen Daseins

zu betreten, mit Sympathie, ja mit Ehrerbietung. Das Blut der Borgia begehrte täglich in dir aufzuleben und dich zurückzufordern. Doch, siehe, nun bist du frei geworden. Die Deinigen alle sind verstummt und bewohnen die Unterwelt, woher keine Stimme mehr verwirrend zu den Lebenden dringt."

Lufrezia seufzte schwer. Es war ein tiefer Schmerzensston und zugleich ein Aufatmen der Erleichterung und Entbürdung. Und dann kam, wie das Blut aus einer Wunde sprudelt, ein reuiges Klagen, ein verzweifelter Sichgehenlassen, ein nacktes Geständnis dessen, was sie von jeher für Cäsar gesündigt und von ihm erlitten.

Don Alfonso erfuhr nichts Neues. Aber Angela, deren Gegenwart Lufrezia unter der Übermacht ihres Gefühles vergaß oder für nichts achtete, wechselte die Farbe und erduldete für die andere alles Entsetzen des Frevels und alle Qualen der Schande.

Jetzt umfing Lufrezia, vor dem Herzog niederstürzend, seine Knie, ergriff seine Hände und bedeckte sie mit Küffen. „Ich bin die Maria Magdalena,“ schluchzte sie. „Mein Herr hat mir vergeben, und jetzt ist kein Teilchen meines

Wesens mehr, das nicht sein eigen wäre . . .
Ich habe das Leben verwirkt, dein Gebot übertretend, aber du schenkst es mir! Und nun darf es nicht mehr mein, sondern es soll das deinige werden! . . .

Herr," sagte sie unversehens mit einer schmeichelnden Gebärde, „ich habe ein Anliegen an Euch."

Der Herzog glaubte, sie wolle ihm von Strozzi reden und zog die Brauen zusammen.

„Gestattet mir," bat sie, „daß ich von nun an den Bußgürtel trage!"

Don Alfonso lächelte. „Ich erwartete ein anderes Ansinnen," sagte er.

„Und welches?" fragte sie.

„Eure Fürsprache, Madonna," erwiderte der Herzog, „für einen Schuldigen, der seinen Kopf auf Spiel gesetzt und ihn verloren hat."

„Wen meint Ihr?" fragte Lukrezia ehrlich verwundert.

Herkules Strozzi war ihrem Gemüte gänzlich entfallen, seit er ihr durch den Tod des Bruders entbehrlich und gleichgültig geworden war, und der Herzog empfand die Genugthuung, daß der stolze Römerkopf nicht im Gedächtnisse seines Weibes, noch weniger aber in ihrem Herzen

hafte, ja, daß Strozzi unmöglich jemals den geringsten Wert für Lufrezia besessen haben konnte.

Das stimmte ihn gnädig, so streng er sonst jeden Ungehorsam zu ahnden pflegte. Er betrachtete sein Weib, das er nun als ein gesichertes Eigentum besaß, mit einer Art von Rührung. Noch nie hatte er sie schöner gesehen.

Die Goldhaare, die sich während ihres leidenschaftlichen Bekenntnisses gelöst hatten, ringelten sich um ihre vollkommenen Schultern, und die zartblauen Augen brannten feurig.

Er hob eine ihrer blonden Lockenschlangen zum Munde und küßte sie mit Inbrunst. Dann sagte er, als der Mann der Ordnung, der er war:

„Ruhet vor dem Mahl ein wenig, Herzogin, und rufet Eure Frauen, daß sie Euch zurecht machen. Denn, wenn Ihr so seid, werde ich auf das Licht und die Luft, die Euch umgeben, eifersüchtig.“

Angela zitterte vor Empörung, daß Lufrezia in unglaublicher Selbstsucht ihren Mitschuldigen vergaß, und in ihrem innern Jammer warf sie sich vor, daß auch sie ihren unglücklichen Blinden in seinem Kerker vergesse. Es war ein un-

gerechter Vorwurf, den sie sich machte, denn sie drückte, bildlich gesprochen, ihre Stirn, und deren Gedanken, ohne Unterlaß und bis zum Schmerze an die Eisenstäbe seines Kerkerfensters.

Als sie bei Kerzenschein neben der Herzogin am Spätmahl saß, überwältigte sie dies Jammergefühl, und da sie Lufrezia die Speisen, welche sie dem Herzog zärtlich vorlegte, kosten und ihm roten Neapolitaner, zuerst davon schlürpfend, kredenzen sah, war es ihr, als trinke Lufrezia Menschenblut.

„Base,“ flüsterte sie ihr zu, „vergeßt Ihr das verwirkte Haupt?“

Lufrezia erschrak und erinnerte sich. Des Herzogs Schulter mit den zarten Fingern berührend, fragte sie leichthin: „Schenkst du mir den Strozzi, Alfonso?“

Der Herzog, der eben aus weichem Brod ein kleines Geschütz knetete, warf es weg, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sann ein wenig. Dann sprach er: „Herrin, da ich auf Strozzi gerechterweise nicht eifersüchtig sein kann, und seine Anbetung Eurer Person eine Schuld ist, die er mit allen Männern teilt, so bleibt mir nur sein Ungehorsam gegen mein ausdrückliches Gebot zu bestrafen. — In der andern Wag-

schale liegt Euer Fürwort, Madonna, und die ungewöhnliche Fachtüchtigkeit des Mannes.

In Wahrheit, es widerstrebt mir, ihn aus einer Welt wegzuräumen, welche so viel Geschmeiß unnützer und nichtiger Menschen ernährt.

Betrachtet den Fall, meine Kluge. Es ist unmöglich, den Menschen zu begnadigen, ohne daß ich ihn vorher richte. Richte ich ihn aber, so kann ich es nicht verantworten, einen so frevelhaften Ungehorsam meiner ersten Magistratsperson zu verzeihen. Eines aber kann ich — ihn vergessen. Sendet nach ihm, Herzogin, heute noch! sogleich!" Er rief einen Diener und gab ihm den Befehl. „Sprecht zu ihm, Eufrezia; prüfet ihn! Bringet ihn dazu, daß er aus Ferrara vor der nächsten Sonne verschwinde. Er gehe, wohin es sei -- nach Florenz, wenn er will, da er florentinischen Ursprungs ist. Sein Wissen bürgert ihn überall ein. Nicht einmal aus Italien verbanne ich ihn; er tue, als sei er niemals nach Ferrara zurückgekehrt.

Wisset, ich begegnete ihm durch einen ärgerlichen Zufall an der Zollstätte des Südtors, wo ich, einreitend, seine Gestalt aus den Zollbeamten hervorrangen sah, mit denen er sich herumstritt.

Weder begrüßte er mich, noch verbarg er sich. Die Vermeßlichkeit seiner Haltung hatte etwas Beleidigendes. Eure Mühe wird umsonst sein, fürchte ich, Madonna.

Der Verlorene wird nicht weichen wollen — so stirbt er. — Schade um ihn. Er ist ein vorzüglicher Jurist.“

Der Herzog erhob sich von der Tafel und verabschiedete sich bei der Herzogin, die der Übung gemäß sich für eine Woche zu den Klarrissen zurückzog, um für das Seelenheil des verbliebenen Bruders zu beten.

Dann verabredete er mit ihr noch leise, unter welchen Worten verborgen sie ihm durch den Haushofmeister das Ergebnis ihrer Unterredung mit Strozzi melden sollte.

Diese fand in einem kleinen Rundzimmer unter den drei Flämmchen einer schwebenden Ampel in Gegenwart Angelas statt und war kurz und stürmisch.

Ungestüm trat Strozzi auf mit flammenden Augen und eherner Stirn, gebräunt von Wind und Sonne des Feldzugs. Ungeladen rückte er sich einen Schemel zu Füßen der Herzogin.

Diese war völlig ohne Furcht. Ihr von den

Angela Borgia.

reichlich vergossenen Tränen gebadetes Angesicht war hell und friedlich.

Strozzi täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß er mit dem Tode Don Cesares für sie zu einem Schatten, zu einem Nichts geworden war. Und doch war er gesonnen, durch den Gefallenen ewig mit ihr verbunden, nicht von ihr zu weichen.

„Erzähle ich Euch“, fragte er, „die letzten Augenblicke des Bruders?“

„Nein, Strozzi. Ich weiß, daß er nach der Art seines Hauses tapfer unterging, und weiß, daß er in Pampelona mit allen christlichen Gebräuchen bestattet wurde — der Ärmste.“

Von jetzt an nannte Lufrezia den Dämon, der ihr Bruder gewesen war, nicht anders mehr als den Ärmsten, so wie sie ihr Ungeheuer von Vater längst den Guten nannte.

Dann fuhr sie mit einem Seufzer fort: „Der arme Bruder bedarf der Fürbitte! Und noch heute nacht werde ich mich, um dieser Pflicht zu genügen, zu den Klarissen zurückziehen, in Übereinstimmung mit dem Ermessen meines erlauchten und geliebten Gemahls.“

So sagte sie, und es war ihr Ernst, ohne sich von dem Hohn gelächter in den Augen des

Richters über die Frömmigkeit Lukrezia Borgias und ihre Liebe zu Don Alfonso im mindesten stören zu lassen. Eine Pause entstand.

„Ich habe einen Auftrag meines Gemahls an Euch,“ sagte die Herzogin. „Ihr habt Euch schwer gegen ihn vergangen, Strozzi, seinem Befehl geradezu entgegen handelnd. Auch gegen mich, indem Ihr meiner Torheit gehorchtet, obwohl Ihr sehen mußtet, daß mich die flehende Forderung meines Bruders aus den Schranken der Pflicht geschleudert hatte. Wehe dem Manne, der einer Pflichtlosen traut!

Die Engel haben mich Stürzende gerettet, und ich, mit der Gnade Gottes, möchte Euch retten.

Der Herzog will Euch die zweifache Schuld gegen ihn und mich vergeben, unter einer einzigen Bedingung, Strozzi! einer leichten Bedingung . . . daß Ihr Ferrara verlasset noch diese Nacht und nimmermehr zurückkehret. Benüzet diese seltene Gunst! Es ist ganz gegen die Weise des Herzogs, einen vorzüglichen Diener, wie Ihr seid, zu entlassen und einem andern italienischen Staate zu gönnen! Denn nicht einmal Italien sollt Ihr meiden . . .“

„Du verlierst deine Mühe, Lukrezia,“ unterbrach sie Strozzi zügellos, „ich weiche nicht aus

Ferrara, noch von dir! Wir gehören zusammen, Don Cäsars Wille hat uns vermählt!"

Lufrezia lächelte schwach. Dann flehte sie, den durchsichtigen Schleier der Scheinheiligkeit, in den sie sich verhüllt hatte, abwerfend, mit bittenden und trauernden Augen:

„Wenn ich dir wert bin, Herkules, so rette dich! Ich mag und will dich nicht auf der Seele haben! . . . Liebst du mich," flüsternte sie, „so fliehe!"

Da empörte sich die stille Angela gegen diese Verführung — selbst zum Guten, zur Rettung.

„Richter," wandte sie sich mit heißen Wangen gegen Strozzi, „es ist schmachvoll, daß Ihr zaudert. Fort aus Ferrara! Wie? Ein Mann, den die Jugend als ihr Vorbild bewundert, ein Lehrer des Rechts, hat nicht die Kraft, mit dem Bösen zu brechen und den Zauber eines armen Weibes zu fliehen! — Errödet! . . ."

„Was träumt diese da von gut und böse?" überschäumte Strozzi und sprang in die Höhe. „Was phantasiert sie von Recht und Unrecht? . . . Es gibt kein Recht! . . . Dieser schöne Frevel hier," er blickte auf Lufrezia, „hat es getötet!

Du aber, Mädchen, schweige! Was verstehst du von Liebe! Eine, die den Liebsten blendet

— einkerfern läßt — seinen Kerkermeister nicht besticht — sich nicht in seine Arme schleicht — nicht sein Weib, seine Magd wird — was weiß eine solche von Liebe!

Denn Liebe," flüsterte er geheimnißvoll, „läßt ihr Ziel nicht! Nimmermehr! Nimmerdar! Morde mich, Lufrezia! Hier!" und er zeigte auf sein Herz.

Sie starrte den Richter mit bleichen Augen an, und alle Lieblichkeit war von ihr gewichen.

In diesem Augenblick ging der Türvorhang auseinander, und auf der Schwelle stand der höchst würdevolle Haushofmeister mit dreierlei Anliegen.

Er meldete die Sänfte der Herzogin; dann trug er die Frage vor, ob sie schon morgen bei den Klarissen den Besuch des Herzogs erwarte.

Sie verneinte es, und dieses Nein mochte wohl für den Herzog bedeuten, daß der Richter seine Gnade von sich stoße.

Zuletzt wendete sich der Haushofmeister noch an diesen und ersuchte ihn, das Schloß nicht zu verlassen, ohne dem Herzog im Archiv aufzuwartet zu haben.

Strozzi fragte schroff, ob es gleich sein dürfe,

und der Greis ging ihm voran, nachdem er das Haupt bejahend gebeugt hatte.

Die Herzogin aber ließ sich von Angela stillschweigend an die Säufte geleiten. „Ich nehme nicht von dir Abschied,“ sagte sie. „Du folgst mir, lieber heute noch, nach.“ Sie hätte ihr gerne erspart, was kommen mußte, wie sie selber davor auf die Seite wich.

Wenn ihr Dienst sie nicht an die Herzogin fesselte, bewohnte Angela das einsame Erkerzimmer eines festen Eckturmes, der einen inneren Hof beherrschte und in dem unteren Teile seiner undurchdringlichen Mauern das Privatarchiv des Herzogs barg.

Um diesen Zufluchtsort zu erreichen, eilte die bange Angela die Schloßtreppen hinan. Seitengänge und eine schmale Stiege führten sie in den Turm und durch den kleinen Vorraum, wo die Drehbank des Herzogs stand. Hier wunderte sie sich, die schwere Eichentür des Archivs offen zu sehen, so daß die lauten Stimmen Don Alfonsos und des Großrichters sie verfolgten, während sie eine weitere Stiege erflomm.

Wie erschrak sie, als sie, angelangt, nicht eintreten konnte! Ihr Göller, den sie eine Weile

nicht benützt hatte, war verschlossen. Der Schlüssel mochte im Archiv liegen. Nun mußte sie das Weggehen Strozzi's abwarten und duckte sich, wieder die Treppe herabgestiegen, eine widerwillige Lauscherin, nicht von Neugierde, nur von Angst gepeinigt, harrend in eine Nische der dicken Mauer.

„Dieser Rechtschandel,“ plauderte der Herzog bequem, „ist eine langweilige Sache. Wir sollten sie endlich zu Schlusse bringen. Ich habe die fraglichen Akten gründlich studiert,“ er schlug mit der Hand auf einen Stoß Pergament, daß Angela den Staub einzuatmen glaubte. „Ihr wißt, Richter, ich fürchte mich nicht vor Akten, aber diesmal habe ich meine Mühe und das Öl meiner Lampe verloren. Sagt Ihr mir lieber kurz, wer recht hat, der Graf Contrario als Erbe der Flavier, oder ich und der Fiskus von Ferrara.“

Wie spricht Euer richterliches Gewissen?“

Es erschien Angela, als betonte der Herzog das letzte Wort auf ironische Weise; aber sie mußte sich täuschen, denn Strozzi antwortete völlig unbeirrt.

„Hoheit,“ sagte er, „der Witz ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden: Das

gehört nicht zur Sache, und das nicht — so bleibt noch das, und das ist einfach.

Der innerste Kern des vor Alter vergilbten und von Tücken und Kniffen verdrehten Processes ist aber dieser:

Nachdem die Flavier und Contrarier sich jahrhundertlang als Vettern gequält und versöhnt, befeindet und zu Erben eingesetzt hatten, entschloß sich der letzte kinderlose Flavier, namens Nestor, aus unbekannten Gründen, seinen bedeutenden Besitz seinem Vetter, dem Grafen Mario Contrario, dem Vater unsres jetzigen anmutigen Grafen testamentarisch zu hinterlassen.

Nun verbietet aber unser ferraresisches Recht, sein Gut einem Fremden zu vererben, ohne die vorher erlangte Ermächtigung des Herzogs. Diese Einwilligung Eures Vaters aber, obwohl niedergeschrieben und von diesem anerkannt, wurde niemals durch seinen Namenszug perfekt gemacht. Denn da der letzte Flavier zu Pferde stieg und nach Ferrara fuhr, um durch sein persönliches Erscheinen jene Unterschrift von Eurem Vater zu erlangen, sprang der Tod grinsend hinter ihm aufs Roß und schnitt mit der Sense dazwischen. Er ward auf der Reise vom Schlage gerührt.

Wie lag nun die Sache?

Das Testament war formell nichtig, da die Unterschrift des Herzogs mangelte, und Euer Vater, Herr Herkules, fand sich nicht bewogen, sie darunter zu setzen. Er konfiskierte die flavianischen Güter.

Euer Zutun, erhabener Herr, ist nun keine Rechtsache mehr, sondern eine Sache Eurer Großmut, in die ich mich nicht mische."

"Wisse, Richter," versetzte der Herzog, ohne den achtungslosen Ton Strozzi's zu rügen, langmütig, „daß ich nicht viel anders denke, noch denken darf, als mein Vater Herkules! Wo es ein rechtlich zulässiges Mittel gibt, den Staatsschatz zu füllen, darf ich es aus sogenannter großer Gefinnung nicht verschmähen und dafür meine Kaufleute und Bauern belasten.

Auf der andern Seite freilich ist mir unlieb, daß die Contrarier so unbestreitbar das innere Recht für sich haben, als ich das äußere."

"Evident!" spottete der Richter.

"Da dünkt mich," fuhr der Herzog gelassen fort, „wäre ein Kompromiß am Plage. Was meinst du, Richter? Wir steuern mit den flavianischen Gütern Donna Angela Borgia aus und vermählen sie mit dem Erben der Rechtsan-

sprüche der Contrarier, dem liebenwürdigen Grafen Ettore. Unter uns, ich wünsche das Mädchen weg. Sie bringt mich und den Staat Ferrara um unsern unvergleichlichen und unersetzlichen Kardinal Ippolito."

"Ich mag sie auch nicht und wünsche sie in den Mond! Kuppeln wir sie mit dem Pedanten! . . ." scherzte der Richter mit wüster Heiterkeit, nicht anders, als wäre er trunken.

"Du mußt wissen, mein Herfules," fuhr der Herzog fort, anscheinend ohne sich an dem ärgerlichen Benehmen des Richters zu stoßen, „daß es eigentlich Donna Eufregia ist, welche ihre Base aussteuert. Die flavianischen Güter bilden ihr Wittum, aber es ist ein unsicherer Besiß, da unsre Gerichte noch nicht endgültig gesprochen haben . . .

Du hast davon gehört, mein Herfules?"

"Wie sollt' ich nicht?" höhnte der Richter, „da ganz Italien davon widerhallte! Wer kann vergessen, wie Papst Alexander von Herzog Herfules überlistet wurde, wie maßlos das alte Laster sich gebärdete und welche unnachsprechlichen Worte es ausstieß, als es sich geprellt sah!"

Und Strozzi's Rache dröhnte unter der niederen Wölbung.

Zugleich hörte Angela durch die Mauerlücke, an der sie saß, aus dem nächtlich stillen Hofe herauf den weichen Tenor wieder, dessen Kantilene sie bewegt hatte, als sie in der Siesta-Stunde vor der Ankunft des Herzogs mit Lufrezia am Fenster saß. Es war dasselbe Liebeslied . . . „Ist es ein mit dem Herzog verabredetes Zeichen, daß Strozzi's Mörder bereit stehen?“ fragte sie sich mit klopfendem Herzen.

Von diesem Moment an schien des Richters herausforderndes Wesen dem Herzog zu viel zu werden.

„So unterhaltend deine Gesellschaft ist, mein Strozzi,“ sagte er freundlich, „ich muß dich nun entlassen. Du weißt, ich bin heute scharf geritten und, in der That, ich fühle mich müde. Wir kommen wohl auf unsern Gegenstand zurück. Glückselige Nacht!“

Und er beurlaubte das Opfer.

Da Strozzi an der im Halbdunkel sitzenden Angela vorüberging und sich hinuntersteigend in die schwach erhellten Schloßgänge vertiefte, blieb diese wie versteinert, denn die unheimliche Lustigkeit Strozzi's war ihr ein Vorzeichen seines

Untergangs, und die unerschöpfliche Geduld des Herzogs erfüllte sie mit Grauen.

Als sie eine Weile später mit ihrem gefundenen Schlüssel neben dem Herzog stand, der aus dem Archiv getreten war und es abschloß, kehrte der Richter, wie tastend, wieder zurück.

„Ich weiß nicht, wie mir geschieht, Hoheit,“ stotterte Strozzi, dessen Lustigkeit verschwunden war, „ich finde den Ausgang nicht und bitte um eine Fackel.“

Der Herzog rief nach einer, die ein Diener dem Richter vortrug, welcher ihr wandend folgte.

Nun floh Angela in ihre Kammer, die sie in verwirrender Angst fest verrammelte, mit ihren klopfenden Pulsen den Lebensrest des Richters zählend und seinen Todeschrei erwartend.

Da ertönte er — entsetzlich und lang — und drang ihr durch das innerste Mark.

Mit zitternden Händen warf sie einen Mantel um, ergriff ihre kleine Leuchte, glitt die einsamen Stiegen hinunter und stürzte aus dem Palast. Hilfe zu bringen? . . . Nein, sie zu suchen bei Lukrezia, im Kloster! . . . Sie wußte nicht, was sie wollte.

An der Ecke der Burg stieß ihre Fußspitze an den Toten. Sie leuchtete ihm ins Antlig,

konnte aber die bleichen, verzerrten Züge nicht lange betrachten.

Sie kniete nieder, machte über ihm das Zeichen des Kreuzes und verhüllte ihm das grause Haupt barmherzig mit seinem Mantel.

Dann floh sie weiter zu den Klarissen, deren Haus, nur zwei kurze Gäßchen entfernt, auf dem Boden der alten Stadtumwallung stand.

In der Mitte des zweiten hörte sie Schritte hinter sich, wandte sich um und sah einen ihren fliegenden Gang verfolgenden Schatten. Sie meinte, der Tote habe sich erhoben, und verdoppelte ihre Eile. Doch ihre schnellen Füße wurden durch ein andres Nachtgesicht aufgehalten.

Dicht vor dem Kloster nämlich sprang ein fester Turm mit seiner gewaltigen Rundung vor, den das Gäßchen umkreiste, und der mit dem Kloster aufs seltsamste baulich verwachsen und durch den üppigsten Efeu verwoben war.

Seine ewig verschlossene hohe schmale Pforte war wunderbarerweise geöffnet, und davor hielt ein Reitergedräng. In der Mitte saß auf einem Schimmel ein schlanker Jüngling mit einer Binde über den Augen.

Angela erblickte Don Giulio, von dem sie

doch wußte, daß ihn der Herzog nach Fenestrella, auf eine Insel in den Pomündungen hatte bringen lassen.

Lebte dieser Don Giulio? War er ein Traum?

Nachdem die, einer hinter dem andern, Einreitenden das Gäßchen geräumt hatten, klopfte Angela an das Klostertor und wurde von der Pförtnerin, der raschen Schwester Consolazione, ohne Verzug in den Klosterfrieden eingelassen.

„Ihr seid erwartet,“ sagte sie. „Aber wie? Ihr kommt zu Fuß und allein? Wie Euer Herz pocht, Erlauchte! Wahrlich, wie einem geängstigten Vogel . . .“

„Führt mich zur Herzogin!“ unterbrach die Borgia.

Da ihr Schwester Consolazione suchte die noch erhellte Zelle öffnete, lag Eufrezia im sanften Licht einer Ampel schon entkleidet auf dem reinlichen Lager in weißem Nachtgewand, fest entschlummert, ruhig atmend wie Ebbe und Flut, mit einem Kinderlächeln auf dem halbgeöffneten Munde, während Natur leise verjüngend über ihrem Lieblinge waltete. —

Als Angela aus dem Schlosse floh, hatte sie der Wunsch getrieben, sich schluchzend an die Brust der Freundin zu werfen und ihren Ge-

blendeten neben den Getöteten Lufrezias zu legen.

Nun betrachtete sie die schöne Schummernde aufmerksam, verlor den Mut sie zu wecken und seufzte:

„Wie bin ich eine andre!“

Letztes Kapitel.

Nach soviel Trauer waren fünf Jahre über Ferrara gegangen, ohne daß die tragische Muse von neuem das Herrscherhaus besucht hätte. Ja, das Leben wollte sich zur Idylle gestalten, immerhin die Unruhe eines kurzen Krieges ausgenommen, der aber rasch über den ferraresischen Boden dahinfuhr.

Der Mörder des Großrichters Herkules Strozzi war, ungeachtet vielfacher polizeilicher Nachforschungen und der augenscheinlichen Bemühung des Herzogs selber, unentdeckt geblieben.

Der Oberrichter wurde mit der größten Feierlichkeit bestattet, und der Herzog ließ es sich nicht nehmen, als erster der Trauernden vor dem gerührten Volke dem mit Lorbeer überschütteten Sarge nachzuschreiten.

Auch die junge Witwe, denn der Anbeter Lukrezias hatte in standesmäßiger Ehe gelebt, besuchte Don Alfonso mit fürstlicher Teilnahme und trachtete ihren wilden Schmerz mit weiser

Rede zu dämpfen. Die blühende Barbara Torelli aber war untröstlich und redete mit heftiger Gebärde bald davon, ihren Gemahl an seinem Mörder zu rächen, wenn sie ihn finde, bald verlangte sie, sich in ein Kloster zu begraben; in beiden Fällen aber gelobte sie dem toten Gatten ewige Treue.

Wenn nun der Herzog nichts über sie vermochte, so war es Ludwig Ariost vorbehalten, diese leidtragende Barbara aufzurichten. Er war ein Freund Strozzi's gewesen und hatte schon dessen Mutter, eine stattliche Frau, herzlich verehrt. Jetzt bemühte er sich um die Witwe seines verbliebenen Freundes und suchte sie mit dem Leben zu versöhnen. Diese freundliche Aufgabe löste er in Jahresfrist so vollkommen, daß Barbara Torelli sich erbitten ließ, dem Dichter in sein neuerbautes Heim zu folgen und an seiner Seite jenes einfache Haus zu bewohnen, dessen Bescheidenheit Ariosto in einem weltbekannten Distichon gepriesen hat.

Gleichgeblieben war sich auch das Gefängnis Don Giulios in dem „vergessenen“ Turm, welcher von dem frühern engeren Mauerfreis als ein unzerstörbares Wahrzeichen alter Wehrkraft stehengeblieben war und später von

dem wachsenden Klosterhof der Klarissen eingeschlossen wurde.

Dieser fast unzugängliche Turm war selten bewohnt. Fensterlos nach dem Gäßchen, und auf der Seite des Nonnengartens von verwilderten Brombeerstauden und kletternden Schlingpflanzen bis zu seiner halben Höhe überwuchert, war er in das unbeachtete Weben der Natur zurückgekehrt.

Nur selten wurde er für ungefährliche Staatsgefangene benützt, deren Andenken sich verlor und deren Dasein in dem „vergessenen“ Turm vergessen werden sollte.

Lange hatte sich die Oberin der Klarissen dagegen gesträubt, in den auf ihrem Gebiete stehenden Turm eine hohe Person mit unbauulicher Legende, wie Don Giulio, eintun zu lassen. Sie kannte die Schwächen des leeren Nonnenherzens: Neugier, Mitleid, Lust an Heimlichkeiten, und fürchtete deshalb den gefährlichen Nachbar.

Auch war ihr der wahre Grund der Entfernung des blinden Esté aus Fenestrella nicht unbekannt geblieben.

Zwar wurde ihr gesagt, die vor der Mündung des Po im Meere liegende kleine Festung

sei in diesem Zeitlaufe gefährdet und werde sowohl von der Flotte des heiligen Markus als von den Schiffen St. Petri bedroht: aber sie hatte noch eine ganz andre Geschichte in Erfahrung gebracht. Die junge Frau des Gefangenwärters, sagte man ihr, habe sich in den hübschen Prinzen trotz seiner Blindheit sterblich verliebt und ihren Mann bemogen, Don Giulio in einem Boote nach Venedig zu entführen. Darüber habe sie der Schloßvogt, ein Hauptmann aus der strengen Schule des weisland Don Cesare, überrascht und die Schuldigen, Mann und Weib, in das Meer versenkt.

In ein ebenso tiefes Stillschweigen wurde jetzt das Dasein Don Giulios im „vergessenen“ Turme begraben.

Der Herzog hatte bei den schwersten Strafen sowohl dem Reisegefolge als dem neuen Kerkermeister seines Bruders verboten, die Gegenwart des Gefangenen zu verraten oder auch nur seinen Namen zu nennen. Und daß die Äbtissin und der Beichtiger des Klosters, welcher auch der Don Giulios war, schwiegen wie das Grab, darum war der Herzog unbesorgt.

Auch Angela schwieg von ihrer traumhaften Begegnung mit dem Blinden an der Turm-

pforte, als von etwas, das ihrem Herzen allein angehörte.

So wurde es möglich, daß die fluge Donna Lufrezia von der Rückkehr Don Giulios nach Ferrara nichts erfuhr, auch durch den Herzog nicht, dem die Herberge des blinden Bruders eine stete Sorge war. Ihn in den Kerfern seiner Stadtburg, gleichsam unter seinen Füßen, zu verwahren, und über dem Haupte des Geblendeten ein heiteres Dasein zu führen, das brachte er doch nicht über sich. Legte er ihn aber in eine Landfestung, so war er gewiß, Don Giulios Leiden, seine Güte und die ihn umwebende Sage werde ihn bald so beliebt machen, daß ein Befreier nicht lange ausbleiben könne.

Der „vergessene“ Turm neben den Klarissen war seine letzte Auskunft gewesen.

Hätte Lufrezia ihn über das Verbleiben Don Giulios befragt, sie würde die Wahrheit erfahren haben; aber sie hütete sich wohl, die wunden Punkte in der Seele ihres Gemahls, den Verlust Ippolitos und den Kerker des Blinden unnötig zu berühren.

So fuhr sie fort, ohne zu ahnen, wer in ihrer Nähe wohne, sich jährlich wenigstens in der

Adventszeit auf einige Tage zu den Klarissen zurückzuziehen, wohin sie Donna Angela jedesmal begleitete. Ja, diese suchte sie dort, so lange als möglich, zurückzuhalten, denn die Zusprüche des Beichtigers der Klarissen, Pater Mamette, hatten den Sturm ihrer warmen Seele auf immer beruhigt, wie auch Donna Lucrezia viel von der einfachen Seelsorge des Franziskaners hielt.

Der Herzog irrte nicht, wenn er glaubte, daß das Wohl Don Giulios viele Seelen beschäftige. Nicht nur der ferraresische Dichter legte damals an der bekränzten Pforte eines der Gefänge seines „Rasenden Rolands“ ein rührendes Fürwort für den im Kerker schmachtenden Blinden ein, auch ein Geringerer im Reiche der Geister ergab sich diesem mit Leib und Seele.

Eines Tages nämlich erschien an dem Tore des „vergessenen“ Turmes ein kleiner dürrer Greis, der unter jedem seiner Arme einen gewichtigen Folianten trug. Er legte seine Last auf die hohe Steinschwelle nieder und begann mit einem dicken Kiesel, den er aufraffte, an die stumme Pforte zu pochen.

Vergeblich! Denn diese öffnete sich nicht, und

inwendig rührte sich nichts Lebendiges. Der Alte setzte seine Bemühungen so beharrlich fort, daß er nicht bemerkte, wie eine kleine Schar herzoglicher Söldner in den Halbkreis des einsamen Gäßchens einlenkte, bis er von ihnen umringt und ergriffen war.

Jammernd bat er um Schonung für seine Bücher, die sie mit ihren Spießen untersuchen wollten, und deckte seinen Schatz mit dem Leibe. Zu seinem Heil erschien in diesem Augenblicke der Herzog hoch zu Roß, der mit einem kleinen Gefolge von Sachkundigen einen Pulverturm auf seine Feuerfestigkeit hin untersucht hatte und jetzt auf dem kürzesten Wege in seine Stadtburg zurückkehrte.

Der Greis warf sich vor ihm nieder:

„Erhabener Herr, den ich erzogen habe,“ rief er, „befreie mich mit meinen Freunden Plutarch und Seneca aus den Händen deiner Krieger!“

„Was hast du hier zu schaffen, Magister?“ fragte der Herzog streng und zog die Brauen zusammen.

„Ich fühle mich berufen, einen erblindeten Zögling zu besuchen und seine Nacht mit der Weisheit der Alten zu erhellen!“

„Woher weißt du, daß der Blinde hier sitzt?“
fuhr ihn der Herzog an.

„Von Liebe zu dem abtrünnigen Sohne der
Wissenschaft erfüllt, und nachdem ich erfahren,
daß er in Unglück und Dunkel gestürzt sei, ver-
folgte ich seine Spur bis nach Fenestrella. Dort
sagten sie mir, daß er nach einer unverschul-
deten Tragödie weggeführt worden sei, und daß
Gerücht berichte, er sei in deine Nähe und unter
deine persönliche Hut zurückgekehrt. Hier in
Ferrara pochte ich, von meinem sokratischen
Dämon geführt, an die Thür jeden Turmes,
und dieser ‚vergessene‘ ist der letzte, den ich
finde.“

Ein geheimes Lächeln stahl sich in die Augen
des Herzogs und der Gedanke durchbligte ihn,
seinem unglücklichen Bruder die Gesellschaft
ihres gemeinsamen, wie er wohl wußte, voll-
kommen harmlosen alten Lehrers zu gönnen. Er
sagte:

„Wenn hier wirklich ein blinder Schüler von
dir wohnt, Mirabili, so magst du ihn meiner-
wegen allwöchentlich einmal besuchen und mit
ihm deine unterbrochenen Lektionen fortsetzen.“

Auf seinen Wink stieß ein Leibwächter mit
dem Holze seiner Lanze unter dem Rufe: „Auf!

Im Namen des Herzogs!" so nachdrücklich gegen die verschlossene Thür, daß innen die Schlüssel augenblicklich rasselten und die Riegel zurückgingen.

Der Herzog ließ den erstaunten Kerkermeister an sein Pferd treten und befahl ihm leise und streng:

„Einmal wöchentlich öffne dem Alten diese Pforte zu Einlaß und Auslaß. Niemals am Tage, sondern vor Morgengrauen oder nach dem Ave Maria.“

Von Don Giulio mit Dank und Rührung empfangen, enthielt sich Mirabili, das zerstörte Angesicht, dessen Schönheit in früherer Zeit ihn beglückt hatte, lange zu prüfen. Ohne Zögern machte er sich ans Werk, den Gefangenen in die Herrlichkeiten der stoischen Schule einzuführen und ihm die Triumphe der Selbstüberwindung zu zeigen.

Wenn er ihm dann nach langer Sitzung die hohen Vorbilder pries, die ihn begeisterten, einen Zeno, einen Epiktet und vor allen den Kaiser mit dem Philosophenbart, den göttlichen Marc Aurel, sagte wohl der Blinde, der indessen an seinem Strohgeslecht gefessen hatte, traurig und müde:

„Ach, Mirabili, ich kenne diese vornehmen Herren nicht, und es will mir nicht gelingen, mich mit ihnen auf den Thron der Tugend zu setzen.“

Einen kräftigeren Trost reichte dem Blinden der Sohn des heiligen Franziskus, Pater Mamette. Auch er, wie der alte Mirabili, obwohl ein noch grünender feuriger Mann, gehörte zu Don Giulios Jugenderinnerungen.

Aus einer Bauernfamilie Pratellos gebürtig, wurde er als ein verwaistetes, ganz junges Blut von seinen älteren Brüdern, die nicht gesonnen waren, ihr Erbe mit ihm zu teilen, ins nahe Kloster geliefert, wo das unschuldige Kind unbeachtet, aber von den Mönchen wohl gelitten, aufwuchs. Dem Kleinen geriet, wie dem verkauften Joseph, alles zum besten, und sein von freudigen Augen beleuchtetes Angesicht war das Wohlgefallen und der Trost aller, die ihn kannten.

Als Don Giulio zum Jüngling erwuchs und sein prächtiges Pratello baute, war Mamette im Laufe guter und böser Tage zum Manne geworden und ein fertiger Franziskaner.

Don Giulio sah ihn eines Tages unter seinen Bauleuten, als er einem verunglückten Maurer beistand, ihn in seine Arme nahm und den Ster-

benden mit mehr als mütterlicher Liebe in den Himmel hob.

Damit fiel er dem Efte auf und berührte die wohl lautendste Saite seiner Seele. Weil aber der Leichtfertige nach der Hofsitte einen Beichtvater haben sollte und man ihn längst beschuldigte, dieses Herkommen zu vernachlässigen, so entschloß er sich kurz und wählte Pater Mamette.

Außer zu den kirchlich gebräuchlichen Zeiten hatte er ihn übrigens nie rufen lassen, auch nach seinem Sturze ins Elend nicht. Erst da er das Todesurteil erwartete, ließ er ihn zu sich in den Kerker kommen und sich dann von ihm auf das Schafott begleiten.

Nach seiner Rückkehr aus Fenestrella wurde nun Pater Mamette der beste Freund seiner Gefangenschaft, und der von allen Seiten Gerufene und Begehrte zählte die Stunden nicht, die er zur Tröstung des Unglücklichen im verlassenen Turme zubachte.

Da geschah es oft, daß der Pater den Blinden bei beiden Händen ergriff und ihm sagte: „Ihr kennt noch nicht den unerschöpflichen Born des Glücks: es ist das Geheimnis der Armut. Mein heiliger Franziskus, der mit ihr auf

innigste vermählt war, offenbarte es mir einst zur Rettung aus den Abgründen der Seele.

Erst wenn Ihr nichts mehr zu eigen habt, könnt Ihr die Liebe Gottes empfangen. Und wenn Ihr empfanget, könnt Ihr geben. Das ist meine Pforte zum Glück und zur Freiheit! Tretet mit mir ein! Werdet arm und ärmer, damit Ihr empfangen und geben könnt, wie ein Brunnen, der Schale um Schale überfließend füllt."

Don Giulio fand anfangs, daß es für ihn, einen Veraubten und aus dem Lichte Gestoßenen, schwer sei, noch ärmer zu werden; er verstand nicht, daß er sich auch des Reichthums seiner selbstüchtigen Schmerzen entschlagen müsse — immerhin drang das Geheimniß des heiligen Franziskus in eine Tiefe seiner liebedurstigen Seele, die weder Ariost noch Mirabili, weder der Dichter noch der Philosoph hatten erreichen können.

So vergingen drei der Kerkerjahre, aber auch Jugendfrische und Gesundheit des Blinden verging. Er welkte. Die dumpfe Luft des Sommers und die Feuchtigkeit des Winters, die Klosterspeise, die ihm geboten wurde und die er, anders gewöhnt, oft unberührt ließ, die Ent-

behrung heftiger Leibesübungen, wilder Ritte, des Ballspiels, der Fechtkunst, und, mehr als alles das, die Aussichtslosigkeit der Befreiung erschlaffte und lähmte ihn; denn er wußte — das Wort des Herzogs stand fest —, daß er bei dessen Leben den Kerker nicht verlassen werde.

Er selbst ergab sich in sein Loß, aber dem alten Mirabili schnitt es in die Seele. Der zerfallende Greis konnte nicht sterben, ohne seinen Liebling befreit zu haben.

So entschloß er sich, ohne das Wissen und die nicht zu erhaltende Einwilligung Don Giulios, etwas Wirksames, zur Entscheidung Führendes zu unternehmen. Nach vielem Denken und einigen schlummerlosen Nächten brachte er das wichtige Werk zustande. Es war ein im reinsten Latein verfaßtes Schreiben, denn die italienische Schriftsprache war ihm nicht geläufig, noch erschien sie ihm zu seinem großen Zwecke erhaben genug. Nachdem Mirabili alle berühmten Gefangenen des Altertums, besonders alle unschuldig von Tyrannen in grausamen Kerker gehaltenen, erwähnt hatte, ging er auf Don Giulio über, den Liebenswürdigsten und Unschuldigen von allen, und beschwor den

Herzog bei dem Gerichte der Unterwelt und der Nachwelt, seinen leiblichen Bruder zu befreien, indem er persönlich seine Ketten löse und sich auf öffentlichem Markt vor dem Volke mit ihm versöhne.

Kurz, es war ein herzlich ungeschickter und ein unheilvoller Brief, welcher den Herzog aufbringen mußte, und leider dieses ungewollte Ziel nicht verfehlte.

Schlimmer noch! Der Herzog wurde mißtrauisch. Er sah hinter dem Anschläge des Alten den des gefangenen Bruders, was freilich ein großer Irrthum war.

Er ließ Don Giulio seine herzogliche Ungnade und die Unwiderruflichkeit seines Kerfers wissen und stürzte diesen, dem damals auf einer andern Seite ein süßer Stern der Hoffnung aufgegangen war, in tieferes Elend und auf das Krankenlager.

Gleichgeblieben, wie der Kerfer Don Giulio, war sich auch der Stand der flavianischen Güter, die der Fiskus zu genießen fortfuhr, da die Gerichte über deren endgültigen Besiß noch nicht gesprochen hatten. Gleichgeblieben war sich die mühselige Werbung des Grafen Contrario um Donna Angela.

Gleichgeblieben, nein, gestiegen war ihre Abneigung gegen diesen unsträflichen Freier, dem sie, auf's äußerste getrieben, verzweiflungsvoll erklärte: sie liebe die Gerechten und Tugendhaften gar nicht — mehr schon die ringenden Bösen — am meisten aber die Barmherzigen, wenn sie die Sünder mit starken Armen emporziehen; über welche unerhörte Rede Graf Contrario sich mit Recht entsetzte.

Auch der Herzog hatte zuzeiten an der Gründlichkeit des Wissens und an der kritischen Ader des Grafen kein Vergnügen mehr, besonders wenn dieser mit Kennermiene das nach neuen Erfindungen gegossene Geschütz seines Gastfreundes prüfend umwandelte und jeden einzelnen Teil des Stückes einer eingehenden und vernichtenden Kritik unterwarf.

Dann preßte der Herzog den strengen Mund zusammen und ließ den Grafen allein. Nur der Wunsch, Donna Angela, dieses Hinderniß der Rückkehr des Kardinals, zu verheiraten und damit wegzuräumen, verließ ihm die Geduld, den unermüdlichen Tadler zu ertragen, solange es sein mußte.

Selbst im Bereiche Lukrezias bestrebte sich der Graf unliebenswürdig zu werden; doch alle diese

Versuche wurden an ihrer anmutigen Geschicklichkeit zunichte, wie sich eine streitsüchtige Brandung an einem sanften Ufer verliert.

Da ihm Lufrezia ihr Wittum, die flavianischen Güter, als mögliche Mitgift ihrer jungen Base vorspiegelte, überkam ihn aus Widerspruchsgeist ein großer Ärger, daß, was in seinen Augen der rechtmäßigste Besiz war, einem Weibe danken zu müssen, und er erhob sich gegen dieses Ansinnen mit männlicher Würde.

Lufrezia aber, die diese Entrüstung nicht für seinen Ernst hielt, antwortete lächelnd:

„Und wenn wir beide, die wir uns darum streiten, die flavianischen Güter in zwei Hälften schnitten und friedlich unter uns teilten, den Richtern zum Verdruß? . . . Ich sage es nicht versuchsweise, wie einst König Salomo, um Euer Herz zu prüfen, Ettore! Ist doch die Erde kein lebendes Kind mit einem unteilbaren Blut und Leben in den Adern, sondern bestimmt, in Stücke zerrissen, verteilt oder geraubt zu werden!“

Der Graf hätte sogleich zugegriffen, wäre er sich selbst über seine Gefühle für Donna Angela klar gewesen. Am liebsten hätte er die flavianischen Güter ohne sie besessen. Er hatte das

edle Mädchen von Anfang an als ein eigenwilliges und unerzogenes Geschöpf betrachtet — doch, o Wunder, seit einiger Zeit geschah etwas mit Angela. Ihre Härte und Herbigkeit verschwand wie die einer schwellenden Frucht, die an der Sonne reift, und welche andre Sonne konnte sie gezeitigt haben, als die Sonne der Liebe? Welcher Sterbliche aber konnte dieses stolze Herz besigen, wenn nicht Graf Contrario?

Im Streite seiner Gedanken erbat er sich ein Jahr Bedenkzeit.

Während Angela, immer stiller werdend, am Hofe von Ferrara in der demütigenden Gewißheit lebte, daß der Herzog ihr Dasein als ein Übel empfand, dessen er sich gern entledigt hätte, trat Donna Lukrezia auf die Höhe ihres Glückes.

Sie hatte Don Alfonso zwei wohlgebildete und begabte Knaben gegeben, und er war ihr dafür, sie täglich höher haltend, von Herzen dankbar.

Fast ebenso sehr liebte er die wunderbare Klugheit, mit welcher sie in der denkbar schwierigsten Lage, während des venezianischen Krieges, da der Herzog im Lager, und die Fortdauer des

Staates Ferrara bedroht war, ohne den Beistand des genialen Kardinals die Regentschaft führte.

Nicht daß dieser für das Schicksal Ferraras gleichgültig geworden wäre. Er riet und wirkte von Mailand her mit brüderlicher Gesinnung zugunsten des Herzogs, soweit seine Macht reichte. Seine Körperkräfte aber verzehrten sich darüber, und er litt an häufigen Rückfällen seines verderblichen Fiebers.

Donna Eufrezia lenkte indessen auch ohne ihn das Staatsruder nicht nur mit weitester Umsicht, sondern im entscheidenden Augenblick auch mit männlicher Entschlossenheit. So war es kein Wunder, daß Ferrara und sein Herzog Eufrezia Borgia fast vergötterten.

Aber die kühle, besonnene Fürstin führte mit Bescheidenheit ihren Triumphwagen und hörte den hinter ihr stehenden lästernden Sklaven wohl, der, nach dem Gebrauche des römischen Triumphes, ihr jegliche Schmach ihrer Vergangenheit ins Ohr raunte und nichts vergaß, was sie beschämen konnte.

Da sie nun ihren Ruf vor der Welt gereinigt und wiederhergestellt hatte, war sie auch darauf bedacht, sich den Himmel zu versöhnen. Um so mehr gehorchte sie diesem Antriebe, da sie ihre

Kinder mit Schmerzen gebar und oft von einer Ahnung frühen Todes beschlichen wurde.

Sie unternahm auch dieses Werk auf eine ganz sachliche Weise. Gleichwie ihr Vater in ungeheuerlicher Naivetät nie an den Dogmen und Wundern einer Kirche gezweifelt hatte, deren Haupt und Schande er war, hatte sich auch Lufrezia in einer geistig heidnischen Welt niemals von den kirchlichen Formen und Vorstellungen entfernt.

Verständig wie sie war, täuschte sie sich nicht über die Summe und Schwere ihrer Sünden und dachte bescheiden von ihren Verdiensten, den frommen Übungen und Almosen, die sie zwar täglich zu vermehren trachtete, die aber gegenüber der Art und Größe ihrer Schuld vor ihren klugen und scharfen Augen täglich wieder zerrannen. Sie war eine Danaide, die unermüdlich Wasser in ein rinnendes Gefäß schöpfte. Nur der Verdammiß zu entgehen hoffte sie, und mit Hilfe der kirchlichen Rettungsmittel einen untersten Raum des Fegefeuers zu gewinnen. Einmal dort, so überredete sich die Kluge in liebenswürdiger Torheit, würde es ihr durch die Vermittelung der Heiligen gelingen, eine höhere Stufe zu erreichen.

Pater Mamette, den die Herzogin, so oft sie bei den Klarissen wohnte, als einen Sachkundigen in den Angelegenheiten ihrer Seele zu Räte zog, war in der göttlichen Mathematik erfahren, nach welcher die Großen klein sind und die Armen alles besitzen, und sah wohl, daß sie zu den Reichen gehörte, die schwerlich ins Himmelreich kommen. Ihr Ursprung schon, im Schoße der Kirche, mußte ihm ein Herzeleid sein. Doch nicht hierin, noch in ihrer schauerlichen Jugend, sah er den Felsblock, der ihr die niedrige Pforte der göttlichen Armut verschloß. Wohl aber in ihrer Schlangenflugheit, mit der sie sich selbsttätig durch alle Spalten emporwand.

Doch erkannte er dankbar den Segen, den ihre geschmeidige Lebensweisheit und Staatskunst dem ferraresischen Hause und Staate brachte, und im übrigen getröstete er sich mitleidig damit, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei.

Und wenn sie ihm klagte, sie könne Gott nicht lieben, sagte er ihr, der Anfang der Werbung gebühre dem Manne, und sie müsse in Geduld und Almosen ausharren, bis Gottes Liebe um sie freie.

Im vertrauten Umgange mit dem Franziskaner ließ es sich die Herzogin nicht entgehen, ihn auch über Angelas Herz zu beraten. Sie klagte über der jungen Base eigenartiges und gegen die Kirche unbotmäßiges Gewissen, das ihr einrede, sie sei der Ursprung und die Verstärkung einer Menge von Unheil, das durch keine kirchliche Buße zu sühnen sei. Diese hochmütige Trauer über eine eingebildete oder willkürlich vergrößerte Schuld sei das Hinderniß einer glänzenden Versorgung, die sie für das Mädchen im Auge habe. Es sei die Pflicht Pater Mamettes, dieses übertriebene Gewissen zur Bescheidenheit zurückzuführen und ihr den Verstand des Lebens beizubringen.

Des Paters dunkle Augen lachten, als er erwiderte:

„Es ist wahr, Erlaucht, das Gewissen Eurer Base ist vorlaut und aufrichtig, wie der erste Schlag der Morgenglocke, der zur Messe ruft. Doch in einem irrt Ihr, sie scheut die kirchliche Buße nicht . . . ich habe ihr die richtige aufgelegt.“

Und er beurlaubte sich, der Herzogin den Segen erteilend.

Lufrezia ergriff in klösterlicher Demut die

Hand des Franziskaners, um sie zu küssen, streifte dann aber, nachdem sie flüchtig zwischen der Hand und dem Ärmel gezaudert, mit dem zarten Munde die eigenen Finger.

Im fünften Lenze der Gefangenschaft Don Giulios suchte die Herzogin zu ungewöhnlicher Zeit die Klosterstille. Sie hatte ein totes Kind geboren und zog sich zu den Klarissen zurück, um zu trauern über das verlorene und zu danken für ihr eigenes, gerettetes Leben.

Doch nach einer Reihe stiller Tage wurde ihr Aufenthalt unversehens gestört und abge-
fügt.

Die Ereignisse bewegten sich um den „vergessenen“ Turm, der bisher in seiner Blätterwildnis von ihr unbeachtet geblieben war.

Eines Tages fehlte die alte Äbtissin im Refektorium bei der Hauptmahlzeit, an welcher die Herzogin mit Angela aus besonderer Güte teilzunehmen pflegte. Sie lag krank. Infolge eines plötzlichen Schreckens war ihr die Gicht aus den geschwollenen Füßen in die Brust gestiegen, und sie atmete mühsam. Die Schwestern aber waren verstört wie eine Schar hirtensloser Schafe.

In der Verwirrung vergaßen sie sogar die

Klosterregel des Schweigens und erzählten sich wispernd die unglaublichsten Geschichten, die im Frühlicht dieses Tages sich im „vergessenen Turme“ ereignet und die hochwürdige Mutter dem Tode nahe gebracht haben sollten. Der verlarvte Prinz, der dort seit Jahren sein Wesen treibe, sei in der vergangenen Nacht entführt, andre sagten — erdrosselt worden.

Eines sei sicher, der alte Mirabili, der allein in das Verließ sich habe einschleichen können, sei vor Sonnenaufgang mit schweren Ketten beladen und mit sterbendem Angesicht am Klosterthore vorübergeführt worden. Schwester Consolazione habe mit eigenen Augen gesehen, wie der jammernde Greis, mit Eisen belastet, sich kaum habe weiterschleppen können. Er habe unter unverständlichen Hilferufen die gefesselten Hände nach ihr ausgestreckt. Sie hätte blutige Tränen darüber weinen mögen.

„Wer ist dieser Vermummte, das Gespenst des ‚vergessenen Turmes‘?“ wandte sich die Herzogin an Angela, indem sie sich mit ihr aus der verwirrten Nonnenschar des Refektoriums in ihre Zelle zurückzog. „Mirabili? Ist das nicht der Name des alten Lehrers meines Herrn und der Prinzen, seiner Brüder? . . . Sollte Don Giulio . . .“

Eine schnelle Entdeckung erhellte und beschämte ihren Geist. „Taucht der Verschollene wieder auf? Und hier? Und sie sagen, daß er schon lange da ist! Wie konnte mir das entgehen und so lange verborgen bleiben!“ —

Ohne sich weiter um die tief errötete Angela zu kümmern, schloß sie sich in ihre Zelle ein und schrieb an den Herzog.

Sie meldete ihm, der Friede des Klosters sei durch eine Verhaftung gestört worden. Ein rätselhaftes Begegniß, dessen Erklärung allein Seine Hoheit ihr geben könne, mache eine Zwiesprache zwischen ihr und ihrem Gemahl wünschbar und beendige ihren Aufenthalt bei den Klarissen. Er möge sie morgen in der ersten Abendstunde zurückerwarten.

Lukrezia verließ an jenem Abend ihre Zelle nicht mehr. Sie erkundigte sich durch eine Zofe nach dem Befinden der Äbtissin und erfuhr, Donna Angela besuche eben die Kranke, der es besser gehe. Pater Mamette sei angekommen und das Kloster in seine Ruhe zurückgekehrt.

Lukrezia wollte die Klarissen nicht verlassen, ohne den Wolf zu kennen, der die fromme Herde in Aufruhr gebracht hatte.

So beschied sie auf eine Frühstunde des näch-

sten Tages, statt der franken Äbtissin Pater Mamette, dessen Ankunft ihr gelegen kam, auf ihre Zelle.

Sie wollte ihn über seine geheime Mitwissenschaft an diesen Dingen, die sie vermutete und die sie ihm verdachte, zur Rede stellen und, wenn es nötig wäre, ihn mit den verfänglichsten Fragen martern.

Die Lenznacht war schwül und mit dem Dufte unzähliger Blüten beladen.

Die Herzogin fand keine Ruhe, sie erhob sich und setzte sich an das geöffnete Fenster.

Der die weiten Gastzellen enthaltende Anbau bildete eine Seite des vergrößerten Klosterhofes und war durch dessen südlichen, mit dem üppigen Laube der Feigen und Limonen dicht gefüllten Winkel von dem „vergessenen“ Turme getrennt. Über dem Blätterdache trat die schwere, durch Verfall und Überwucherung formlos gewordene Masse des gewaltigen Rundbaues in den Hof hinein. Lufrezia erinnerte sich, früher zur Nachtzeit eines der kleinen zwei oder drei, kaum sichtbaren, auf ungleicher Höhe in die Mauer eingebrochenen Fensterchen schwach erhellt gesehen zu haben. Heute war das Innere des Turmes dunkel. Von außen aber war er überglänzt

von den hohen Sternbildern und an seinem Fuße umschwärmt und umtanzt vom Funken-
spiele zahlloser Leuchtkäfer.

Stundenlang belauschte die Schlaflose die Stille der Nacht und das Rauschen des Hof-
brunnens.

Da war es, als knickten die Zweige und rauschten leichte Tritte auf dem Rasen. Es wurde wieder still. Jetzt präludierte leise eine Laute. Und jetzt vernahm Lufrezias Ohr aus der Tiefe des Turmes und einer männlichen Brust einen sanft beginnenden und in Sehnsucht anschwellenden Gesang:

„Ich glaube, daß im Maienduft der reine
Gestirnte Himmel glänzt, ich kann's nicht schauen!
Ein einz'ger Stern darf meinen Himmel zieren . . .
Und, wehe, meinen Stern muß ich verlieren,
Dich, treues Weib, die Liebende, die Meine!
Mein Leben kehrt zurück in stummes Grauen!

Der Freund war mein Verderben.

Ich muß vergehn und sterben,
Mißgünstig schießt der Bruder mich von dannen,
In öde, fremde Kerker mich zu bannen.“

Lufrezia war nicht im Zweifel, daß sie Don Giulios markige Stimme hörte; bevor sie aber die Bedeutung dieser in Wohlklang klagenden

Worte erfassen konnte, antwortete eine andre Nachtigall aus den Feigenbäumen empor.

Auch diese weiche Altstimme war ihr wohl bekannt. Angela sang:

„Getrost! An diesem Tag, der schon im Osten
Den Himmel bleicht, geb' ich Eufrezien Kunde
Von unsrer Treu', zerreißend feige Schleier,
Und wir begehen unsre Hochzeitsfeier,
Gemeinsam fürder Lieb' und Leid zu kosten,
Und wär' es auch in eines Kerkers Grunde!

Willkommen, junge Klarheit!

Willkommen, Tag der Wahrheit!

Von Haft zu Haft bis in das Reich der Schatten
Begleit' ich den geliebtesten der Gatten.“

Nach einer großen Überraschung und einer Aufwallung von Arger, die ebenso sehr ihrer eigenen jahrelangen Unaufmerksamkeit als dem Geschehenen galt, empfand die Herzogin, lebensflug, wie sie war, jene Beruhigung, die in der vollendeten Tatsache liegt. Denn, wie sie die Base kannte, war es für sie Gewißheit, daß der Zwiegesang am „vergessenen“ Turme ein entschlossenes Opfer Angelas und eine vorangegangene Trauung bedeutete, und sie ahnte auch mit Sicherheit, welcher Priester diesen unwiderruflichen Akt vollzogen habe.

„Der gottlose Franziskaner!“ schalt sie ganz im Ernste, indem sie sich auf ihr Lager zurückzog, wo sie, ihr leichtes Haupt auf das Kissen legend und ihre Gedanken abwerfend, entschlummerte.

Sie schief in den hellen Morgen hinein, und als sie erwachte, erblickte sie Angela, die mit bittenden Augen an ihrem Lager kniete.

Sie aber schloß ihre Lider noch einmal, legte das blonde Haupt auf das Polster zurück und sprach abwehrend:

„Verschone mich mit deiner Bitte, die ich ungesagt kenne . . . Du willst mich wieder bei den Klarissen zurückhalten, weil du der geistlichen Übungen nicht satt wirst, du Fromme! Diesmal kann es nicht sein . . . ich erwarte die Verfügung des Herzogs. Und liegt dort nicht schon ein Schreiben Don Alfonsos? Du hast es mir während meines Schlummers gebracht? Gib es mir gleich!“

Sie löste das Siegel und überflog die Botschaft mit raschem Blicke. Ihr Gemahl hatte geschrieben:

„Geliebte Herzogin!

Beruhigt Euch über den Vorfall im Kloster. Es handelt sich einfach um eine Torheit des

alteröschwachen Mirabili. Er verkehrte mit dem Blinden, der, wie Ihr vielleicht nicht wußtet, seit einigen Jahren den ‚vergessenen‘ Turm bewohnte, ihn aber heute verläßt. Der Alte hatte sich in den Gedanken verbohrt, den Blinden, dem die Verführungskunst geblieben ist, in Freiheit zu setzen. Nachdem er vor zwei Jahren schon ein wunderliches und unehrerbietiges Schreiben an mich gerichtet, hat er vor kurzem, Torheit auf Torheit häufend, mit einer erbärmlichen Summe den Turmwart zu bestechen versucht und nach einem Abdruck in Wachs einen Schlüssel des Turmes bei meinem Hofschlosser bestellt. Wenige Stunden später lag Bestechungssumme und Wachsabdruck auf meinem Tische. Ferne sei von mir, über meinen weiland Lehrer, der bei grünen Kräften mich zu meinem Heile und mit gutem Erfolg gezüchtigt hat, strenges Gericht zu halten! Er sitzt nun bei meinen Benediktinern in Modena, die ihn mit ihren Manuscripten in ihrem festen Hause aufbewahren.

Es ist gut, daß Ihr heute kommet. Graf Contrario wird mir von Stunde zu Stunde unleidlicher. Nicht genug, daß er in meiner armen Fayencemalerei ein falsches Kunstprinzip erkennt, ist er mir gestern hinter meine Drehbank ge-

raten und hat mir mit seinen eigenfönnigen Fingern eine Hauptschraube verfrümmet. Kommet, bevor er mir alles verdirbt, und bringet das Mädchen mit, daß wir sie heute noch zusammengeben und beide, nebst den flavianischen Gütern, endgültig loswerden.

Inzwischen Euer gnädiger und Euch herzlich
liebender Gemahl."

Lutrezia las diese Zeilen zwischen Lächeln und Besorgniß. „Große," sagte sie — so pflegte sie die höher gewachsene Angela scherzend zu nennen — „reiche mir das Morgengewand und mache mich fertig, daß wir mit lauterm Antlig und geordneten Gedanken dein Bestes erwägen, denn, wisse, von deiner Zukunft handelt dieser Brief. Der Herzog wünscht dich noch heute mit Graf Contrario zu vermählen."

Als Angela zusammenschrak, lächelte die Herzogin: „Frauenschißsal! . . . Bist du denn ein Heiligtum, daß du eine redliche Werbung als Beleidigung empfindest, nicht anders, als schände dein Freier einen geweihten, oder betrete wenigstens einen fremden, verbotenen Boden?"

Ich habe dich aus Rom nach Ferrara mitgenommen, um dir in dieser gewalttätigen Zeit

durch eine ehrenvolle Heirat eine feste und hohe Stellung zu geben, und der Graf, den wir für dich erwählt haben, bietet dir, bei einigen unangenehmen Eigenschaften, alle diese bedeutenden Vorteile. Dazu ist er ein vollkommener Edelmann."

"Edelmann?" spottete Angela, „und er würde mich heimführen ohne Liebe? Als Anhängsel der flavianischen Güter?"

„Was forderst du denn?" antwortete Lufrezia erbittert: „Willst du es anders haben, als wir alle? Was ist Männerliebe? Reiz, List, Begier, Gewalttat, Haß, Ekel! . . . Ich habe nie einen Mann geliebt!" So bekannte Lufrezia Borgia.

Angela schwieg. Sie wußte es anders und besser. Dann sagte sie einfach: „Aber die Liebe, die aus Reue und Mitleid stammt?"

„Das ist die himmlische," meinte Lufrezia, „ganz nach dem Katechismus!"

„Himmlich oder irdisch!" bekannte Angela, „aus dieser Liebe bin ich das Weib Don Giulios geworden."

Die Herzogin stellte sich erstaunter und erzürnter, als sie war:

„So konntest du dich gegen mich und den

Herzog vergehen, du Arge! Du stürzest dich in die Schmach und das Dunkel, statt, wie es jedem edeln Weibe geziemt und angeboren ist, hoch und höher zu streben und durch verborgene Klugheit das Leben zu beherrschen! Du aber, Niedrige, suchst den Kerker eines Blinden und Verurtheilten."

"Wie ich mich so erniedrigen konnte, will ich dir erzählen, Lufrezia," sagte Angela stolz und demütig.

"Am Abend, da Strozzi ermordet wurde, und ich zu dir ins Kloster floh, sah ich, wie Don Giulio in den 'vergessenen' Turm gebracht wurde, und schon damals hafteten meine Blicke an den erbarmungslosen Mauern und trugen mich meine Füße unter das im Grün verborgene Gitterfenster. Schon damals hätte ich gerne zu ihm geredet, aber die Stimme versagte mir.

Im Herbst dann, zur Adventszeit, erreichte sie ihn. Der Nordwind hatte einen Haufen welken Laubes ergriffen, wirbelte es empor und jagte es durch das Kerkerfenster zu dem Geste hinein, so daß die morschen Blätter ihn raschelnd überschütteten und, wenn er danach tastete, in seinen Händen zerbrechen mußten. Da erschien es mir unendlich grausam, daß die Natur dem

Elenden ihren Tod über das Haupt streute. Ich erhob meine Stimme und rief:

„Don Giulio, Euer Unglück ist da! Es folgt Euch in Liebe.“

Er aber erkannte meine Stimme und antwortete: „Sei mir willkommen! . . .“ Damals und später, so oft ich mich ihm nähern konnte, erklärte er mir sein Inneres folgendermaßen:

„Als du mich einst in Pratello aufstörtest, sagte ich dir, du könntest Vergangenes nicht ändern und meine Augen nicht wiederschaffen; aber jetzt sind mir geistige aufgegangen. Ich sehe“ — er lächelte — „ich sehe mit ihnen, daß, wenn mich dein zufälliges Wort geblendet hat, es zu meinem Heile geschah; zwar auf eine schmerzliche und gewaltsame Weise, wie eine Mutter ihr schreiendes Kind einem Räuber aus den Armen reißt! Denn ich wäre in dumpfer Lust zugrunde gegangen, während ich jetzt mit hellen Sinnen lebe, wenn auch als ein Verminderter, da mir das edle Augenlicht genommen ist und ich beschränkt bin auf ein dunkles Tageswerk. Nur sehne ich mich freilich nach der Waldluft und dem Erdgeruch meines Pratello und auch nach den Hunderten, die es bebauen und

denen ich gerne ein guter und gerechter Vater wäre.“

Und Angela begann mit überschwenglichen Worten Don Giulios neues Wesen zu preisen und auch ihr Glück . . . Doch das Unausprechliche ließ sich nicht sagen, und sie schloß damit, Eufrezia zu umhalsen und bis zum Ersticken zu küssen.

Während sich diese der Umarmung zu entziehen suchte, trat Pater Mamette mit schuldlosem und hellem Angesicht ein.

Die Herzogin aber wandte sich entrüstet gegen ihn.

„Ruchloser Mönch!“ redete sie ihn an, „wie durdest du es wagen, deinen Herzog mit so frechem Eingriff in seine vormundschaftliche Macht über diese hier zu beleidigen?“

„Ihr meint, erlauchte Frau, damit, daß ich Don Giulio d'Este mit Donna Angela Borgia getraut habe?“ sagte er bescheiden. „Ich tat es im Dienst einer höheren Gewalt als der des Herzogs. Es handelte sich um das Leben Don Giulios und um den Frieden dieses Herzens!“ — er blickte auf Donna Angela.

„Im Grunde des ‚vergessenen‘ Turmes liegt eine enge Kapelle, die zum Dienste der Ge-

fangenen bestimmt ist und durch ein hochgelegenes, schmales, mit schweren Eisenstäben vergittertes Fenster kaum erhellt wird.

Dorthin führe ich allsonntäglich Don Giulio und lese für ihn die Messe. Da erhob ich einmal vor Jahren während der heiligen Gebräuche den Blick zum Fenster, wo sich etwas, wie die Schwinge eines Vogels, geregt hatte. Zwischen dem grünen Blattwerk sah ich braunes Kraushaar und zwei andächtig leuchtende Augen. Es konnte ein Engel sein, welcher der heiligen Messe bewohnte . . . er störte mich nicht.

Als ich dann den Kerker verließ, begegnete mir in der Klosterkirche Donna Angela, deren Beichte ich hören sollte.

Ich erschrak bei ihrem Anblick; denn ihre Stirne trug in tiefen blutroten Striemen das Zeichen des Kreuzes. Was konnte es anders sein als der Eindruck des Fenstergitters der Turmkapelle? Ich erriet, daß die Jugendliche, das verschlungene Geäst der Feigenbäume benützend, im Laubdunkel verborgen, die Stirn auf die harten Eisenstäbe gestützt hatte, um in die Kapelle hinunter zu blicken.

In ihrer Beichte quoll ihr Glend empor. Tiefer und blutiger, als es auf ihrer Stirne

stand, hatte sich das Gefängniß Don Giulios in ihr Herz eingeschnitten. Die ganze Schuld an der Blendung des Este und nicht minder die Schuld seines Hochverrats lag auf ihrem Gewissen. Sie war die Ursache seines Kerfers.

Sehnsüchtig verlangte sie nach einer Sühne, die unmöglich war, und nach einer Buße, welche die Höhe ihrer Schuld niemals erreichen konnte. Seine Augen konnte sie nicht neu schaffen, und ihr Verlangen, wenigstens, mit ihm verurteilt, sein Kerkerdunkel zu teilen, konnte ihr die irdische Gerechtigkeit nicht gewähren. Aus diesem Inhalt ihres Herzens erkannte ich ihre große Liebe zu Don Giulio: Denn Liebe schlägt gering an, was sie gibt, hoch, was sie verschuldet, und bedarf einer großen Vergebung.

Was aber das Recht nicht verleihen kann, das gewährt die Barmherzigkeit der Kirche. So mußte und durfte ich unwürdiger Priester durch das Sakrament der Ehe die beiden in eine Schuld und in eine Buße vermählen.

Das Staatsgesetz übertraten sie bei der Trauung in keiner Weise. Der Gefangene verließ den Turm nicht, er stand in der Kapelle, und Donna Angela stützte wieder ihre Stirne an

das Gitterkreuz, durch welches die von mir gesegneten Ringe gewechselt wurden . . ."

„Solche Ehe ist verwerflich und ungültig," behauptete die Herzogin empört.

„So blieb es," fuhr der Franziskaner ruhig fort, „bis Don Giulio nach dem unglücklichen Briefe Mirabilis von einem verderblichen Fieber aufs Lager gestreckt wurde. Wie war es möglich, die eines gewordenen im Sterben zu trennen! . . . Er genas unter Donna Angelas Pflege. Die Ehe blieb verborgen, da Angela damals länger als sonst und allein bei den Klarissen blieb, während Eure Erlaucht zur Zeit des venezianischen Krieges in Abwesenheit des Herzogs vom Morgen bis zum Abend dem Wohle des Staates lebte. Die Stunde der Entdeckung stellte ich, wie unser ganzes Loos, in Gottes Hand."

„Das Euerige könnte leicht ein schlimmes werden, ehrwürdiger Vater, wenn ich mich nicht herablasse, bei Don Alfonso für Euch einzutreten und fürzusprechen!" sagte Donna Lukrezia mit einem Zuge der Verachtung um den feinen Mund.

„Eut, was Ihr dürft!" erwiderte der Franziskaner und beurlaubte sich.

Als am Abend in der Dämmerung die Sänfte

der scheidenden Herzogin, aus dem Kreise der Nonnen fortgehoben, ins Freie trat, erschien vor dem Tore des „vergesenen“ Turmes der Pater noch einmal. Mit erbleichtem Angesicht hielt er die Träger auf und flüsterte der Herzogin zu:

„Der Gefangene ist verschwunden. Ich weiß, daß der Hauptmann der herzoglichen Leibwache verlarvt bei ihm erschien und ihn unter einer dunkeln Maske weggeführt hat. Tretet für ihn ein, Madonna, wie Ihr es mir verhieße!“

Als die beiden Frauen den erleuchteten Festsaal der Burg betraten, fanden sie dort Don Alfonso, der, die Herzogin erwartend, auf- und niederschritt, und sich zuweilen mit einem Blick und einem Rat an der Schachpartie beteiligte, welche ein grauer Höfling mit langer ehrwürdiger Nase gegen den Grafen Contrario spielte.

„Schach und matt!“ fröhte der Graf triumphierend und trat, während sein Gegenpart vernichtet auf das verlorene Spiel starrte, den Frauen ritterlich entgegen.

Aber schon hatte der Herzog Donna Eufrezia zu einem entfernten Ruhesitz geführt und begann, nachdem er sie kurz begrüßt hatte, ihr ein Schreiben mitzuteilen. Es kam aus Mailand.

Der Kardinal Ippolito hatte es mit zitternder Hand geschrieben, und es lautete:

„Geliebtester Bruder, ich bereite mich zum Sterben. Ein inneres Geschwür tötet mich. Ich leide unerträglich. Mich quält der Gedanke: Vielleicht könnte ich leichter scheiden, wenn Don Giulio, mit dem ich mich oft beschäftige, seinen Kerker verliesse.

Erweise mir diesen letzten Dienst und lebe wohl.“

„Du begreifst,“ sagte der Herzog, „daß ich sofort willfahrte. Aber wohin nun mit dem Blinden? Gib mir deinen Rat, Lufrezia, was ich mit ihm anfange. Er wird sogleich hier erscheinen. Ich habe Befehl gegeben, mir ihn vorzuführen.“

„Das Schicksal hat sich seiner angenommen,“ sagte sie. „Erstaune! Seit zwei Jahren ist er vermählt. Zur Schande meiner Klugheit sei es eingestanden, mit meiner aus der Art geschlagenen Base, die im Schatten unseres Klosterchens den vergessenen Turm besuchte. Strafe gehört ihr. Wir grenzen die beiden im Gebiete von Prastello ein und geben ihm Angela zur Hüterin.“

Ein wunderliches Gemisch von Entrüstung und Befriedigung erschien auf den Zügen des

Herzogs. „Doch was fangen wir mit diesem an?“ sagte er höhrend und deutete auf die Mitte des Saals, wo der Graf in längerer und sorgfältig begründeter Rede um die Hand der verstummten Angela warb.

Jetzt aber öffnete sich die Thür und der Blinde erschien auf der Schwelle.

„Bergebt, Herr — da ist mein Gemahl!“ rief Angela selig und eilte zu ihm.

Don Giulio trat ein mit einer leichten Binde über den Augen, aber mit sicheren männlichen Schritten, von Angela unmerklich an der Hand geführt.

Er erreichte den Herzog, bog das Knie, faßte seine Hand und sprach:

„Bruder, ich habe mich schwer an dir vergangen, da ich dir“ . . . vielleicht wollte er sagen „nach dem Leben stand“ — aber der Bruder ließ den Bruder nicht ausreden, sondern hob ihn zu seinem Munde empor, und die Männer küßten sich und überschwemmten sich mit Tränen.

Der Herzog faßte sich bald.

„Mein Wort bleibt!“ sagte er. „Du bist mein Gefangener im Umkreis deines weiten Pratesello, und diese setze ich dir zur Hüterin.“

„Er wird Euer Gebot nicht übertreten,“ sagte Angela. „Weder dort noch anderswo; denn

seinen dunkeln Kerker kann er niemals verlassen. Er trägt ihn überall mit sich."

"Nicht wahr, Bruder," bat Don Giulio, "du tötest mir meinen alten Mirabili nicht?"

"Was denkst du von mir, Julius? Ich sollte einen Mann töten, der uns die stoische Weisheit gelehrt hat! . . . Er sitzt wie im Paradiese bei unsern gelehrten Benediktinern in Modena!"

Graf Contrario hatte Mühe, an das zu glauben, was er vor sich sah. Er empfand nur den dunkeln Trieb, dem leidensvollen Paare etwas Unangenehmes zu sagen. So warf er noch zwei Steine, die sich aber in Rosen verwandelten.

Er wandte sich zuerst an den Blinden.

"Ich wünsche Glück, Prinz!" sagte er. "Aber erlaubt mir den Mut meiner Meinung. Ich denke, ein wahrer Edelmann, ein ganz vollender Edelmann hätte sich wohl gefragt, ob es zart gehandelt sei, wenn ein Blinder eine Sehende an sich fesselt und sie mit verliebten Armen selbstsüchtig in sein Grab niederzieht. Blieb Euch das verborgen oder von Euch unerwogen?"

"Graf!" antwortete Don Giulio glücklich, "sie nahm mir die Augen und gibt mir dafür die ihrigen. Sie gibt gern, und ich nehme gern. Sie ist selig im Geben und ich im Nehmen."

Angela aber jubelte im Übermaß der Liebe: „Deine schönen blauen Augen werden wieder erstrahlen, mein Geliebter: ... Du schicktest mich einst fort aus Pratello, weil ich sie nicht neu schaffen könne. Deine Augen werden heller und jünger leuchten als zuvor . . . aus dem Angesichte deiner Kinder, wenn sie mir Gott gibt!“

Sie erschrak über ihre Kühnheit und wurde Glut.

Darauf warf der Graf seinen zweiten Stein.

„Madonna,“ tadelte er, „es gibt Dinge, die eine gebildete Dame kaum zu denken wagt, geschweige, daß sie solche ausspricht!“

Angela antwortete mit festlichen Augen — schade, daß der Blinde nicht hineinblicken konnte! — „Was wollet Ihr, Graf? Ich bin eine Borgia und bleibe eine Borgia, da müßet Ihr mir schon etwas zugute halten.“

Es entstand eine Pause. Graf Contrario aber wandte sich mit edelm Entschlusse an die Herzogin.

„Erlauchte Frau,“ sagte er, „ich willige in die von Euch vorgeschlagene Teilung der flavianischen Güter.“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Huttens letzte Tage
Engelberg



Conrad Ferdinand Meyer

Huttens letzte Tage

Eine
Dichtung



1921

Leipzig, H. Haessel, Verlag

104.—114. Auflage

Franz Wille

und

Eliza Wille

zu eigen.

Da mir's zum erstenmal das Herz bewegt,
Hab' ich das Buch auf euern Herd gelegt,

Und nun, so oft es tritt ans Tageslicht,
Vergißt es seine alten Wege nicht.

Inhalt.

Huttens letzte Tage.

Die Ufenau.

	Seite
I. Die Landung	15
II. Die erste Nacht	18
III. Huttens Hausrat	19
IV. „Ritter, Tod und Teufel“	21
V. Konsultation	22

Das Buch der Vergangenheit.

VI. Das Geflüster	27
VII. Gloriola	28
VIII. Der Stoff	29
IX. Epistolae obscurorum virorum	31
X. Der Better Hans	34
XI. Der Ritter ohne Furcht und Tadel	36
XII. Romfahrt	39
XIII. Die Ablassbude	42
XIV. Lügengeister	43
XV. Das Hütlein	45
XVI. Das Kindlein in Mainz	47
XVII. Die Mainzerspieße	50
XVIII. Die Gebärde	52
XIX. Mißverständnis	54
XX. Jacta est alea	55
XXI. Der Edelstein	58
XXII. Der Romtur	59

Einsamkeit.

	Seite
XXIII. Die Flut	63
XXIV. Was die Glocken sagen	65
XXV. Astrologie	66
XXVI. Homo sum	67
XXVII. Ariost	69
XXVIII. Bin ich ein Dichter?	72
XXIX. Der letzte Humper	73
XXX. Der Uli	76
XXXI. Die deutsche Bibel	78
XXXII. Luther	80
XXXIII. Die Borrede	81
XXXIV. Erasmus	83
XXXV. Das Huttenlied	87
XXXVI. Deutsche Libertät	88
XXXVII. Der Schmied	90

Hutten's Gast.

XXXVIII. Der Pilger	95
XXXIX. Die Mahlzeit	97
XL. Das Gebet	100
XLI. Fiebernacht	103

Menschen.

XLII. Die Bilderstürmer	109
XLIII. Der Trunk	111
XLIV. Der Schaffner	112
XLV. Der kleine Ferge	114
XLVI. Schweizer und Landsknechte	115
XLVII. Vermächniß	117
XLVIII. Abendstimmung	118
XLIX. Nachtgespräch	119
L. Mythos	122
LI. Der Pfarrer	123

Das Todesurteil.

	Seite
LII. Paracelsus	127
LIII. Die Beichte	130
LIV. Göttermord	131
LV. Das fallende Laub	132
LVI. Reife	134

Dämonen.

LVII. Der wilde Hutten.	137
LVIII. Herzog Ulrich	138
LIX. Sturm und Schilf	143
LX. Die Menschheit	146

Das Sterben.

LXI. Feldmann.	151
LXII. Der „arme Heinrich“	152
LXIII. Anzeige	153
LXIV. Der letzte Brief	155
LXV. Die Traube	156
LXVI. Das Kreuz	157
LXVII. Ein christliches Sprüchlein	158
LXVIII. Ein heidnisches Sprüchlein	159
LXIX. Der Strom des Lebens	160
LXX. Scheiden im Licht	161
LXXI. Abfahrt	162

Huttens letzte Tage.

. . . Ich bin kein ausgeflügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch . . .

Die Ufenau.

I.

Die Landung.

Schiffer! Wie nennst du dort im Wellenblau
Das Eiland? — „Herr, es ist die Usenau!“

Ein grüner Ort. Dank, Zwingli, für die Rast,
Die du, der Gute, mir bereitet hast!

In braunen Wölklein wirbelt auf ein Rauch,
Bewohnt von Menschen scheint das Eiland auch.

Willkommen, mein gewünschtes Ithaka!
Ein irrender Odysseus bin ich ja.

Viel kämpften, edler Dulder, beide wir;
In andern Stücken gleich' ich wenig dir

Und nicht im Eignen werd' ich wohnen dort,
Ich bleibe Gast auf Erden immerfort.

Dir, Vielgewandter, ward ein besser Loß,
Du warst an Klugheit und im Lügen groß!

Und ohne deine Göttin fahr' ich hier . . .
Ein Kirchlein winkt herüber still zu mir.

Sieh dort! Ein Mann erwartet mich am Strand.
Er grüßt. Den Priester kündet das Gewand.

Es ist der Arzt, den Zwingli mir verhieß.
Hier waltet Friede wie im Paradies!

Die Wache hält ein Eichbaum düsterkühn
Und färbt den kleinen Hafen dunkelgrün.

Der Ferge mäßigt seinen Ruderschwing
In breiter Abendschatten Dämmerung.

Mein Wirt, der Pfarrer, hat ein mild Gesicht,
Mit diesem Antlitz disputier' ich nicht . . .

— „Die Hand, Herr Hutten! Tretet aus dem Kahn!
Ihr seid's. Das Falkenauge zeigt es an.“

Wes ist der Boden? — „Klostergut. Doch jetzt
Schier herrenlos; hier wohnt Ihr unverletzt.“

Wie stark ist, Pfarrer, die Besatzung hier?
— „Der Schaffner drüben, ich und, Ritter, Ihr.“

Du gibst mir Herberg' unter deinem Dach?
— „Ihr habt in meinem Haus das Gastgemach.“

Hierdurch! Jetzt, Ritter, bückt Euch, tretet ein!
Die Thür ist niedrig, das Gemach ist klein;

Doch steht der Bau nach allen Seiten frei,
Ihr schlürftet Bergluft ein als Arznei

Und schauet auf den hellsten See der Schweiz,
Das Auge ruht in dieser Bläue Reiz.

Dem einen Ufer fern, dem andern nah,
Haust, Ritter, Ihr nicht allzu einsam da.

Macht's Euch bequem! Hier werdet Ihr gesund!“
Ich glaub's. So oder so! Wahr spricht dein Mund.

II.

Die erste Nacht.

Ich hör't's im Traum und hör' es noch erwacht:
Glockengetöne wandert durch die Nacht.

Nicht Domesglocken sind es dumpf und schwer,
Des Schaffners Herde weidet um mich her.

Sie läutete vom nahen Wiesenrain
In die Gefilde meines Traums herein.

Mir träumte von der Ahnen Burg so schön,
Die auch umklungen wird von Herdgetön.

Vor zwanzig Jahren aus der Väter Haus
Zog ich mit leichtem Wanderbündel aus.

Das größte Stück der Arbeit ist getan,
Nun hebt das Herdeläuten wieder an.

Der Reigen, der die Wiege mir umsing,
Hallt wieder hell und schließt den Schicksalbring.

III.

Huttens Hausrat.

Ich schau' mich um in meinem Kämmerlein
Und räume meine Siebensachen ein.

Ich gebe jedem seinen eignen Ort,
Die Klinge lehn' ich in den Winkel dort.

Die Feder leg' ich, meinen besten Stolz,
Auf diesen Tisch von rohem Tannenholz.

Mein ganzes knappes Hausgerät ist hier,
Mit Schwert und Feder half und riet ich mir.

In einer schwertgewohnten Hand begehrt
Die Feder ihre Fehde, wie das Schwert.

Erst flog sie wie der Pfeil in Feindes Heer,
Doch meine Feder wuchs und ward zum Speer!

Frohlockend stieß ich sie, ein tödend Erz,
Der Priesterlüge mitten durch das Herz.

Und Schwert und Feder, wenn mein Arm erschläft,
Sind Huttens ganze Hinterlassenschaft.

Mein Schwert, das länger ich nicht führen kann,
Ergreifen mag's getrost ein andrer Mann —

Von keinem Finger werde sie berührt,
Die Feder, welche Huttens Hand geführt!

Die streitet fort. Sie streitet doppelt kühn,
Wann ich vermodert bin im Inselgrün.

IV.

„Ritter, Tod und Teufel“.

Weil etwas fahl mein Kämmerlein ich fand,
Sprach ich zum Pfarrer: Ziere mir die Wand.

— „Da meine Brief' und Helgen! Hutten, schaut,
Was Euch belustigt oder auferbaut!

Ergöht Euch ‚Ritter, Tod und Teufel‘* hier?
Nehmt hin das Blatt! Der Ritter, Herr, seid Ihr.“

Das sagst du, Pfarrer, gut. Ich häng' es auf
Und nagl' es an mit meines Schwertes Knauf.

Dem garst'gen Paar, davor den Memmen graut,
Hab' immerdar ich fest ins Aug' geschaut.

Mit diesen beiden starken Knappen reit'
Ich auf des Lebens Straßen allezeit,

Bis ich den einen zwing' mit tapferm Sinn
Und von dem andern selbst bezwungen bin.

* Der berühmte Kupferstich Albrecht Dürers.

V.

Konsultation.

Gib deine Weisheit kund! Was ist ihr Schluß,
Mein Gastfreund, Seelenhirt und Medicus?

Berichtet hab' ich dir, was ich vermocht,
Du hast mir lauschend an die Brust gepocht.

Wie steht's? Sag'an! — „Herr Hutten, Eure Kraft
Erliegt dem Stoß der Herzensleidenschaft

Und Euer Geist, das scharfe Schwert, zerstört
Den Leib, die Scheide, die zum Schwert gehört.

Des Leibes strengstes Fasten tut es nicht,
So lang' die Seele noch die Fasten bricht.

Beschränket Euch auf dieses Eiland hier!
Horchet nicht hinaus, horcht nicht hinüber mir!

Vergesset, Ritter, was die Welt bewegt
Und Euch in jeder Faser aufgeregt!

In dieser Bucht erstirbt der Sturm der Zeit:
Vergesset, Hutten, daß Ihr Hutten seid!"

Für deinen weisen Ratschlag habe Dank!
Ich sehe schon, ich bin zum Sterben krank.

Wie? Wenn der Papst die Christenheit betrügt,
So ruf' ich nicht: Der arge Römer lügt?

Wie? Wirft die Wahrheit auf ihr kühn Panier,
So jubl' ich nicht auf meiner Insel hier?

Wie? Stürzt ein deutsches Heer in heißen Kampf,
So atm' und schlürf' ich nicht den Pulverdampf?

Wie? Sinkt der Sickingen, bedeckt mit Blut,
So brennt mich's nicht, wie eigner Wunde Glut?

Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll!

•

Das Buch der Vergangenheit.

VI.

Das Geflüster.

Erinnerung plaudert leise hinter mir
Auf diesen stillen Inselpfaden hier.

Sie rauscht im Eichenlaub, im Buchenhag,
Am Ufer plätschert sie im Wellenschlag,

Und mag ich schreiten oder stille stehn,
So kann ich ihrem Flüstern nicht entgehn.

Da streck' ich lieber gleich mich aus ins Gras!
Erinnerung, rede laut! Erzähl' etwas!

Hier lagre dich, zeig' dein Geschichtenbuch!
Und wir ergötzen uns an Bild und Spruch.

VII.

Gloriola.

Wir malten eine Sonnenuhr zum Spaß,
Als ich in Fuldas Klosterschule saß.

Ringsum ein Spruch gedankentief und fein
Und schlagend mußte nun ersonnen sein.

Der Abbas sprach: „Zwei Worte sind gegönnt,
Ihr Schüler, sucht und eifert, ob ihr's könnt!“

Hell träumend ging ich um, mich mied der Schlaf,
Bis mich wie Blißesstrahl das Rechte traf:

»Ultima latet.« Stund' um Stunde zeigt
Die Uhr, die doch die letzte dir verschweigt.

Der Abbas sprach: „Das hast du klug gemacht.
Es ist antik, und christlich ist's gedacht.“

Manch Kränzlein hab' ich später noch erjagt,
Wie dieses erste hat mir keins behagt;

Denn Süßres gibt es auf der Erde nicht
Als ersten Ruhmes zartes Morgenlicht.

VIII.

Der Stoff.

Als ich von hoher Schule Weisheit troff,
Bat ich die Muse: Jungfrau, gib mir Stoff.

„Wohlan, Herr Ritter,“ sagte sie, „bedenkt,
Ob etwa jemand Euch das Herz gekränkt?“

Ich sprach: Die Lüge schenkten mir Gewand
Und nahmen's wieder mir mit Räuberhand.

Zornmütiger Querelen zweimal zehn
Rieß gegen Sohn und Vater ich ergehn.

Was, Muse, nun? Gib Stoff! Hilf ab der Not!
Sie sang: „In Schwaben rinnt ein Bächlein rot.“

Da rannt' ich wütend Herzog Ulrich an,
Der Better Hansen schimpflich abgetan.

Und wieder sprach ich zu der Muse nun:
Ich bin der starke Knecht. Frau, gib zu tun!

Sie lachte. „Ritter, mäßigt Euren Sturm!
Sonst singt Ihr um den Steckelbergerturm.“

Gib, Muse, Stoff! Erhöre mein Gesuch!
Gib Stoff! Ein starkes dauerhaftes Tuch!

„Ein sächsisch Mönchlein aus der Rutte schloß.
Da, Ritter, habt Ihr einen guten Stoff!“

IX.

Epistolae obscurorum virorum.

Wir scharten uns zu lust'gem Mummenschanz,
Kapuzen über vollem Lockenfranz!

Wir trugen Pfaffenlarven heuchlerisch
Und blizten drauß mit Augen jugendfrisch.

Wir schlurften tappig mit Sandalentrtritt,
Wir äßten nach biß auf der Rutte Schnitt.

Gründlich studierten wir beim Becherklang
Der Mönchlein närrischen Gedankengang.

Die Dummheit haben wir mit Wiß verziert,
Die Torheit mit Sentenzen austaffiert!

Wir haben sie zum Spott der Welt gemacht,
Wir haben uns und sie zu Tod gelacht!

Zu Tode? Nein. Wir haben sie geweiht
Aristophanischer Unsterblichkeit.

Schleiserius! Caprimulgius! Ochsenhorn!
Schlaraff! Der saubre Täufeling Pfefferkorn!

Wir brachen fest in ihre Zellen ein
Und hausten schlimm in ihrem Bücherschrein.

Wir sprachen ihr Latein — ergötzlich Spiel —
Und Briefe schrieben wir im Klosterstil:

»Laetificor archangelice
Cum una speciosa virgine!«

Hellauf! Der Narrenglöcklein schriller Schall!
Und heiße, hussa, Jagd und Peitschenknall!

Die Pfaffen sprangen über Stock und Stein,
Der Esel bockte, grunzend lief das Schwein.

Du Fest der jugendlichen Grausamkeit,
Verklungen bist du längst! Streng ward die Zeit.

Als wir im losen Mummenschanz getobt,
Da hat man unsres Witzes Salz gelobt;

Doch als die Wahrheit wir im Ernst gesagt,
Da wurden wir, die Jäger, selbst gejagt.

Wir irren heimatlos, geächtet, arm
Und essen fremdes Brot in Not und Harm.

Die Pfäfflein, denen unsere Hege galt,
Sie tafeln alle noch gesund und alt.

Die Mönchlein, die wir kniffen bis aufs Blut,
Sie bechern alle wieder wohlgemut;

Und schneidet eines apfelschälend sich
Und quillt ein Tropfen Bluts bescheidenklich,

So stöhnt es: „Würd'ge Brüder, schauet hier!
Das blut'ge Märtertum erleiden wir!“

X.

Der Better Hans.

Ein schöner Mensch, mit dem das Glück gedahlt,
Hat dunklem Schicksal schweren Zoll bezahlt.

Fortunens Liebling war der Better Hans,
Der mich an Lebenskraft verdunkelt' ganz.

Oft dacht' ich, dem die Wange früh gebleicht:
In einem solchen Körper lebt sich's leicht!

Das Haupt mit dem gepflegten Bart, er trug's
Siegreich und war von schlankem Edelmuths.

Er ritt und focht und tanzte meisterhaft,
War aller Frau'n und Mädchen Leidenschaft.

Er freite flink. Das junge Weib gefiel
Dem Herzog und der Teufel trat ins Spiel.

Der Herzog sank vor Better Hans aufs Knie!
„Dein Weib! Nicht leben kann ich ohne sie!“

Das fand der Better Hans ein seltsam Wort
Und er bespottet's weidlich hier und dort:

„Der Herzog wendet an den Rechten sich!
Den Mann ums Weib zu bitten! Lächerlich.“

Sein Truhen ward dem Herzog hinterbracht
Und Better Hand erwürgt, weil er gelacht.

XI.

Der Ritter ohne Furcht und Tadel.

Als in Pavia ich studierte, ward
Mir dort gezeigt der tapfre Held Bayard.

Der „Ritter ohne Furcht“, der nie geflohn,
Befehligte die welsche Garnison.

Nach längst verschollnen Moden trug er sich,
Er und sein Rappe schritten feierlich.

Die abgekommne Cortesie erhob
Er hoch, bedeutend: „Diese Welt wird grob!“

Er hielt den Spiegel ritterlicher Zeit
Vor unsrer jungen Unerzogenheit.

Zu Grabe werde, gab er zu verstehn,
Mit ihm der Glanz der Paladine gehn.

Lang, hager, würdevoll, galant mit Frau'n,
War rührend er und komisch anzuschau'n,

Entschwundner Tage rühmliche Gestalt,
Wenn er den Zeigefinger hob und schalt.

Man grüßte tief und raunte sich ins Ohr,
Der „Ritter ohne Tadel“ sei ein Tor.

Doch, daß ich sein gespottet, reut mich schwer;
Denn. Hutten, bist du nicht ein Tor wie er?

Ins Abendgold hat er zurückgeschaut —
Dein Auge späht, wo kaum der Morgen graut

Dein Ohr vernimmt durch Nebel und durch Nacht
Den Siegesjubil einer künft'gen Schlacht.

Wie Mittagsglut hast du den Strahl verspürt,
Der kaum der Berge Spitzen noch berührt,

Bayard, den du mit manchem Witz verhöhnt,
Bayard sah die Vergangenheit gefront!

Er frönte trügerischer Phantasie —
Die Zukunft aber, Hutten, kennst du die?

Wer weiß, erlebst du noch die neue Welt.
Ob sie dem fränk'schen Edelblut gefällt!

Wer weiß, ob nicht das Ziel, drob du verscherzt
Der Erde Güter, ist's erreicht, dich schmerzt?

Bayard, der ohne Furcht und Tadel war,
Vergib! Reich mir die Hand! Wir sind ein Paar.

Wir sind ein fahrend Ritterpaar, Bayard,
Und taugen beide nicht zur Gegenwart.

XII.

Romfahrt.

Erwerben wollt' ich fremder Muse Gunst,
Den edlen Kranz der alten Redekunst.

Latein gedrechselt hab' ich manches Jahr
Und ein Latein, das schlank und zierlich war.

Nun blieb mir die Rotunde noch zu sehn,
Als Pilger auf das Kapitol zu gehn.

Am Wege traf ich manchen Lorbeerstrauch
Und Myrtenbusch und manchen Fladen auch

Gewölk und schneid'ger Wind und Tannenduft
Bekommt mir besser als die welsche Luft.

Die Trümmer sah ich alter Römerpracht
Zur Festung dienen einer Priestermacht.

Entartet und verheuchelt sah ich da
Den Kopf des Claudiers und der Claudia.

Ich sah ein Weib, das mit sich handeln ließ,
Die man die „allgemeine Kirche“ hieß

Ich fand von feiler Schreiberschar entweiht
Die ciceronische Beredsamkeit,

Sah unsrer Väter Glauben in der Hand
Ungläub'ger Priester als ein Gängelband.

Sag' ich es kurz und faßlich, was ich sah
Am Tiberstrom? Cloaca maximal!

Mich freute Tempel nicht, noch Monument.
Mein Volk verachtet sehn! Das würgt und brennt!

Mir den Geschmack zu bilden hofft' ich dort
Und bitter war der Mund mir immerfort.

Mir gor das Blut, die Galle regte sich,
Ich sprach: Jetzt, Hutten, schilt! sonst tötet's dich.

Vor Petri neuem Tempel höhnt' ich laut:
Der Simon hat's mit unserm Geld gebaut!

Was soll die übermüt'ge Pfarre da
Mit Zinne, Portikus und Statua?

Der Stier im Wappen sagt: Hie hat gehaust
Der Borgia Lust, davor's dem Teufel graust!

Der zehnte Leo nun verkauft den Geist,
Der über seinem roten Käppchen freist!

Du malest, Raffael, zu seinem Glanz?
Mal' ihm zur Warnung einen Totentanz.

Damit der Unfehlbare nicht vergißt,
Daß er, wie wir, ein armer Sünder ist!

Ich ging. Mit einem derben Kohlenstrich
Beschrieb des Vatikan's Mauer ich:

„In diesen tausend Kammern thront der Trug!
Ein Deutscher kam nach Rom und wurde klug.“

XIII.

Die Ablassbude.

Und, sieh, da wälzte sich das Rad der Zeit,
Wir traten mit der welschen Macht in Streit.

Ich schrie: Ihr Männer, geht mir an die Hand:
Des Papstes Ablassbude wird herannt!

Erkaufen Gold und Silber Seelenheil,
So steht es bald auf allen Märkten feil.

Die Ware wird von jung und alt gesucht
Und nur der arme Schlucker bleibt verflucht.

Die Tasche wende jeder! Ist sie leer,
So trete feck in unser Lager er!

Das rat ich dir, du heilsbedürft'ger Mann,
Der keinen Ablasszettel lösen kann!

Wir greifen nach dem Himmel unverwehrt!
Uns wird die Seligkeit umsonst besichert!

Ich sprach ein rauhes Deutsch in Hast und Zorn,
Es dröhnte wie vom Turm das Wächterhorn.

Antwort erscholl wie Sturm und Meergebraus:
„Herr Gutten, fasset an und räumt aus!“

XIV.

Lügengeister.

Der Zaub'rer Faust erschien am Hof zu Mainz,
Er liebt der Kardinäle Purpur, scheint's.

Verhangen ward ein Saal und blaß erhell't
Für die Besuche der Gespensterwelt.

Der Kurfürst setzte sich. Ihm stand ich links.
Der bleiche Magier harrte seines Winks.

Natürlich ging die erste Frage da
Nach der erlauchten Bübin Helena.

Er rief der Leda Kind. Es zeigte sich
Ein blanker Fuß und tanzte wunderbarlich.

Das leere Gaukelspiel, das mich verdroß,
Entzückte den vernarrten Pfaffentroß.

Was schiert die Meße mich? Herr Nekromant,
Seid Ihr mit edlern Toten nicht bekannt?

— „Wen fordert Ihr?“ Den Kaiser Constantin!
Er rief. Ein Purpurtragender erschien.

Ich frage Majestät, ob Ihr gedenkt,
Daß sie dem Papst die ew'ge Stadt geschenkt?

„Ja“, nickte das Geipenst. Wie? Wo? Und wann?
Ein Märchen ist's, das Eigennuß ersann!

Es ist Betrug und das beweist ich stramm
Mit scharfer Kunst, die nennt man Criticam.

Du bist ein Psaffengeist! Zur Hölle fort!
Der Lügenkaiser schwand vor meinem Wort.

XV.

Das Hüttlein.

Es war in Brüssel vor dem Ständehaus.
Die Sage ging: „Der Kaiser reitet aus!“

Noch hatt' ich nie das junge Haupt geschaut,
Dem wir des Reiches höchstes Amt vertraut.

Ein edles Roß ist unsre Zeit. Es stampft.
Es wichert mutig. Seine Rüster dampft.

Ob er die Zügel flug und kühn ergreift?
Ob er's bewältigt? Ob's ihn wirft und schleift?

Da wir Poeten abergläubisch sind,
Erdacht' ich ein Orakel mir geschwind:

Für diesen Kaiser gelte fort und fort
Das erste seinem Mund entfallne Wort!

Er kam. Ein Hüttlein trug er, meiner Treu,
Mit Reiherfedern, funkelnagelneu!

Der Himmel macht' ein mißvergnügt Gesicht,
Sich selber fragend: Regn' ich oder nicht?

Jetzt klatschten Tropfen auf das Pflaster schwer,
Die junge Stirne legt' in Falten er

Und lugte sorgend zu den Wolken auf.
„Mein altes Hütlein!“ rief er, „Kämmrer, lauf!“

Ich aber sprach zu mir: Das wird nicht gut!
Sein erster Ruf geht nach dem alten Hut.

XVI.

Das Kindlein in Mainz.

O Mainz, du lust'ger Sitz, du traute Stadt,
Die Huttens Feder oft belobet hat!

Der Mainzer Albrecht war mir redlich hold
Und bot mir manchen Trunk in purem Gold.

Er tauschte meinen kühnen Scherzen gern,
Ich nannt' ihn meinen Freund und meinen Herrn.

Ich spottete vor seinem Ohre dreist,
Er zürnte nicht, er ist ein freier Geist;

Doch in der Stunde der Versuchung, ach,
Der Geist war willig und das Fleisch war schwach.

Ihm hielt ich Treue, bis er mich verstieß.
Wo lebt der Freund, den Hutten je verließ?

Die Kanzellei von Rom schrieb Brief um Brief,
Bis mich der Albrecht nicht mehr zu sich rief.

Geächtet wurde Luther und gebannt . . .
Ich lebte von der Faust und streift' im Land.

Ein treuer Kude, stahl ich wieder hin
Zum Mainzer mich und still umschlich ich ihn.

Ich blickt' ihm ins Gemach; er saß beim Mahl,
Landsfremden Pfaffen bot er den Pokal.

Gemunkel ging: mit Luther sei's vorbei,
Der eingetan und aufgehoben sei.

Die langen welschen Nasen nickten fein
Und freuten sich an ihren Schelmerei'n.

Er lächelte! Mir gab es einen Stich —
Mein Edelfalke, Gott behüte dich!

Ade, mein Albrecht, mein verlorn' Hort! . . .
Ich schlich betrübt mich in die Krone fort,

Wo einst bei Becherklang ich manche Nacht
Mit witzigen Gefellen durchgelacht.

Hier setzt' ich mich zu einem Krüge Bier,
Des Wirtes Kind gesellte sich zu mir.

Das Mägdlein, mein' ich, stand im vierten Jahr,
Ich fuhr ihm durch das blonde Ringelhaar:

Sag' mir dein Nachtgebetlein, wie du's weißt!
Das Kind hub an: „Gott Vater, Sohn und Geist,

Dein Name sei gelobt! Hüt uns vor drei:
Vor Wassernot und Brand und Kriegsgeschrei!

Den Schiffen gnade Du in Nacht und Sturm!
Sei Bruder Martins Burg und fester Turm!

Umjchleicht ihn mit dem Dolch ein Mörder wild,
So deck' ihn, Herr, mit Deinem starken Schild!

Und leidet Dein Gerechter Hungersnot,
So schick' ihm Du durch Deine Raben Brot!"

Wer lehrte dich, mein Kindlein, dies Gebet?
— „Die Mutter heißt mich's beten früh und spät.“

Nun mein' ich aber, daß kein Leid geschieht
Dem Mann, für den zu Gott ein Kindlein spricht.

XVII.

Die Mainzerspieße.

Sie machten mir ein Kämmerlein bereit,
Doch mied der Schlaf mich drinnen lange Zeit.

Ich hörte, wie das Pflaster dumpf erklang:
Die Mainzer Scharwach' schritt mit schwerem Gang.

Mich heimelt's aus den alten Zeiten an,
Denn oft mit diesem Heer gedieh mir Span,

Wann nächtlich ich, vom Humpen übermocht,
Mit ihnen auf der Gasse flirrend focht.

Versuchte Männer sind's von Schluck und Hand,
Geworben rings in Hoch- und Niederland.

Ich lauscht' im Finstern heiter und mir schien:
Die Spieße sangen etwas vor sich hin.

Ein alter Brummbaß sang gemütlich vor
Und zehen Bässe summten nach im Chor:

„Das reine Wort sie sollen lassen stan
Und dafür keinen Dank noch Löhnung han.

Gerichtet ist der Fürste dieser Welt,
Uns tut er nichts, wie sau'r er sich auch stellt —"

Ich, von den Mainzerspießen auferbaut,
Sang mit in meiner dunkeln Kammer laut:

„Drum fürchten wir uns wahrlich nicht zu sehr,
Denn unser Gott ist eine starke Wehr.“

XVIII.

Die Gebärde.

's war in der Krone, daß mich einer fand,
Der mich in meinem ersten Flaum gekannt.

Der Ott von Gemmingen. Er drückte sich
Durch das Gelag und rückte neben mich.

„He da! Uß! Lieber Uß! Was ward aus dir!
Bist du am Hof von Mainz ein großes Tier?

Bist Doctor juris utriusque du?
Des Kaisers Schreiber oder Rat dazu?

Nein? Nun, was bist du denn? Des Hofgerichts?“
Ich aber sagte trocken: Ich bin nichts.

Jetzt mustert' er mein ausgedient Gewand,
Die hohlen Wangen auch, die magre Hand.

„Eins bist du: Siech! Das redet dein Gesicht!“
Ich glaubte mich geheilt und bin es nicht.

Da streckt' den Finger er und zog damit
Sich sauber um die Gurgel einen Schnitt.

Du rätst . . . ? Er nickte. Drob hab' ich gelacht.
Dann hab' ich der Gebärde nachgedacht.

Unleidlich scheint dem frohen Kind der Welt
Dein Dasein, Hutten — drum verbrauch's als Held!

Wovor des kühnsten Mannes Busen jagt,
Daß sei von dir in freier Lust gewagt!

XIX.

Mißverständnis.

Der Vater sprach zu mir mit leisem Hohn:
„Verstehst du's, bau' mir eine Presse, Sohn!“

(Sie nennen Presse dort im Frankenland,
Was andern Ortes Kelter wird benannt.)

Sprach's und verritt. Ich ohne viel Geschrei
Berief die Meister schwarzer Kunst herbei.

Da ward gesetzt, gedruckt, gepreßt, gedreht,
Viel tausend Blätter flogen rings verweht.

Auf einem ward dem Cajetan gedroht:
„Schlagt, fromme Leute, den Legaten tot!“

Hier stand: „Und würd' ich drüber Lands verjagt,
Ich Hutten breche durch, ich hab's gewagt!“

Und dort: „Die harsche Luft der Freiheit weht,
Ich Hutten sporn' und stachle früh und spät.“

Das war ein heißer und ein zorn'ger Wein,
Den ich gepreßt am Steckelbergerrain.

XX.

Jacta est alea.

Nachdem ich meinen großen Wurf getan,
Da hub der Vater mich zu schelten an:

„Du trittst mit Rom in Fehde? Bist du toll?
Mich wundert's, Ulrich, wie das enden soll!

Poet war schlimm und klingt erbärmlich schon,
Doch Kezer ist noch weit ein schlimmer Ton!

Erlebt' ich's nicht! Ein Sohn in Bann und Acht,
Der meinen grauen Haaren Schande macht!

So, Ulrich, mehrst du deines Stammes Glanz?
Jetzt gehst du halb zerlumpt, bald bist du's ganz!

Was kümmert dich, ob unser Haus zerfällt?
Was kümmert irgend dich noch auf der Welt?

Wenn nur in Holzschnitt du und Kupferstich
Den Lorbeer trägst — was anders kümmert dich?

Du lächelst? Du verziehest den Mund zum Scherz?
Ich wußt' es nicht: du hast ein böses Herz.“

Der Vater sprach's und blickte finster drein,
Mit Tränen bat das fromme Mütterlein:

„Mein süßer Ulrich, laß das böse Spiel!“
Ich gab zur Antwort: Nein! Der Würfel fiel.

Mein Mütterlein, behalt mich lieb und gern!
Bleib du mir milde wie der Abendstern!

Du kränkst mich, Vater, nicht, so herb du bist!
Hier schlägt ein Herz, das guter Meinung ist.

Beleidigt dich mein abgebraucht Gewand,
So laß mich treten aus des Hauses Band!

Ich sei ein Fremdling dir! Du bleibst in Ruh'.
Mein Gut, du theilst es meinen Brüdern zu.

Und ärgre, Vater, dich am Lorbeer nicht,
Der nur im Bildniß mir die Stirn umflieht!

Ich selber trage sonder Prunk und Glanz
Im Leben einen schlichten Dornenkranz.

Wozu der Lorbeer? Das hat keinen Sinn.
Ein jeder weiß, daß ich der Hutten bin,

Den weder Zeit noch Tod, noch Acht, noch Bann,
Vom Herzen seines Volkes scheiden kann! —

Burg Steckelberg, die von der Höhe schaut,
Von Frankens schönen Hügeln rings umblaut,

Die Brücke nieder! Öffne mir dein Thor!
Ich reit' aus dir zum letztenmal hervor.

Blas, Türmer, blas mir noch ein tapfer Stück!
Ich fahr' in Kampf und kehre nicht zurück.

XXI.

Der Edelstein.

Als ich gen Zürich ritt im Abendschein,
Da rief ich aus: „Du schmucker Edelstein!“

Bei Meister Zwingli lebte man nicht schlecht,
Er deckte mir den Tisch mit einem Hecht.

Den hab' ich auf der Brücke dann verdaut,
Luftwandelnd naheß Schneegebirg geschaut —

Da sah ich einen unterm Volke gehn,
Von dessen Hute Geierfedern wehn.

Dem bog ich fluchend aus dem Wege schnell,
Denn Herzog Ulrich war's, der Mordgesell!

O blaue Flut, o freier Bergeshauch,
Gibst ein Asyl du dem Tyrannen auch?

XXII.

Der Komtur.

Als ich entlang das helle Seegeſtad
Nach Pfäfers ritt ins heiße Felsenbad,

Wo man in Unterwelt und Wellenguß
An ſchwankem Seile niederschweben muß,

Wo feſt zur Hölle fahren Mann und Weib
Und wiederkehren mit geheiltem Leib —

Fand ich in Rüsnach gaſtlich Nachtquartier
Und ſcherzend ſagte der Komtur zu mir:

„Braucht Ihr Moneten? Tuet nicht verſchämt!
Der Pächter brachte XX Gulden. Nehmt!

Werft keinen nieder! Hier iſt's unerlaubt.
Nehmt! Und Ihr habet bloß den Staat beraubt!

Mein teurer Ritter, nehmet ungeziert!
Wir werden morgen ſäkulariſiert!“

Ich ſtrich es ein und ſchwang mich in den Siß
Und lachte: Herr Komtur, Ihr habet Wiß.

Und weiter oben, wo sich biegt der See
Und nah und näher tritt der ew'ge Schnee,

Bespiegelt' in der Flut ein Eiland sich,
Daran ich leichten Sinns vorüber strich.

Ich ließ es rechts im flücht'gen Wellenspiel
Und ahnte nicht mein letztes Wanderziel.

Einsamkeit.

XXIII.

Die Flut.

In meine Kammer blickt das blaue Licht
Der nahen Flut. Ich widerstehe nicht.

Die Mittagssonne rüstet mir das Bad,
Ich schleiche mich verstohlen ans Gestad.

Ich hab' es eilig. Wär' mein Pfleger hier,
Mich hieß er Waghals und verwehrt' es mir.

Zum Strande nieder führt mich diese Schlucht
Und krause Wellchen plätschern in der Bucht.

Hinaus! Hinaus! Du abgrundkühle Flut,
Wie tust du meinem heißen Herzen gut.

Mit blauen Bannern ziehst du weit heran
Und immer neue Heere seh' ich nahn.

Die Reihen schlagen mit gelindem Prall
Mir an die Brust und brechen sich am Wall.

Noch lob' ich meiner Arme Schwung und Zug —
Nur etwas sachter — eben Kraft genug.

Die Kunst des Knaben hab' ich nicht verlernt,
Doch sind die Ufer weiter hier entfernt.

Ich schlug als Kind in übermüt'ger Lust
Den sanften Main und trat ihn auf die Brust.

Da hab' ich unter mir zu sehn geglaubt
Ein schilfbekränztes, göttlich mildes Haupt.

Es war mir immer nur zu nah das Land,
Mich warf der Flußgott scherzend auf den Sand.

Was einst des Knaben Spiel und Freude war,
Wird nun dem Mann zur Arbeit und Gefahr.

Er weiß es, wenn er ringt und wenn er strebt,
Daß er auf einer Todestiefe schwebt!

XXIV.

Was die Glocken sagen.

Heut geht am See ein endlos Glockenspiel,
Mir scheint, die taufen und begraben viel.

Wann Menschenblut in neuen Adern freist,
Erneuert sich der träge Menscheng Geist.

Das Glöcklein sagt, das dort so kläglich schallt:
Ein Pöpstler steigt ins Grab vergilbt und alt.

Das Glöcklein sagt, das hier so lustig schellt:
Es kam ein kleiner Protestant zur Welt.

XXV.

Astrologie.

Ihr lieben Sterne, tröstlich allezeit,
Wer dächte, daß ihr arge Zwingherrn seid!

Ihr seid's! Als sich die Erde mir erhellte,
Ward mir ein widrig Horoskop gestellt.

Weil, als ich kam, der Widder just geglüht,
Bin ich von unverträglichem Gemüt.

Ein flackernd Himmelsirrlight trägt die Schuld
An meiner Wanderlust und Ungeduld.

Gewissen, lasse fürder mich in Ruh'!
Den Sternen schreib' ich meine Sünden zu.

Doch überleg' es, Hutten! Dreimal nein!
Ein Sklave willst du nie gewesen sein.

Du bist ein Feind von jeder Tyrannei
Und deine Sünden auch begingst du frei!

XXVI.

Homo sum.

Ich halte Leib und Geist in strenger Zucht
Und werde doch vom Teufel hart versucht.

Ich wünsche meiner Seele Seligkeit
Und bin mit Petri Schlüsselamt im Streit.

Am Tisch der Fugger speist' ich dort und hie
Und schimpfte weidlich Pfefferfäcke sie.

Den Städterhochmut haßt' ich allezeit
Und hätte gern ein städtisch Kind gefreit.

Auf ehrenfeste Sitten geb' ich viel
Und fröne dem verdammten Würfelspiel.

Ich bin des Kaisers treuster Untertan
Und riet dem Sickingen Empörung an.

Das plumpe Recht der Faust ist mir verhaßt
Und selber hab' ich wohl am Weg gepaßt.

Ich bete christlich, daß es Friede sei,
Und mich ergößen Krieg und Kriegsgeschrei.

Der Heiland weidet alle Völker gleich —
Nur meinen Deutschen gönn' ich Ruhm und Reich!

Das heißt: ich bin kein ausgeflügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

XXVII.

Urioſt.

Die Feder leg' ich weg. Heut iſt ein Tag,
Da keine Zeile mir geraten mag!

Wie wend' ich ab der langen Weile Fluch?
Ein Buch, Herr Pfarrer! Ein ergößlich Buch!

— „Zu Dienſt, Herr Ritter! Wenn Ihr Welſch verſteht?“
Ich konnt' es einſt und meine noch, es geht.

Woher das Buch? — „Ein welſcher Architekt
Laß drinnen hier und hat's nicht eingesteckt.“

Roland in Furie. Verſe, welſcher Gauch?
Nun, Verſe machen kann der Hutten auch.

Nur keinen Schwulſt, mein Dichter, keinen Froſt!
Dein Name lautet? Ludwig Urioſt.

Mir unbekannt. Dein Erſtling, junges Blut?
Reſpekt! Ich bin ein Alter! Zieh den Hut!

Du hoffſt, daß ich dich leſe? Wahn! mein Kind.
Ich ſtöbre durch die Blätter, wie der Wind.

Verwunschene Prinzessin — Drachenbrut —
Das tolle Zeug ist für die Kinder gut.

Was soll uns noch die bunte Wunderzeit?
Wir fußen jetzt in harter Wirklichkeit.

Ein frisches Bild! Nun ja — ein feiner Spruch!
Ei Zauber! Üppig Grün entsprießt dem Buch!

Da setzen zwei Verliebte sich hinein,
Das Blatt gewendet und sie sind allein.

Es kracht! Ein Ritterpaar, das Lanzen bricht!
Die Splitter fliegen auf zum Sonnenlicht

Und fallen nieder, schwärzlich angebrannt,
Auf die Behelmtten, die sich umgerannt.

Handwurst, gemacht! Das lohn' der Teufel dir!
Verspottest du das löbliche Turnier?

Wes Geistes Kind? Laß sehen! Blättre, Hand!
Ein Feldgeschütz erobert Held Roland

Und flucht der Kugel und dem Pulverknall,
Als wären sie des Rittertums Verfall —

Der Sickingen erfuhr's, den, ach, ein scharf
Gezielter Schuß zum Sterben niederwarf!

Gewiß, viel änderte der Pulverblitz!
Und hier — das ist ein kapitaler Witz —

Hier läuft ein Kerl und schwingt die Halebard,
Der's nicht bemerkt, daß er getötet ward!

Bei meinem Bart! Das Bild der alten Zeit,
Die noch die Waffen führt und schilt und schreit,

Den jungen Tag bekämpft mit Trug und List
Und nicht bemerkt, daß sie verstorben ist!

Ich wittre, Welscher, deinen Schlich und Brauch,
Des Wizes scharfen Bolzen schoß ich auch:

Aus wunderbaren Mären seh' ich braun
Und lachend eines Schalkes Augen schaun.

Vor einer Fabelwelt verbeugst du dich
Und grüßest hübsch — und machst sie lächerlich.

Was ich befehdet mit des Herzens Kraft,
Zerstörst du mit des Scherzes Meisterschaft.

Ich reich' dir über das Gebirg die Hand,
Mein Meister Ludowig im welschen Land!

In deines Maskenscherzes Fröhlichkeit
Bist du, wie ich, ein echtes Kind der Zeit.

XXVIII.

Bin ich ein Dichter?

Das Lied des Welschen wandelt voller Glanz,
Es schwebt wie Musenschritt und Grazientanz.

Der Reim des Welschen hat ein hell Geläut --
Ob ich ein Dichter bin? Das plagt mich heut.

Du zweifelst, Hutten? Hat dich eines Tags
In Augsburg nicht gekrönt der Kaiser Max?

Das gilt!... Auch neben diesem welschen Lied?
Wär' ich am Ende bloß ein Verseschmied?

Ich bin ein Verseschmied! So nenn' ich mich!
Am Feuer meines Hornes schmiedet' ich

Rüstung und Waffen zu des Tags Bedarf,
Und, wahrlich, meine Schwerter schneiden scharf!

XXIX.

Der letzte Humpen.

Herr Konrad, der Komtur, vergaß mich nicht
Und seine Sendung lacht wie Sonnenlicht.

Sie ist, ob auch in schlichtes Stroh gehüllt,
Bis oben an den Rand mit Geist gefüllt.

Statt eines Briefs hat der Bequeme mir
Geschickt den Krug voll Rüdesheimer hier.

Dank! Einmal solche würz'ge Labe noch!
Ihr Gutes hat die Pfaffengasse doch.

Der Arzt verordnet mir den Wasserstrahl,
Wohlan, ich zeche heut zum letztenmal!

Nicht brauch' ich dich zu schwenken, du bist rein,
Du kommst vom Brunnen, hölzern Becherlein!

Herr Rüdesheim, was gibt's am Rhein? Wie geht's
Der Klerisei von Mainz? Sie durstet stets?

Erlaucht, auf Schweizerboden keinen Stolz!
Bequemet Euch in dies Gefäß von Holz!

Lab' ich allein mich aus dem Zauberquell?
Liegt nirgend hier im Gras ein Zechgesell?

Allein zu trinken ist mir schwer verhaßt,
Ein Mönchlein selber wär' mir recht als Gast.

Ein Mönchlein! Wäre nur der Luther hier,
Mit Feuerzungen sprächen beide wir!

Ihn trat der Grundsberg auf der Dornenbahn
Zu Worms mit einem vollen Humpen an

Und sprach zu ihm: „Mach' dir die Kehle naß!
Dann rede frisch! in vino veritas.“

Im Weine Wahrheit! Doch auch du bist hie,
Anmut'ge Lüge, Traum und Poesie!

Aus meinem Becher steigt ein Reigen klar
Und lächelnd grüßt mich eine Geisterschar.

Voraus die ewig junge Lebenslust,
Sie legt den Lockenkopf mir an die Brust

Und schaut zu mir mit hellen Augen auf:
„Du wirst genesen, Huten! Zähle drauf!“

Und hier die Blasse mit dem süßen Schein
Der trauten Blicke muß die Liebe sein!

Sie flüstert das beseligende Wort:
„Noch hüte, Hutten, ich dir deinen Hort!“

Mit beiden Armen winkt sie Heil mir zu:
„Es ist die Schönste, Hutten! Traue du!“

Und der Poet in meinem Herzen singt,
Von holder Erdefreuden Chor umringt,

In tausend Melodien ein Getön:
O Erde, du bist wonnig, du bist schön! . . .

Verbleiche, Reigen! Sinentanz, erlisch!
Herr Reformator Hutten, auf vom Tisch!

Des Weines Hälfte blieb, die heb' ich auf
Dem Freunde, kehrt er müd vom Arzteslauf.

Drei Züge noch, das ist die heil'ge Zahl!
Drei Sprüche noch und sonder lange Wahl!

Den ersten Trunk dem heil'gen röm'schen Reich!
Möcht' es ein weltlich deutsches sein zugleich!

Den zweiten meinem Kaiser! Möcht' er sein,
Der fünfte Karl, so echt, wie dieser Wein!

Den dritten bring' ich jedem auf der Welt,
Der sich und seinen Becher wacker hält!

XXX.

Der Ali.

Gelassen schreitet dort im Ackerfeld
Ein rüst'ger Mann, der späte Saat bestellt.

Schön ist ein jedes Werk das Jahr entlang,
Am liebsten doch ist mir des Säers Gang . . .

Mein wackerer Albrecht Dürer, mal' mir heut
Den lieben Heiland, wie er Körner streut,

Mit einem deutschen Himmel frisch und klar
Und deutscher Landschaft — für den Fronaltar . . .

Als ich mit Zwingli jüngst am Mahle saß,
Erzählt' er etwas, das ich nicht vergaß.

Er sprach: „Das wilde Tal, das mich gebär,
Bringt weder Wein noch Frucht im wärmsten Jahr.

So kam's, daß ich gelebt der Jahre zehn,
Bevor ich Egge, Pflug und Saat gesehn.

Da nahm der Vater mich zu Tale mit,
Die Säer drunten zählten Schritt um Schritt

Und streuten edeln Wurfs, geheimen Winks
Die wundersamen Körner rechts und links.

Ich schaute die Gebärden allesamt,
Streng und gemessen, wie beim heil'gen Amt,

Und endlich frug ich mit erstauntem Wort:
„Vater! Was tun die Männer Frommes dort?“

Er lachte. „Solches sahst du nie zu Haus!
Sie streun das Brot des lieben Gottes aus.

Was ist dir, Uli? Weinst du? Schäme dich!“
„Ei, Vater, es ist gar so feierlich.“

XXXI.

Die deutsche Bibel.

Ein frommer Tag, da ich, gestreckt ins Gras,
Die „Schrift, verdeutscht durch Martin Luther“, laß.

Gern hör' ich deiner Sprache, Luther, zu,
Wer braucht das Wort gewaltiger als du?

Auf einer grün umwachsenen Burg versteckt,
Hast du die Bibel und das Deutsch entdeckt.

Ich laß und alte Mär aus Morgenland,
In Fleisch und Blut verwandelt, vor mir stand.

Den Heiland hör' ich, der mich traulich lehrt,
Aus einem Fischerboot mir zugekehrt.

Und plaudert' hier am Brunn im Schattenraum
Mit einem Weiblein er, mich wundert's kaum.

Vielleicht dortüben wandelt am Gestad
Durchs hohe Korn er auf verdecktem Pfad . . .

Der Rittersmann, der Knecht im Bauerkleid
Bernimmt von ihm den Weg zur Seligkeit. —

Auch seine Fenster tragen deutsche Tracht,
Zu Köln wird er im Dornenfranz verlacht

Und spottend geht an seinem Kreuz vorbei
Ein Chorherr aus der Mainzerklerisei . . .

Leer steht das Holz. Ein Zettel flattert dran
Mit got'scher Schrift. Es hebt die Predigt an.

Die Feuerzungen wehn. Fest Pfingsten flammt.
Martinus tritt in das Apostelamt.

Der Sturm erbraust und jede Sprache tönt —
Wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt!

XXXII.

Luther.

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!

Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

Er brach in Todesnot den Klosterbann —
Das Größte tut nur, wer nicht anders kann!

Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.

In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein feuchend hart verschlungen Ringerpaar.

Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht!

XXXIII.

Die Vorrede.

Heut übermochte mich — seit langer Zeit
Zum erstenmal — ein Sturm von Lustigkeit.

Ich lag im Gras. Da bligt' mir durch den Sinn,
Wie mit dem Papst ich umgesprungen bin.

Unbändig lacht' ich in der grünen Saat
Und freute mich der frechen Jugendtat.

In einer Widmung und Praefatio
Schrieb ich an unsern Heil'gen Vater so:

„Die dir im Amt vorangegangen sind,
Die taugten nichts. Das weiß ein jedes Kind.

Sie fälschten, stahlen, raubten allezeit,
Ein beßrer Mensch ist deine Heiligkeit.

Sie waren Schelme. Meinst du nicht? Verglich'
Ich dich mit ihnen, es betrübte dich!

Du billigst meine Rede, weiß ich schon,
Bezeug' es, Vater, schriftlich deinem Sohn!

Putten.

Verkünd' es aller Christenheit und gib
Ein Breve: „Ulrich Hutten ist mir lieb!“

Ich muß es mir bekennen dann und wann:
Nicht völlig ungerecht bin ich im Bann.

XXXIV.

Erasmus.

Frau Schwermut setzt sich heute neben mich
Und raunt mir zu: „Die Menschen lassen dich.

Du bist ein halbzertrümmert Kriegsgerät,
An dem man achtungslos vorübergeht.

Die Freunde wenden sich von dir mit Scheu,
Nur deine Feinde bleiben dir getreu.

Du warst zu kühn und, streckst du dich erbleicht,
So wird es dir und wird den andern leicht“ . . .

Der Schiffer kommt. Freund! Was ist dein Gesuch?
— „Hier, Ritter, bring' ich etwas wie ein Buch.“

Versiegelt ist's. Von wem? Ich weiß es nicht.
Die Rechte zaudert, die das Siegel bricht.

Schickt, Büchlein, dich ein Freund, mich zu erfreun?
Ein Feind, mir alte Wunden zu erneun?

Ich, sonst so kampfgewöhnt und wetterhart,
Auf dieser stillen Insel werd' ich zart,

Und dessen Hand so rasch zum Schwerte fuhr,
Friedselig wird er hier wie die Natur.

Wie? Hutten zagt? Enthieltst du Gottes Spruch
Und Urteil selbst, ans Licht, verhülltes Buch!

„Erasmus gegen Hutten. Offner Brief.“
Recht! Hutten und Erasmus wäre schief.

Latein ist gut! Latein verdient ein Lob!
Glatt, elegant . . . Poß Bliß, da wird es grob!

„Zerlumpter Ritter!“ redest du mich an,
Betitelt mich „verkommener Kumpen!“

„Zerlumpter Ritter!“ Ein erbaulich Bild!
Mißgönnt der Bankert mir das Wappenschild?

Ich Hutten weiß, wieviel die Tinte tut,
Doch mehr vermag ein dreister Reutersmut!

Der Römeling, der in unsern Landen haust,
Erbleicht vor der geschienten Edelfaust!

„Potator, aleator“ . . . Geh't's auf mich?
Du munkelst, deutest, heuchelst — schäme dich!

Und hier . . . und hier — nicht möglich! Büchlein,
schweig!
Ein Musenliebling! Und so schlecht und feig!

Erasmus rät den Zürchern — niedrig Tun —
Mir zu verbieten, hier mich auszuruhen.

Mich aufzunehmen in des Gastes Recht,
Gefährlich sei's! Du kennst die Zürcher schlecht!

Das alles, weil ich, der du brav mir schienst,
Dich werben wollte für der Freiheit Dienst.

Mann, wären nicht gezählt die Tage mir,
Zu Basel auf die Bude stieg' ich dir!

Ich zöge dich mit diesen Armen, glaub'
Es mir, hervor aus deinem Bücherstaub.

Doch, zittre nicht! dir sollte nichts geschehn,
Ich würde nur dir Aug' in Auge sehn.

Dein edles Wissen, sprach' ich, liegt dir tot,
Du bietest Gold und wir bedürfen Brot!

Die Menge hungert, ahntest du es nie?
Hervor mit deinen Horten! Speise sie!

Dein Denken, sprach' ich, ist ein eitler Traum,
Wächst drangvoll nicht daraus ein Lebensbaum...

Was willst du? Weihrauch? Ehrerbietung? Gern.
Du bist ein schimmernd Licht, ein heller Stern!

Vor deinem Ruhme beugt der Hutten sich —
Nun aber, als ein Mann, ermanne dich!

Die Satyrmaske lege sie beiseit —
Ein offnes Antlitz will die große Zeit.

Freund — alles ist vergeben, rede frei!
Ich schütze dich vor Papst und Klerisei!

Du kennst die Wahrheit, übe nicht Verrat,
Gib Zeugnis! Wage eine Mannesthat!

Bekenn', Erasme, ob du ein Papist,
Ein Römer, oder evangelisch bist!

Kein Drittes! Gib in klarem Stile dich!
Du kneifst die Lippen — bist du unser? Sprich! . . .

Dein schlaues Auge blickt mich spöttisch an? . . .
Vale, Erasme! Tot und abgetan!

XXXV.

Das Huttenlied.

Der Ilfenau vorüber glitt ein Rahn
Ganz nah. Fast stieß er an das Ufer an.

Von fahr'nden Schülern war der Rachen voll,
Ein Lied aus zwanzig jungen Kehlen scholl.

Im Buchenlaub verborgen, unsichtbar,
Lag nahe zum Berühren ich der Schar.

Das Ruder schlug den Taft der Melodie,
Entlang das Inselufer sangen sie:

„Behüte, Christ, das edel fränkisch Blut!
Es schreibet uns viel köstlich Bücher gut!

Auß Treuen tut's der Ritter, ohne Lohn,
Die Treu verspürt dieß deutsche Nation!

Der Römer schickt dir Mörder vor die Thür,
Ach, edler Hut aus Franken, sieh dich für!“ *

Sie brachen Zweiglein ab vom Buchenhag
Und keiner ahnte, wer dahinter lag.

* Huttenlied.

XXXVI.

Deutsche Libertät.

Ein lustig Trommeln zieht den Strand entlang
Mit gellen Pfeifen und mit Kriegsgesang.

Sie lösen ihre Stücke. Rauch und Dampf.
Er lichtet sich. Standarten, Roßgestampf.

Gewalt'ge Körper! Es ist eine Lust,
Wie sie daher stolzieren selbstbewußt.

's ist Schwyzerboden. Üppig fließt der Gold,
Wild, immer wilder brennt der Durst nach Gold.

Die Äpler haben Lebensüberfluß
Und starkes Blut, daß man sie schröpfen muß.

Wem ziehn sie bei? Die Lilien seh' ich wehn,
Zu König Franz wird dieser Reißlauf gehn.

Nicht treibt der Schweizer seinen feilen Lauf
Allein. Der Landsknecht nimmt es mit ihm auf.

Der deutsche Ritter auch, er ficht und raust
Für jeden fremden König, der ihn kauft.

Fürst, Pfaffe, Bauer, Städte, Ritterschaft,
Ein jedes troßt auf eigne Lebenskraft!

Nichtsnützig eine Freiheit, die vergißt,
Was sie der Reichesehre schuldig ist!

Nichtsnützig eine deutsche Libertät,
Die prahlerisch in Feindeslager steht!

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einzig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spät!
Wann andre welken, werden wir ein Staat.

XXXVII.

Der Schmied.

Am Ufer drüben seh' aus einem Schlot
Ich lust'ge Funken wirbeln purpurrot

Und Schmied und Amboß kommt mir in den Sinn,
Davor ich einst erstaunt gestanden bin.

Als ein vom Weg Verirrter macht' ich halt:
Es war um Mitternacht im schwarzen Wald.

Ein riesenhafter Schmied am Amboß stand
Und hob den Hammer mit berufter Hand.

Zum ersten schlug er nieder, daß es scholl
Ringsum im nächt'gen Forst geheimnißvoll,

Und rief: „Mach', erster Streich, den Teufel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!“

Den Hammer er zum andern Male hob,
Den Amboß schlug er, daß es Funken stob,

Und schrie: „Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!“

Den Hammer hob er noch zum drittenmal,
Der niederfuhr wie blander Wetterstrahl,

Und lachte: „Schmiede, dritter, du die Treu
Und unsre alte Kaiserkrone neu!“

Hutten's Gast.

XXXVIII.

Der Pilger.

Mich drückt der Föhn. Er atmet schwer und schwül,
Dort im Kapellendunkel ist es kühl.

Zu einer Abendruhe fehr' ich ein
Und werde wohl der einz'ge Beter sein.

Grüß' Gott, mein schwäb'scher Nachbar Adalrich! *
Du lächelst blöb. Ein Stümper malte dich.

Ein Kirchlein trägst du sittig in der Hand:
Du schuffst ein Kloster, merk' ich, hie zu Land!

Du gingest im Geleite deiner Zeit
Und hast's getan in Herzenslauterkeit.

Mir sinkt das Haupt... Wer da? Bin ich belauscht?
Am Fuß des Altars hat Gewand gerauscht.

Ein Pilger kniet, der stumm die Lippen regt
Und betend seinen Rosenkranz bewegt.

* Der Kirchenheilige der Ufenau.

Ein kühner Wuchs, geduckt in Mönchsgewand!
Und — mein' ich — eine schwertgewohnte Hand!

Was haucht mich an? Wie fällt mir plötzlich bei,
Daß dieser Mensch ein böses Wesen sei? . . .

Was flüstert mir im Ohr, daß dieser still
Versunkne Mensch mir an das Leben will? . . .

Ein Mörder ist's, gesendet gegen mich!
Nein. Ruhig kniet und edel hebt er sich.

Er wendet sich der Uferbrandung zu —
Du bist ein Ritter! Warum pilgerst du?

XXXIX.

Die Mahlzeit.

Er steht am Strand und scheint hinauszusehn,
Als wollt' er auf dem Kamm der Wogen gehn.

Ein Blic! Er stürzte prasselnd in die Flut!
Das Ufer glomm in bleicher Schwefelglut . . .

Das leidenvolle Schwärmerangesicht
Umgab ein Heil'genschein von Höllelicht . . .

Mein armer Hutten - du bist leibeschwach!
Ruf du den Pilger lieber unter Dach!

Ins Trockne, Pilger, eh' der Regen wogt!
Des Hauses Herr ist fort. Ich bin der Bogt.

Was stehet Ihr verzückt? Ihr werdet naß!
Gebt mir die Hand! Wir treten ins Gelaß.

Seid hier willkommen! Machet's Euch bequem!
Wohin die Reise? „Nach Jerusalem.“

Das, rüst'ger Pilgrim, liegt meerüber schon,
Ich fragte nach der nächsten Station.

Hutten.

„Dort hinterm Berg Einsiedelns Gnadenhaus.“
Leer ist das Nest. Die Vögel flogen aus.

Ihr schlagt ein Kreuz, als wär' der Böse hier?
Erlaubt! Mit einem Christen redet Ihr!

(Die welsche Frömmerei behagt mir schlecht . . .
Sei freundlich, Hutten! Er hat Gastes Recht!)

Ich wette, Herr, Ihr trugt Soldatentracht,
Nennt mir den Feldzug, den Ihr mitgemacht!

„Pamplonas Wälle, Herr, verteidigt' ich.“
Das ehrt. Die Festung hielt sich ritterlich.

Und kämpftet Ihr in keinem neuern Krieg?
„Ich kämpfe stets. Maria gibt den Sieg.“

Sein redlich Bündel trägt ein jeder Christ.
„Maria rettet uns vor Satanslist.“

(Rasch dunkelt's. Lodre, Kämpchen! . . . Ein Gesicht,
Das meinem tiefsten Wesen widerspricht!

Weltfremde Augen voller Traum und Wahn —
Und doch der Mund Entschluß . . . die Stirne Plan!)

Pilger, ich hol' Euch einen Becher Wein?
Ihr weigert Euch? So schenkt Euch Wasser ein.

(Er murmelt, ergorziert den lautern Quell
In Reherland . . . Unheimlicher Gesell!)

— Hidalgo, Ihr beginget wilde That
Und suchet jetzt an heil'gen Orten Rat?

Ihr hüßt? (Er kreuzt die Hände auf der Brust
Und schweigt. Auch mir erstirbt der Rede Lust.

's ist besser so, uns dürfte Streit entstehen,
Am klügsten ist es, wenn wir schlafen gehn.)

Seht, Pilger, wie der nächt'ge Himmel loht!
Heut abend fändet schwerlich Ihr ein Boot.

Nehmt hier vorlieb, ist auch der Raum beschränkt!
Wir suchen jetzt die Ruhe, wenn Ihr denkt.

Ihr wollet lagern auf dem nackten Stein?
Das duld' ich nicht. Ihr werdet müde sein.

Da meine Decke! Hier den Mantel auch!
Ihr bettet Euch nach schlichtem Feldgebrauch!

Gut' Nacht! Ihr seid ein Spanier? „Ritter, ja.“
Und nennet Euch? „Jāigo Loyola.“*

* Die Pilgerfahrt Loyolas nach Jerusalem fällt in diese Zeit.

XL.

Das Gebet.

Ein grauser Wetterschlag! Der Donner fracht.
Was sah ich dort in blißerhellter Nacht?

Und wieder jetzt! Ein Rücken — schauerlich,
Der Spanier geißelt mit dem Gürtel sich!

An seinen hagern Schultern rieselt Blut!
Zu beten hebt er an in Andachtsglut.

Gezwungen lauschend, hör' ich jedes Wort
Auf jenen qualberauschten Lippen dort:

„Maria, makellos empfangne Magd,
Zu deinen Knien hab' ich der Welt entsagt.

Dem ird'schen Rittertum ersterb' ich hier
Und zeichne mich zum ew'gen Knechte dir.

Wo darf ich bluten? Gib das Feldgeschrei!
Du deutest schmerzlich auf die Ketzerei —

Sie haben dir die Krone von dem Haupt
Und aus der Hand die Lilie dir geraubt.

Du weineſt? Deine Thränen brennen mich —
Ich führe deine Sache. Tröſte dich!

Ein Wink von dir — ſo ſtürz' ich in die Schlacht,
Nicht kennſt du ſelbſt die Größe deiner Macht!

Im Bibelbuche ſpricht der eigne Sohn
Zu dir, du Hohe, nicht in würd'gem Ton.

Die heil'gen Schriften ſind der Keßer Hort —
Du lächelſt und beſiegeſt das Bibelwort.

Der ein'ge Richter Chriſtus ſchreckt die Zeit,
Gern folgt ſie eines Weibes Lieblichkeit.

Wenn ſich der Sohn zu Martin Luther kehrt,
Dich krönen wir, die nicht der Wonne wehrt!

Du beſt in aller Abendglocken Erz,
Du füllſt die Seele, du beglückſt das Herz.

Wir decken dich mit duft'gen Roſen zu,
Gen Himmel ſchwebſt ungekreuzigt du!

Die du dem gläub'gen Spanier oft erſchienſt,
Ihm glüht der Buſen noch von deinem Dienſt.

Dir, Fürſtin, werb ich eine Kompanie
Und führe gegen deine Feinde ſie.

Ein unbarmherzig Heer, das nie erschläft,
Versamml' ich unter meiner Hauptmannschaft.

Die Keger tötend, doch den Sündern mild,
Befehren wir die Welt zu deinem Bild.

Wo wir zerstörte Tempel wieder weihn,
Besteige, Göttin, den Altar allein!

Und wer zum Erdenweibe dich entweiht,
Gerichtet sei er und vermaledeit! . . .

Tauch' unter, Schwan, und aus der Welle Schoß
Erstehe doppelt blank und makellos! . . .

Du lächelst deinem Knecht belohnend zu,
In goldne Himmelsglorie schwindest du . . .“

XLI.

Fiebernacht.

Der Morgen graut — des Pilgers Stätte leer?
Beim Hahnenruf verschwand gespenstisch er!

Was ich geschaut, ist's Wahrheit? War es Traum?
Schlief mit dem Teufel ich im gleichen Raum?

Es war ein Spuk! Es war ein Fieberwahn!
Die welsche Frage hat mir's angetan!

Nein, Wahrheit war's! Kein Morgenwind verweht
Das andachtsvoll irr sinnige Gebet! . . .

Was quäl' ich mich? Unfähig ist der Tat
Ein Frömmeler! Doch ein Spanier? Ein Soldat?

Kein Mönchlein ist's, in Müßiggang erschlaft,
Er hat des Kriegers Zucht und Willenskraft.

Er ist ein Schwärmer! Voller Selbstbetrug!
Daneben ist er wie die Hölle klug!

Ein Weib vergöttern — Aberwitz und Schmach —
Von Euen stammend, die den Apfel brach!

Zutulich naht die üpp'ge welsche Kunst,
Andacht verkuppelnd mit der Sinne Brunst.

Die Kirche steigt phantastisch wieder auf
Und gürtet sich zu neuem Siegeslauf;

Mit feiger Fürstentyrannie gepaart,
Steht sie um ihre Götzen fest geschart;

Der Drache Rom, getroffen bis ins Mark,
Durch seine Wunde wird er wieder stark

Und von der Wahrheit Schwert des Kopfs beraubt,
Wächst er empor mit einem gift'gern Haupt.

O Menschheit, qualenvoller Sisyphus,
Der seinen Felsen ewig wälzen muß!

Ein flüchtig Vorgefecht hat mich genarrt,
Jetzt erst erblick' ich meinen Widerpart.

Nun ich auf Erden meinen Tag vertan,
Hängt sich der grimmste Feind zu zeigen an.

Absonderliche Laute: „Koyola“ —
Blutstropfen röten diese Silben da.

Das ist ein Name, der die Wahrheit höhnt,
Wie Flammen lodert, wie die Folter stöhnt!

Der Höllensendling wird die Welt durchziehen!
Was stieß ich nieder nicht im Beten ihn?

Pfui, Hutten, Meucheltat! Das Fieber plagt
Und rüttelt dich. Gottlob, der Morgen tagt . . .

Vielleicht war's eine Ausgeburt der Nacht?
Und doch! Hätt' ich den Spanier umgebracht!

Menschen.

XLII.

Die Bilderstürmer.

Ich sprach: So, Hutten, kann's nicht länger gehn,
Heut mußt du wieder einmal Menschen sehn!

Und sprang ins Boot und bahnte mir den Pfad
Mit Ruderschlag ans rechte Seegestad.

Ein stattlich Dorf erzielt' ich mit dem Boot —
Da regte sich's, als wäre Feuersnot.

Wo sich der Dorfbach in den See ergoß,
Lärmt' eine Männerschar, ein Kindertroß.

Aus ihrem Kirchlein schleppten mit Geschrei
Die Bilder ihrer Heil'gen sie herbei

Und warfen in die Flut der Väter Hort
Mit manchem schnöden Wiß und frechen Wort.

Der Strudel führte weg den alten Graus
Und wusch der Märt'rer blut'ge Wunden aus.

Wachsherz, Motivgeschenk, Reliquienschrein
Flog alles lustig in den Bach hinein —

Da werd' ich eines Steingebilds gewahr,
Mit schwiel'gen Händen hob's ein Männerpaar,

Und ich erschrak. Es war ein zart Gebild:
Die Magd Maria lächelte so mild

Und sah das grobe Volk so rührend an,
Als spräche sie: „Was hab' ich euch getan?“

Wie kam das Werk in dieses Kirchleins Raum?
In Nürnberg selber sah ich Befres kaum.

Man fühlte, daß ein Meister spät und früh
Daran gewendet lauter Lieb' und Müh'.

Zerstören, was ein gläubig Herz erschuf,
Gehorsam einem leisen Engelruf,

Bernichten eine fromme Schöpferlust,
Ein Frevel ist's! Ich fühl't's in tiefer Brust...

Gebiet' ich Halt? Ich? Ulrich Hutten? Nein...
Ihr Männer, stürzt das Götzenbild hinein!

Ich trat hervor und rief's mit strengem Mund.
Sie warfen. Etwas Edles ging zugrund.

XLIII.

Der Trunk.

Blaufarbne Krüge brachten her sie dann,
Sie schenkten ein und das Gelag begann.

— „Dem fremden Herrn ein Glas! Tut uns Bescheid,
Wenn Ihr nicht einer von den Stolzen seid!

Stoßt an, Herr Ritter! . . . Ihr verzieht den Mund?
Trinkt! Unser Wein ist fürnehm und gesund!

Pog Hagel! Ist Euch unser Wein zu schlecht?
Seid Ihr ein Pöpstler oder Fürstentnecht?

Schmeckt's?" — Köstlich. — „Noch ein Glas, und
eines noch!

Der deutsche Herr auf Ufnau lebe hoch!"

Ich trank und würgt' — es war ein saurer Schluck —
Und schied mit einem biedern Händedruck.

Ich machte mich davon mit guter Art
Und lachte still ergößt in meinen Bart:

Der ich dem Kaiser und dem Papst gedreut,
Dem Volke zu Gefallen log ich heut.

XLIV.

Der Schaffner.

Im Paradiese selber träfe man
Wohl einen an, den man nicht leiden kann.

Der Klosterschaffner macht mich nimmer froh
Mit seiner Faunenfrage, pffiffig roh.

Ich möchte höchstens in der Fese sehn
Gefrümmt ihn unter einer Bütte gehn.

Ich Keger bin dem Klosterknecht verhaßt
Und seinen Geiz verdrießt der arme Gast.

Er schielt. Er blinzelt gegen's Sonnenlicht
Und meinen graden Blick verträgt er nicht.

Er wünscht mir: „Euch gedeih' der Aufenthalt!“
Und betet: „Hole dich der Teufel bald!“

Ein Schurke, wer mir so ins Angesicht
Und hinter meinem Rücken anders spricht!

Nun hab' ich ihn gelobt und damit gut!
Sein wahrer Junge hat gesunder Blut.

Hier wandeln die Geschlechter sich geschwind
Und anders als der Vater blickt das Kind.

Natur ist in den Hochgebirgen stark
Und ihre Lüfte stählen Herz und Mark:

Der Junge, der mit Hutten saß im Boot,
Wird brav und treu und bleibt's bis in den Tod!

XLV.

Der kleine Ferge.

Laß, Ruodi, deinen Nachen sachter gehn!
In klare Gründe laß mich niedersehn!

Hier im kristallinen Spiegel farbenmild
Erscheint ein Mann und eines Knaben Bild.

Du schaust empor, von lichter Wolfenzier
Umrahmt. Vor zwanzig Sommern glich ich dir.

Und noch ein ander Bildnis schaut empor,
Das tief gefurchte kommt bekannt mir vor!

Nun, diese schwer beschriebne Stirn ist mein —
Fürwahr, ich möchte nicht ein Andrer sein!

Die Fläche kräuselt sich im Abendwind,
Zergangen beide Bilder! Rudre, Kind!

XLVI.

Schweizer und Landsknechte.

Heut hat man mit Soldaten mir getischt.
Ein ungebunden Volk. Mich hat's erfrischt.

Päpster und Keyer saßen im Verein
Bei unsrer lieben Frauen Klosterwein.

Sie kamen eben, braun und beuteschwer,
Vergüßer aus der welschen Sonne her.

Gleich frug ich einen, der ein Pflaster trug:
Bekenn', daß dich ein frommer Landsknecht schlug!

Unfönn, daß ihr euch täglich reizt und raucht,
Landsknecht und Schweizer, beide deutsch getauft?

— „Warum, Herr Ritter, ich vom Leder zog?
Weil Heini Wolleb mein Gefühl betrog.

Zum Imbiß saßen unser zwanzig da
In den „Drei Königen“ von Mantua.

Kings Pfuhl und Wall. Das Fieber hauchte schwül.
Am Seeliszberge, dacht' ich, weht es kühl.

Da brüllt's. Ein langgezogen ehrlich Muh.
Mich denkt's der braunen Lisi, unsrer Ruh.

Und wieder brüllt's. Nun kommt mir in den Sinn
Die andre Lisi auch, die Melkerin.

Zum Dritten muht's. Aufblinkt der Urnersee,
Scharf blizt am Himmel ein Gezack von Schnee.

Mir tropft das Aug'. Da lacht der Jauch: „Du Stier,
Ein Landsknecht brüllt. Kein Kindlein graset hier.“

Ich fuhr empor: „Bei meinem Eid und Schwur!
So täuschend muht der Heini Wolleb nur!“

Ins Freie rannt' ich. Um die Ecke strich
Der Heini grinsend und verhöhnzte mich.

„Steh, Heinz!“ Er stand und ehrlich fochten wir,
Wie Zeugnis gibt das schwarze Pflaster hier.

In sumpfigem Mantovanerboden ruht
Der Heini, der so trefflich hat gemuht.

Ehrbarer Ritter, reichet mir die Hand,
Und wäre sie geächtet und gebannt!

Hier haust Ihr ungefränkt im Firnelicht,
Nur muhet, Herr, auf Eurer Insel nicht!“*

* Das Muhen, womit der Landsknecht den Schweizer verspottete, hat in jenen Tagen viel Blut gekostet.

XLVII.

Vermächtniß.

Der Florentiner grollte vor sich her:
„Der Fremde Treppen, ach wie steil, wie schwer!“

Hier sing' ich außerm Reich und doch im Reich:
Der Schweizerrasen tritt sich leicht und weich!

Deutschland, vergiß nicht, wer dem Hutten bot
Den letzten Boden und das letzte Brot!

Zu arm bin ich zu einem Gastgeschenk,
So bleibe meiner Schuld du eingedenk!

XLVIII.

Abendstimmung.

Des Morgens lacht wie eine junge Frau,
Streng blickt am Abend meine Ufenau,

Durch Flutendunkel geisterhaft gestreckt,
Von nahen Bergeschatten zugedeckt.

Lang hat sich das Soldatenschiff ergeht
An einem Echo. Beide schweigen jetzt.

Verflungen ist der Vesperglocke Schall,
Ein dunkler Friede waltet überall.

Wär' ich ein Jüngling voller Leidenschaft,
Beängstigt von der eignen Lebenskraft,

In Tränen löste sich, was bang und wild
Ein junges Herz bestürmt, vor diesem Bild.

Nun hab' ich handelnd meine Glut gedämpft,
Den Vesperfrieden hab' ich mir erkämpft,

Und schreite, wann du, Sonne, dich entfernst,
Getrost durch diesen tiefen Abendernst.

In den gestrengen Zügen der Natur
Empfind' ich die verwandte Seele nur.

XLIX.

Nachtgespräch.

Mit glüh'nden Spuren ist der Tag entflohn,
Am Himmel blitzen frühe Sterne schon.

Der Alte sitzt auf seiner Lieblingsbank:
Du träumest, Pfarrer? Rüd' ein wenig! Dank.

Was schaust verzückt du auf zum Himmelszelt?
Was siehst du droben? — „Ritter, Welt an Welt!

Erfahrt, daß unter uns, die wir bemüht
Um die Natur sind, ein Geheimnis glüht!

Mir hat's ein fahr'nder Schüler anvertraut.
Neigt Euch zu mir! Man sagt's nicht gerne laut.

Ein Chorcherr lebt in Thorn, der hat gewacht,
Bis er die Rätsel deutete der Nacht.

Herr Kopernik beweist mit blind'gem Schluß,
Daß — staunet — unsre Erde wandern muß!

Wißt, um die Fürstin Sonne kreisen wir
Und glaubten dienend uns umkreist von ihr!

Ihr meint, wir sitzen ruhig hier? Erlaubt —
Wir schweben, wie von Adlerkraft geraubt!

Nicht wandern, Ritter, wir allein! Erhebt
Das Haupt! Der ganze Himmel zieht und lebt!

Ein Kreis von Pilgern ist's, der uns umringt,
Von denen jeder sanft den andern zwingt,

Und unser Sternlein ist in dieser Schar
Wohl einer der geringsten Pilger gar.

Wir nahmen Welt und Himmel uns zum Raub,
Wir wähten uns das All und sind ein Staub.

Doch besser als ein König und allein,
Ist, eines großen Ganzen Glied zu sein.

Mit höhern Welten bringt uns unser Gang
In einen leuchtenden Zusammenhang!

Ein neues Leben wird uns aufgetan
Auf hellern Stufen nach durchlaufner Bahn.

Ich lieb' Euch, Hutten, und ich möchte gern
Euch wiedersehn auf einem schönern Stern.

Je näher dem Gestirn, das ewig ruht,
Um desto reiner wird die Liebesglut.

Die Leiter ist's, die Jakob einst erblickt.
Ihr lächelt, Ritter? Red' ich ungeschickt?

Ist's zu begehrlieh, was mir ahnen will?
Ins Dunkle blicket Ihr und bleibet still . . ."

— Auf Ufnau, Pfarrer, ist der Abend kühl.
Ruhfame Nacht! Ich suche meinen Pfühl

Und laß Euch mit den Sternen jetzt allein,
Ich möchte morgen wieder wacker sein.

Erst dien' ich aus auf Erden meine Zeit
Und bin ich dannzumal nicht dienstbefreit,

Verteilt man auf den Sternen neues Lehn —
Wohlan! ich denke meinen Mann zu stehn.

L.

Mythos.

„Herr Ritter, habt Ihr, sagt mir's im Vertrauen,
Jüngst eines Mönchleins Ohren abgehaun?

Ist's wahr, wo blieb der feine Humanist
Bei der Zyklopentat? Wo blieb der Christ?

Ihr seid ein prächt'ger Hausgeselle zwar,
Doch habt Ihr ein gefährlich Augenpaar:

Im Zwiegespräche leuchtet's heiter mild,
Derweil Ihr sinnt und brütet, droht es wild.

Sagt, tapfrer Ritter, wispert mir ins Ohr,
Ob jenes arme Pfäfflein sein's verlor?“

— Pfarrer, Kritik! Bin ich ein Polyphem?
Nie hab' ein Glied gekappt ich irgendwem.

Erwirbt ein Erdensohn sich Lob und Preis,
Gleich bildet sich um ihn ein Sagenkreis.

Den Pfaffen, merkt, hab' ich das Haar gerupft,
Den fetten Ohrenlappen auch gezupft —

Das, Pfarrer, ist geschichtlich aufgeheilt,
Das andre spielt in schwanker Fabelwelt.

LI.

Der Pfarrer.

Ein müdes Ruder rauscht. Der Pfarrer kehrt
Zurück, mit einem Pflanzenbund bewehrt.

Dort hoch am Egel wächst ein kräftig Kraut,
Davon er mir ein heilsam Tränklein braut.

Noch weht die Abendluft nicht allzu frisch —
Im Freien rüst' ich beiden uns den Tisch.

Hieher! Dir ist gedeckt! Nimm's nicht genau!
Noch fehlt die Wirtin auf der Ufenau.

Troß deinem grauen Barte mußt du fein!
So reihst du dich der neuen Pfaffheit ein!

Ob diese neue Pfaffenart gedeiht
Und was sie taugt, ist ein Problem der Zeit . . .

— „Der neuen Pfaffheit wünsch' ich alles Heil,
Mir selber doch für' ich ein ander Teil.

Mich treibt's aus meinem kirchlichen Beruf
Hinaus zu Dem, der mich ernährt und schuf,

Der heute noch gelind auf Erden geht,
Von seinem blauen Mantel weit umweht.

Der Kirche schwere Fragen sind verwirrt,
Und ewiglich verdammt ist, wer sich irrt.

Die laß ich ohne Harm auf sich beruhn
Und halte mich zu meinen Pflanzen nun.

Die Körper heilen sei mein künft'g Amt,
Zur Sühne, daß ich Seelen einst verdammt!

Ein großer Arzt, der hier im Land verkehrt,
Hat mich der Kräuter stille Kraft gelehrt.

Von Paracelso habt Ihr, Ritter, schon
Gehört, der Mutter Erde Lieblingssohn,

Dem sie geschäftig ihre Schätze zeigt,
Dem plaudernd kein Geheimnis sie verschweigt?

Unfern von hier am Egel hält er Haus.
Ich sandte neulich einen Boten aus

Und lud nach Ufenau den Wundermann.
Ich tröste mich, daß er Euch helfen kann.

Ihr zuckt die Achseln . . . Seine Kunst ist groß,
Und, Ritter, Ihr seid gar zu glaubenslos!"

Das Todesurteil.

LII.

Paracelsus.

Gibt's auf der Welt ein Herz so männlich fest,
Daß sich's von Hoffnung nicht betören läßt?

Was mir der Freund von Paracelsus sprach,
Das flog mir wie ein lichter Falter nach,

Das senkte sich, mir selber unbewußt,
Ein treibend Keimlein in die sieche Brust.

Ich sehnte mich, bis der Gewünschte kam,
Wie Mägdlein blicken nach dem Bräutigam.

Heut war er da. Ich lag erbärmlich krank
Im Eichenschatten auf der Nasenbank.

Er tat, als würd' er meiner nicht gewahr,
Doch streifte mich sein scharfes Augenpaar.

Er nahm den Pfarrer dort am Strand beiseit
Und sprach zu ihm geheim mit Hefigkeit.

Er hat ein abenteuerlich Gesicht,
So denk' ich mir den ernstest Forscher nicht.

Ich lauschte hin. Ob er mir Rettung schafft?
Und ich vernahm: „Es fehlt die Lebenskraft!“ ...

Mein feines Ohr hat flüstern ihn gehört:
„Hier ist ein edles Organon zerstört“ ...

Indem verstohlen er herüber sah,
Raunt' schnell er: »Facies hippocratica!« ...

Was spricht der Geck das liebe Deutsch nicht rein
Und mischt so garst'ge fremde Brocken ein!

Er trat heran, er bot die Rechte mir,
Ersprach mit Pomp: „Ich grüße Deutschlands Zier!“

Er nannte mich der Freiheit Turm und Hort,
Von meiner Krankheit redet' er kein Wort.

Mir deucht', daß sich ein Seufzer ihm entwand,
Als seinen Finger ich am Puls empfand.

Drauf hat er meine Verse mir gerühmt,
Der Narr. Er hieß sie „stolz“ und „reich beblümt“.

„Die Ufnau“, sprach er, „wird durch Euch bekannt
Und noch von Kind und Kindeskind genannt.

Nicht einsam lebt Ihr auf dem Eiland hier,
Bevölkert mit Gedanken habt es Ihr!“

Ich dachte: Wie zu dir dein Name paßt!
Bombastus nennst du dich — und sprichst Bombast!

Ihm gab ich das Geleit bis an den Kahn,
Dann stieg den Hügel langsam ich hinan.

Es war ein goldner Morgen im August,
Das zweite Gras gedieh mit Kraft und Lust!

Die ganze dichte blüh'nde Wiese klang
Und wogt' und schwirrt' und flattert', zirpt' und sang.

Ich schritt in Halm und Blumen, überslammt
Vom süßen Sonnenlicht — zum Tod verdammt!

Da warf ich in die duft'ge Wiese mich,
Verborg das Haupt und weinte bitterlich. —

Und lange lag ich still im grünen Tal,
Mein eigen Bildniß oder Grabesmal.

LIII.

Die Beichte.

Hier schreit' ich über meinem Grabe nun —
Hei Hutten, willst du deine Beichte tun?

's ist Christenbrauch. Ich schlage mir die Brust.
Wer ist ein Mensch und ist nicht schuldbewußt?

Mich reut mein allzuspät erkanntes Amt!
Mich reut, daß mir zu schwach das Herz geblammt!

Mich reut, daß ich in meine Fehden trat —
Mit schärf'ren Streichen nicht und kühn'rer That!

Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug!
Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug!

Mich reut — ich streu' mir Aschen auf das Haupt —
Daß nicht ich fester noch an Sieg geglaubt!

Mich reut, daß ich nur einmal bin gebannt!
Mich reut, daß oft ich Menschenfurcht gekannt!

Mich reut — ich beicht' es mit zerknirschem Sinn —
Daß nicht ich Hutten stets gewesen bin!

LIV.

Göttermord.

Heut aber tat ich, was die Frommen freut:
Entgöttert meine Schriften hab' ich heut.

Wo „Zeus“ und „Herales“ zu lesen stand,
Schrieb „Jesus Christus“ ich mit fester Hand.

Statt „Nektarfrügen“ und statt „Bacchanal“
Sezt' flugs ich „Abrams Schoß“ und „Himmelsaal“.

Kein einz'ger Griechenschwur und Römersfluch
Prangt mehr in meinem Dialogenbuch.

Ich löge, sagt' ich, daß mir Bann und Acht
Des Heidenhimmels großen Kummer macht.

Das Wiesenbächlein flutet leicht und hell.
Was braucht's, daß eine Nymphe bad' im Quell?

Brennt Herz und Stirn dem Becher minder heiß,
Der nichts vom Kranz des Dionysos weiß?

Schiert's, ob man einen Sohn des Mars ihn tauft,
Den deutschen Knecht, der todeslustig rauft?

Was heißt: „Ich weihe dich der Furienschar?“
„Der Teufel hole dich!“ ist kurz und klar.

So komm' ich heim aus einer tapfern Schlacht:
Ich habe Gög und Gög'ın umgebracht!

LV.

Das fallende Laub.

Heut klang ein Beil den ganzen Morgen laut
Und bis zum Abend fort. Der Schaffner baut.

Ein Vordach nur, doch mocht' ich's gerne sehn,
Ist's doch ein Werden, ist's doch ein Entstehn!

Da war ein Zimm'rer, der es wacker trieb
Und seinen Balken säuberlich behieb.

In guten Treuen mührte sich der Mann,
Daß ihm das Wasser von der Stirne rann.

Am Abend kam der Zimmermeister leis,
Mit langgelocktem Bart ein güt'ger Greis.

Und rührt' dem Knecht, der nimmer wollte ruhn,
Die Schulter, mahnend: „Lieber, feire nun!“

Jetzt ward die Stätte leer; ich aber schlich
Hinaus und auf den Balken setzt' ich mich.

Betrachtend das behau'ne Tannenstück,
Dacht' ich ans eigne Tagerwerk zurück . . .

Ich starrte nieder, der Gedanken Raub,
Da traf die Schulter mir ein fallend Laub.

Mich schauderte, da ich das Blatt gespürt,
Als hätte mich des Meisters Hand berührt

Und mich gemahnt: Genug! Die Sonn' ist fern,
Geh ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!

LVI.

Reife.

Es wendet sich das Jahr, die Welle raucht,
Mein Eiland ist in Morgenduft getaucht.

Vor mir in herbstlicher Verschleierung
Bewegt sich einer Barke Ruderichnung.

Herüber glänzt durch schwankes Nebelspiel
Die hochgetürmte Burg von Rapperswyl.

Zu Häupten mir durch hell're Schleier bricht
Das süße Blau, das warme Sonnenlicht;

Und schwerer hangt die Traube schon am Schaft,
Sie schwillt und läutert ihren Purpursaft,

Sie fördert ihre Reife früh und spät —
Was meinst du, Hutten? Auch die deine naht!

Dämonen.



LVII.

Der wilde Hutten.

Glücklich schreit' ich hier im Abendglanz,
In klaren Lüften zittert Mückentanz.

Das Heute war so sonnig, wolkenrein,
Das Morgen wird noch wolkenloser sein.

Ein Zug von Tagen warm und wonniglich
Geleitet zu den Todesschatten mich.

So heiter glaubt' ich nicht davon zu ziehn,
Der wilde Hutten fährt in Frieden hin.

Nicht allzu köstlich, reiche Erde, hast
Du mich bewirtet, deinen armen Gast!

Nun nehm' ich Urlaub und zur Scheidezeit
Erweisest du mir alle Lieblichkeit,

Nun geh' ich und du sprichst mit leichtem Sinn:
Du wanderst, Hutten? Sieh, wie schön ich bin!

LVIII.

Herzog Ulrich.

Er war's! Mir pocht das Herz von Groll bewegt
Und jede Faser zittert aufgeregt.

Er war's! Er stand auf meiner Friedensstatt,
Der mir den Better Hans erschlagen hat,

Der ihm, zu seinem Weib entbrannt in Lust,
Den Degen meuchlings rannte durch die Brust,

Der ihm, da bang er mit dem Tode rang,
Ein Henker! um den Hals den Gürtel schlang.

Den ich vertrieb von seiner Väter Herd,
Mit meines Gurts und meiner Rede Schwert,

Auf dessen Spur ich wies den Furienchor,
Auf dessen Scheitel ich die Axt beschwor . . .

Ich saß im Hauskleid still am Hügelrand,
Ein philosophisch Büchlein in der Hand.

Da hört' ich einen Fremden halb bezechet
Den Schaffner loben, wie man lobt den Knecht.

Ich kannte dieser hohen Stimme Schrein!
Er lachte widrig — er gewahrte mein.

Der Trunkne trat mit vollem Humpen vor —
Mir sträubte sich vor Graus das Haar empor;

Mich starr betrachtend, zweifelnd, ungewiß:
„Trink,“ schrie er, „siecher Bettler und vergiß!“

Ich bin der Hutten, rief ich, den du kennst!
Er lachte: „Grabentstiegenes Gespenst!“

Ich stieß ihn weg, daß er den Wein vergoß,
Der purpurn über seine Hände floß.

Mit roten Händen, wie im Walde dort
Von meines Betters Leiche, stürzt' er fort.

Verschollen bin ich auf der Erde schon!
Er wußte nicht, daß ich hieher geflohn.

Warum betrat er meine Friedensflur,
Der Bösewicht, dem ich Verderben schwur?

Der Schaffner wirbt! Schon lange weiß ich drum!
Es treibt sich öfter hier Gefindel um.

Zum Lachen ist's! An meinem Sterbehaus
Hangt Herzog Ulrichs Werbefähnlein aus!

Um Blut gefeilscht wird neben meiner Gruft
Und Schweizerlanzen führen heim den Schuft.

Es scheint, er ist in Zürich angesehen,
Man sieht ihn fleißig dort zur Predigt gehn.

Doch Ulrich Zwingli's lautes Auge kennt
Den Mann, in dessen Blick die Hölle brennt.

Er weiß, daß dieser wohlbeschaffne Christ
Ein Mörder und ein Ehebrecher ist.

Ich tat Bekenntniß meinem Glück zum Trug,
Der schänd'ge Bube tut's aus Eigennug!

Was mir aus tiefstem Herzen quoll empor,
Hält dieser Heuchler sich als Larve vor!

Mit Christi Jüngern sitzt im Tischverband
Wie Judas er, den Beutel in der Hand.

Der Schurke nahm den reinen Glauben an;
Vos Blut und Bunden, er hat wohlgetan!

Der Meuchler hat das reine Wort bekannt!
Darüber jubiliert das Schwabenland!

Der Gleisner Ulrich zahlt — es ist bequem —
Nicht für den Ulrich mehr von ehemals!

„Kom oder Luther,“ spottet er beim Wein,
„Schuh oder Stiefel — Herzog will ich sein!“

Ich glaub's, daß er in Stuttgart Einzug hält —
Wer thront im Himmel? Wer regiert die Welt?

Wir stehn in gleichem Lebensalter schier,
Um zehn Jahre schien er jünger mir!

Er ist in voller Manneskraft erblüht,
Ich welke mit verbittertem Gemüt!

Ich büße leichte Jugendsünden schwer,
Den Fluch des Bösen überwindet er!

Er atmet unbeflommen, altert heil,
Und ich? Mir feucht die Brust — das Grab mein Teil!

Er wird von einem guten Sohn geehrt,
Wann längst mich ekles Erdgewürm verzehrt . . .

Dort gleitet durch die Flut des Mörders Boot —
Kein Wetter brütet, keine Wolke droht!

Gerechtigkeit, bist du nicht außer Amt,
Wirf einen Blick, der tödend niederflammt!

Dort fährt ein Mörder! Hör', Gerechtigkeit,
Was dir der Hutten in die Ohren schreit!

Der Himmel lacht in unverwölktem Licht —
He, hast du Ferien, himmlisch Hofgericht?

Die Wage falsch! Gefälscht das Schuldenbuch!
Wie Wetterlaunen walten Heil und Fluch —

Halt! Freude nicht! Die Läst'ung sei verwehrt!
Beleid'ge, Hutten, nicht die Majestät!

LIX.

Sturm und Schilf.

Mit Gott zu hadern ist nicht wohlgetan,
Es lockt Gesellschaft von Dämonen an.

Durch meine Fensterlücke späht' ich vor,
Der Wurf der Welle sprüht zu mir empor.

Den schwarzen Riesenbaum am Inselhorn
Umlodert flammender Gewitterzorn.

Aufrauscht's im Schilf, wild fährt der Sturm einher,
An tiefsten Lebenswurzeln rüttelt er.

Der Teufel faust im Wind und pfeift und lacht
Und meinen Namen ruft er durch die Nacht.

„Hei Hutten, der, von Wellenschaum umspritzt,
Auf einer öden Klosterinsel sitzt!

Du gleichst dem Helden deines Scherzgedichts,
Du bist der Niemand und zerrinnst in Nichts!

Der du gedurstet und gehungert hast,
Hinweg! Mach' Raum für einen flüger'n Gast!

Dir schlag' ich eine Grabesinschrift vor:
,Er focht für Wolken und er war ein Tor.'

Fahr hin! Doch eh' du stirbst, der Welt ein Spott,
Erleichtre dir das Herz und lästre Gott!"

— Gebärde, Teufel, dich nicht allzu wild!
Entgegen halt' ich dir des Glaubens Schild!

Den lichten Helm des Heils zerspallst du nicht
Mit deinen Feuerpfeilen, Bösewicht!

Ein Gutes gibt's! Du bist mir ärgerlich —
Und eine Wahrheit! Teufel, hebe dich!

Gesättigt wird das menschliche Geschlecht
Mit Wahrheit werden und getränkt mit Recht!

Der Sturm verstummt. Der Hohn des Bösen schweigt...
Dort! Ein Gebilde, das dem Schilf entsteigt!

Es ringt die Hände, wie ein Geist in Pein!
Erblaßt und jammernd, wie mein Mütterlein!

„Was wandeltest den Frieden du in Streit?
Warum zerstörtest du die alte Zeit?

Wo dich die Kirche liebevoll umfing
Mit ihrer sieben Gaben heil'gem Ring!

Wo dich die Kirche mütterlich begrub
Und triumphierend in die Himmel hub!

Der den erprobten Segenskreis zerriß,
Bist, Hutten, du des neuen Pfads gewiß?"

— Wer flüstert mir so traute Worte zu?
Verschlagner Dämon, wieder bist es du!

Ich glaube nicht an alter Zeiten Glück!
Ich breche durch und schaue nicht zurück!

Hinüber retten wir in neue Zeit
Und edle Form den Hort der Frömmigkeit.

Wir ziehn! Die Trommel schlägt! Die Fahne weht!
Nicht weiß ich, welchen Weg die Heerfahrt geht.

Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß —
Sein Plan und Lösung! Unser Kampf und Schweiß!

Gesiegt! Doch schwer! Mir feucht die Brust so bang
Wie einem Menschen, der mit Riesen rang.

LX.

Die Menschheit.

Ich schaute — wundersamer Morgentraum —
In eines Kampfs gestaltenvollen Raum.

Ein mächtig Ringen war's der Geisterwelt,
Von weh'nden Flammen wechselvoll erhellt.

In Welschland, wenn ich mich besinnen mag,
Sah schier ich so gemalt den Jüngsten Tag:

Wo, streng gerichtet, was von Euen stammt,
Zur Hälfte steigt, zur Hälfte sinkt, verdammt.

Doch nein! Die letzte Scheidung war es nicht.
Es war ein mut'ger Sturm empor ins Licht!

Sie rangen alle mit vereinter Kraft,
Beseelt von eines Kranzes Leidenschaft.

Wankt' einer wie gelähmt von Pfeilgeschloß —
Den riß empor ein stärk'rer Kampfgenoß

Und mancher Kühne stieg in schwerem Flug,
Der einen Wunden auf der Schulter trug.

Da hab' ich eines Führers Ruf gehört:
„Der Kerker,“ schrie er, „Geister, ist zerstört!

Das Tor gebrochen! Offen ist die Bahn!
Befreit die Brüder! Auf! Empor! Hinan!”

Aus lichten Wolken scholl Posaunenton,
Doch war's ein Siegesjubil, nicht ein Drohn.

Da plötzlich stund ich im Gewölke vorn
Und stieß aus voller Brust ins Jägerhorn.

Auffschwebt' der sel'ge Zug in mächt'gem Drang,
Ich stieß ins Horn, daß mir das Herz zersprang.

Das Sterben.

LXI.

Feldmann.

Land, Wasser, Himmel — rings dasselbe Grau!
Wer ahnte deine Anmut, Ilfenau?

Im Schilf schwadert eine Entenschar
Und kündet frühen Winter diesem Jahr.

Des Schaffners „Feldmann“ stellt zur Jagd sich dort.
Noch eine Birsch, bei meinem Ritterwort!

Mir hängt ein ländlich Armbrust an der Wand . . .
Hier ist's! Der Spanner fehlt, ich spann' von Hand . . .

Gehorche, Ding! Schon manches Seil gestrafft
Hat diese Faust . . . Verdammt! Mir fehlt die Kraft!

Wie? eine Träne? . . . Nieder, täppisch Tier!
Der wackre Köter leckt die Wange mir.

Gelt, wer die Armbrust nicht mehr spannen kann,
In deinen Augen ist's ein armer Mann!

Die wilde Jagd des Lebens geht zu End' . . .
Komm! Seh'n wir, ob im Herd ein Feuer brennt.

LXII.

„Der arme Heinrich“.

Heut saß ich armer Ulrich still daheim
Und laß den „armen Heinrich“, Reim an Reim.

Des siechen Ritters Abenteuer laß
Ich gerne, der durch Wunderwerk genas.

Ihr braven Heil'gen, könntet — frag' ich nun —
Am Hutten schließlich ihr ein Wunder tun?

Am Hutten? Nein. Da fühlt er selber, wißt,
Wie das von euch zu viel gefordert ist.

LXIII.

Anzeige.

Mein Ende steht bevor! Mir hat geahnt.
Mich hat mein Franz, der Sickingen, gemahnt.

Ich saß im abendstillen Kämmerlein
Just zwischen Tageslicht und Ampelschein —

Stracks ging ein Reutersmann durch mein Gelaß.
Er trug ein rot Barett. Mir schien er blaß . . .

Ha, Sickingen, du bist's, mein Kampfespan!
An meine Brust, du redlicher Kumpen!

Da log Frau Fama wieder einmal dreist!
Sie rief ins Land, daß du getötet seist.

Du lebst, mein Vielgetreuer! Du entrannst!
Ich gönne dir's, daß du noch fechten kannst . . .

Er schwieg. Ich sah des Auges mindre Glut,
Daß sonst so trozig drohte unterm Hut.

Doch schaut' er selig, da die Schattenwelt
Für einen Helden keine Schmach enthält.

An mir vorüber schritt er ohne Wort
Und wandte noch sich an der Schwelle dort,

Und winkte mir gelassen mit der Hand,
Als wollt' er sagen: Komm nun! — und verschwand.

LXIV.

Der letzte Brief.

Mein lieber und gewogner Prugner, merk'
Es dir und schick' mir etwas Feuerwerk!

Die Fese naht. Da blüht und pufft und knallt
Es rings um meinen Inselaufenthalt.

Raketen kreuzen sich. Der Völler fracht.
Lodernde Räder rollen in der Nacht.

Nicht was sich dreht und schwingt und spritzt und sprüht,
Schick' eine Leuchte mir, die stetig glüht!

Schick' eine Kugel mir, die ruhig steigt
Und meiner Insel ganzen Umriß zeigt!

An meinem letzten Feste kost' im Schein
Der Geisterfackel ich den neuen Wein.

LXV.

Die Traube.

Freund Holbein, fehlt im Totentanze dir
Der Dichter noch, so komm und mal' mich hier,

In meinem Sessel schlummernd ausgestreckt,
Das Angesicht mit stillem Blau bedeckt!

Daneben trete leise der Tod ins Haus,
Doch laß mir lieber weg der Sense Graus!

Am Bogenfenster siehst die Traube du?
Die male goldig angehaucht hinzu!

Ein blühend Winzermesser gibst du dann
In die verdorrte Hand dem Knochenmann!

Und der Verstand'ge merkt des Bildes Sinn,
Daß ich die Edeltraube selber bin,

Die heut gefelstert wird und morgen freist
In Deutschlands Adern als ein Feuergeist.

LXVI.

Das Kreuz.

Heut ist der erste leidenvolle Tag,
Da ich mich nicht vom Lager heben mag!

Auf seiner Meeresinsel stöhnt' und fleht'
Und wimmerte der wunde Philoktet;

Mir geht das Jammern wider die Natur,
Weit eher noch entführe mir ein Schwur.

Doch beiß' ich schweigend nur die Lippe mir;
Denn als ein Christ und Ritter lieg' ich hier.

Fernab die Welt. Im Reiche meines Blicks
An nackter Wand allein das Kreuzifix!

An hellen Tagen liebt' in Hof und Saal
Ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual;

Doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Teil,
Das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.

Je länger ich's betrachte, wird die Last
Mir abgenommen um die Hälfte fast,

Denn statt des Einen leiden unser Zwei:
Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

LXVII.

Ein christliches Sprüchlein.

In meinen Leidensnächten ohne Stern
Erlab' ich mich an guter Sprüche Kern.

Sanft Paule, der du mir zu jeder Frist
Aus dem Apostelbund der liebste bist,

Eins deiner Sprüchlein so von ungefähr
In bittern Nöten bet' ich vor mir her:

Es ängstet sich, es sehnt sich allezeit
Die Kreatur in ihrer Endlichkeit! . . .

Oft wird der edle Leib, das schöne Sein
Zum dumpfen Kerker ohne Licht und Schein.

Dann ist es nicht ein hergebracht Gebet,
Es ist der Geist, der in uns seufzt und fleht,

Und wärst du, Gott und Herr, nicht ewiglich,
Ein solches Stoßgebet erschüfe dich.

LXVIII.

Ein heidnisches Sprüchlein.

Heut fiel mir wieder ein — ich weiß nicht wie —
Ein Spruch aus Sokrates' Apologie:

„Was wartet unser, wann des Erdesseins
Unruhig Licht erlischt? — Von Zweien Eins:

Für sel'gen Wandel ein bequemer Raum!
Ein ungefränkter Schlummer ohne Traum!“

Wir Christen haben ein gewisses Licht,
Doch auch ein Heidensprüchlein schadet nicht.

LXIX.

Der Strom des Lebens.

Mir war: ich fuhr in halber Finsternis
Auf einem Strom, der mich von dannen riß.

Unwiderstehlich, ohne Frist und Halt
Entführte mich die jähe Stromgewalt.

Vorüber glitten dunkel Stadt und Schloß.
Ein ferner Donner scholl. Der Nachen schoß.

Und ich erriet, daß ich den Rhein befuhr
Ein wenig über seinem Sturze nur.

LXX.

Scheiden im Licht.

Verschärfte Schmerzen foltern mein Gebein,
Doch, soll ich sterben, muß es Morgen sein!

Doch, soll ich aus der Welt von hinnen gehn,
So muß ich erst erhellte Pfade sehn!

In meine Todessehner sei gemischt
Der Frühe Sehner, der das All erfrischt!

Verstöhnen laß mich hier im Dunkel nicht,
Befreie deinen Kämpfer, starkes Licht!

Auf deinen goldnen Schwingen trägst du Heil,
Erlege mich mit deinem ersten Pfeil!

LXXI.

Abfahrt.

Ich reise. Freund, ein Boot! Ich reise weit.
Mein letztes Wort... ein Wort der Dankbarkeit...

Auch dir, du Insel, dunkle grüne Haft!
Den Hutten treibt es auf die Wanderschaft.

Gewoge rings! Kein Segel wagt heran!
Die Welle drängt und rauscht! Wo ist der Kahn?

Es starrt der Firn mir blaß ins Angesicht...
Die steile Geislerküste schreckt mich nicht...

Ein einzler hagerer Ferge rudert dort...
Schiffer! Hieher! Es will ein Wandrer fort!

Du hältst mich, Freund, in deinen Arm gepreßt?
Bin ich ein Sklave, der sich binden läßt?

Leb wohl! Gib frei! Leb wohl! Ich spring' ins Boot...
Fährmann, ich grüße dich! Du bist — der Tod.





Engelberg.

Conrad Ferdinand Meyer

Engelberg

Eine
Dichtung



1921

Leipzig, H. Haessel, Verlag

56.—65. Auflage

Ein firnbeglänzt's Alpental,
Durchstreift in meiner Jugendzeit,
Stieg vor mir auf mit einem Mal
In seiner herben Lieblichkeit,
Mit seinem Himmel tief und rein
Um düster schroffes Felsgestein,
Mit seinen hellen Wasserstürzen —
Ich atmete die Kräutermürzen!
Was ohne Kunst ich dir erzähle,
Hab' ich, o Leser, nicht eronnen,
Es ist des Alpental's Seele,
Die hier von selbst Gestalt gewonnen.

I.

Einsam und dunkelzackig stand
Des Engelberges schroffe Wand,
Ein wild zerrissen Felsgestein,
Am Morgenhimmel blaß und rein.
Steil senkte manche Schlucht und Rinne
Sich von des Gipfels öder Zinne
Und stieg in breiten, schatt'gen Falten
Herunter in der Nebel Walten.

Genüber thronte silberbleich
Der Titlis in der Lüfte Reich.
Leis schwebt ihn an ein Rosenglimmer,
Ihn überfliegt ein Freudeschimmer,
Des Königs blaßes Haupt erwacht,
Zu Lebensröten angefacht,
Auf seine Stirne tritt das Blut
Und immer wärmer strömt die Glut,
Den Purpurmantel nimmt der Greis,
Dann weckt er seiner Diener Kreis,
Und um den hohen frühen Alten
Beleben sich die Berggestalten.
Die dunkel nun zu glühn beginnen,
Das sind des Engelberges Zinnen.

Jetzt aus der Nebel duf't'gem Wallen
Steigt feierliches Glockenhallen,
Und in des heil'gen Tones Kreis
Zerteilen sich die Schleier leis.
Das Kloster in des Tales Grund
Ist seines Abtes Hingang kund.
Es ist das alte Gotteshaus,
Zu dem die Pilgerwege führen,
Seit hier gesiegt im Todesgrauß
Der Mär't'rer Kurd von Seldenbüren,
Und über ihm die Engel sangen
Und immergrüne Palmen schwingen.

Es ruft der Glocken eh'rner Mund,
Bis morgenhell der Wiesengrund,
Wo stattlich sich die Klöster sonnen,
Eins heil'ger Mönche, eins der Nonnen.

Aus Vergestannenschatten tritt
Ein Mann mit rüft'gem Wanderschritt,
Das schwarze Mönchsgewand geschürzt,
Der querseldein die Wege kürzt.
Ein fest entschlummert Mägdlein liegt
Blond seiner Schulter angeschmiegt,
Er hält die zarte Last geborgen
Im Priesterkleid mit frommen Sorgen.
Rasch schreitet durch die feuchten Au'n
Er hin zum Klostertor der Frau'n
Und vor dem heil'gen Zufluchtsorte
Pocht kräftig jetzt er an der Pforte.

Da wird vom kleinen Gitter oben
 Gemach das Lädlein weggeschoben,
 Und es bescheint das Tageslicht
 Ein runzelvolles Angesicht.
 Er grüßt: „Gelobt sei Jesus Christ!“
 — „In Ewigkeit!“ spricht Schwester Marthe,
 „Hilar, Ihr kommt zu guter Frist,
 Schon seit der ersten Frühe harrete
 Ich sehnlich, daß mir Nachricht werde,
 Wie unser Gnäd'ger ließ die Erde.
 Wohl dacht' ich, wird sich heut erwahren,
 Daß singend Engel niederfahren,
 Wie's frommen Äbten oft geschehn
 Vorzeiten beim Bonhinnengehn.
 So gab ich auf das Wunder acht
 Und lauschte still die ganze Nacht.
 Da hört' ich um die Morgenhelle
 In meinem eifrigen Gebet
 Musik der himmlischen Kapelle,
 Vom Engelberge hergeweht.“
 Jetzt wiegt gedankenvoll Hilar
 Das Haupt und spricht: „Du redest wahr!
 Was hier dein gläubig Ohr entzückt,
 Am Berg ward ich's zu schaun beglückt.“
 — „Um Gott, Ihr saht den Engelreigen?“
 — „Demut gebietet mir zu schweigen.“
 — „Zu solchem war't Ihr auserwählt?
 Gefegneter des Herrn, erzählt!“
 — „So höre, kann es dich erbaun,

Was ich gewürdigt ward zu schaun;
Doch kümmerlich nur kann erreichen
Mein armes Wort, was ohnegleichen.
Kurz ehe Tag und Nacht sich scheiden,
Stieg auf ich zu des Rotstocks Weiden,
Allsommerlich muß dort nach alten
Gebräuchen ich die Messe halten,
Und eben klettert' ich entlang
Des Engelberges steilen Hang.

Ein Wölklein schwebt' am Firmament
Als hätt' es, eine weiße Locke,
Vom Titlishaupt sich losgetrennt,
Und immer schneller wuchs die Flocke,
Sie flog im Morgenwind heran
Und dehnte sich zum Wolfenbahn.
Beweglich schienen seine hellen
Durchsicht'gen Segel sich zu schwellen,
Es ließen ihn die dienstbereiten
Frühwinde rasch talüber gleiten,
Und wenn ihm eine von den scharfen
Berglüften nah vorüberstrich,
Erschauert' es wie Geisterharfen,
Wie süße Saiten regt' es sich.

Es war die Barke oder Wolke
Gefüllt mit festlich frohem Volke.
Inmitten stand mit weh'ndem Schleier
Die hehre Königin der Feier,

Cäcilia mit sel'gem Schall,
Des Paradieses Nachtigall,
Umringt von edler Knaben Schar;
Und aus dem Nachen hier und dort
Sahn blonde Kinder morgenklar
Mit frohen Augen über Bord.

Jetzt hat der Nachen angelegt,
Wo hoch der Berg die Zinne trägt.
Den Felsengipfel wild gezackt
Betritt die Meisterin im Takt,
Und mit den Flöten, mit den Geigen
Umlagert sie der helle Reigen,
Bereit den Abbas zu begrüßen;
Die Kleinsten saßen ihr zu Füßen,
In ihres Mantels Schuß gehalten,
Und spielten mit den Purpurfalten.

Ich schlich mich flimmend in die Nähe.
Ob ich vernehme was geschähe.
Andächtig an verborgnem Orte
Hört' ich der Heil'gen süße Worte.
Sie sprach: „Sein Stündlein ist gekommen
Dem greisen Engelbergerabt,
Herr Heinrich war vor allen Frommen
Mit Liebe zur Musik begabt,
Der Violine süße Geister
Gehorchten ihm als ihrem Meister.
Sanft Jürg, der gern vom Feder zieht,

Ist tapfern Rittern ein Behüter,
 Ich hege, das ist mein Gebiet,
 Melodisch friedliche Gemüter.
 Herr Heinrich hat mir frommgemut
 Kapell' und Altar aufgebaut,
 Da steht mein Bild in Rosenglut
 Und lächelt hold wie eine Braut.
 Sein Klostervolk erzog er sich
 Mit Hunger nicht und Geißelstreich,
 Er schuf's mit sanftem Bogenstrich
 Zum heiligsten im deutschen Reich.
 Doch nun ist ihm das Blut versiegt,
 Ich sehe, daß er sterbend liegt.
 Noch möcht' er nach dem Bogen greifen
 Doch ist er seiner Hand zu schwer,
 Und mit der abgekehrten, steifen
 Pflückt auf der Decke Blumen er.
 Stimmt an! Daß ihm der Tod nicht bang,
 Tun wir ihm Beistand mit Gesang!"

Sie winkt! Ein heller Chor erscholl,
 Ein Kinderjubiläum himmlisch klar,
 Der Heil'gen mächt'ge Stimme quoll
 Aus Herzenstiefen wunderbar.
 Und, sieh, da kam der Abt gezogen,
 Das Antlitz licht und das Gewand,
 Und Geige gaben gleich und Bogen
 Sie dem Verklärten in die Hand.
 Herr Heinrich musizierte leis,

Ungaufelt von dem hellen Kreis.
Wie sich ein Kranz in Eile flieht,
Wie Blume sich an Blume reiht,
Schwebt' Angesicht an Angesicht
In unschuldsvoller Fröhlichkeit;
Und mit verstärkter Macht erscholl
Der Jubelsturm, der Freudechor,
Der Zug bewegt' sich wonnevoll,
Und wiegte sich, und schwand empor.

Wie noch ich in Verzückung stand,
Quoll Glockenton aus Talesgründen,
Den Klosterleuten rings im Land
Des frommen Herren Tod zu künden."

Jetzt faltet Marthe froh die Hände
Und spricht: „Fürwahr, ein herrlich Ende!"
Fortfährt Hilar nach kurzem Sinnen:
„Hei, dacht' ich, daß ging rasch von hinnen!
Wenn sie so fest gen Himmel fahren,
Mich sollt' es wundern, ob nicht Eines
Zurückblieb aus den hellen Scharen,
Ob nicht verloren ging ein Kleines?
Wo Englein rings an Englein lacht,
Wie hätte man auf jedes acht?
So denkend, schon gewandt zum Gehn,
Fiel ein mir, rückwärts noch zu sehn.
O Wunder! An des Berges Zinnen
Sah wehen ich ein blankes Finnen!

Ich trat heran. Da saß ein Kind,
Mit seinen Locken spielt' der Wind,
Zum Hemdlein war die lichte Schwinge
Gewandelt! Das sind hohe Dinge!
Ein Mägdlein schien's. Wie ging das her?
Es ist dem Menscheng Geist zu schwer!
Die Heil'ge war nicht zu errufen,
So hob ich's in die Arme sacht
Und stieg hinab des Berges Stufen.
Hier ist's! Ich hab' es dir gebracht."

II.

Die Pförtnerin des Klosters stand,
Ein blondes Mägdlein an der Hand,
Vor der Äbtissin Angesicht,
Drin Strenge dämpft der Schönheit Licht.
Demütig klingt das Wort der Alten:
„Wohl kann ich noch der Pforte walten,
Doch wenn's die strenge Regel litte,
Hätt' ich, Frau Mutter, eine Bitte.
Mein Ohr wird taub, mein Tritt wird schwer,
Mein Blick hat keine Schärfe mehr.
Dies Waislein, das heut hergekommen,
Und das so fremd und schüchtern blickt,
Zu Hilfe mir und ihm zu Frommen
Hat's uns der liebe Gott geschickt.
Mir wär's zu manchem Dienste schicklich,
Wenn erst ich's unterwiesen habe,
Und jetzt schon ist es mir erquicklich
Als Alterstrost und Augenlaber.
Erhöre, Herrin, mein Gesuch,
Mit deiner Herde laß es weiden!
Gewähr' ein Nestchen Klostertuch,
Das nackte Würmchen zu bekleiden!“
Dann raunt' zum Kinde sie gewandt:

„Arm Engelchen, küß ihr die Hand!“
Und nieder auf die fremde Kleine
Blickt' flücht'gen Aug's die stolze Reine
Und winkte gnädig lächelnd: Ja.

So blieb im Kloster Angela.

Im Gotteshaus. Doch fern den Zellen
Und unbekannt den Himmelsbräuten,
Reicht sie mit Marthen vor den Schwellen
Die Zehrung armen Pilgerleuten.
Hilarius riet der gläub'gen Alten,
Das Wunder still für sich zu halten.
Sie schwieg, doch ihre Lust ist groß,
Daß sie zu pflegen ward erlesen
Ein Kind, das in Cäciliens Schoß
Ein singend Englein schon gewesen.
Die fromme Neugier, ungestillt,
Ward täglich schwerer ihr zu tragen,
Bis einst der Mund ihr überquillt,
Verblümt den Engel auszufragen:
„Siehst du die Herde, Kind, im Blau?
Die Schäfchen auf der Himmelsau?
Sie ziehn zum Engelberge dort —
Besinne dich! Du kennst den Ort!
Du warst ja bei den Reinen droben,
Die Gott mit feinen Harfen loben!
Du schwebtest durch den Himmelsglanz
Auf Flüglein schon im Ringeltanz!

Du schweigst? Heut bist du nicht gelaunt?
Flügst wieder lieber mir von hinnen?"
Das Kindlein sieht sie an erstaunt
Und sinnt; es kann sich nicht besinnen.
Sein Blondkopf sinkt vom Denken schwer,
Bis es entschlummert in den Decken.
Frühmorgens ist sein Lager leer
Und Marthe außer sich vor Schrecken!

Im Hemdlein wandert durch das Thal
Ein Kind im Morgensohnenstrahl
Und sieht die Schäfchen hoherfreut
Lichtweiß am Engelberg zerstreut,
Bergnügt will nach den Silberstreifen
Es wie nach hellem Spielzeug greifen.
Dann setzt es, klüger schon bedacht,
Ein Füßchen vor das andre sacht
Und wandert nach des Berges Neige,
Daß ungesäumt es ihn ersteige.
Es schreitet durch der Matten Grün,
Blaufalter flattern, Blumen blühn,
Und allwärts winken und verlocken
Im Wiesengrunde Stern' und Glocken.
Die Kühe liegen wiederkauend,
Aus braunen großen Augen schauend,
Und eine hebt sich, schön gefleckt,
Die feuchten Nüstern vorgestreckt,
Es sagt ihr Blick mit Neubegier:
Wer ist das feine Mägdlein hier?

Ihr lacht das Kind ins Angesicht:
Was du mich fragst, das weiß ich nicht!
Jetzt klimmt es schon an steilerem Hang
Und kriecht ein rauh Gestein entlang,
Doch hüten sich die scharfen Spitzen,
Die zarten Sohlen ihm zu rizen.
Nun aber steht es still und lauscht:
Was kommt so eifrig hergerauscht?
Ein Gießbach, der sich silbern schwingt
Und über träge Felsen springt.
Es spricht: „Ich sehe, du hast Eile,
Drum laß ich dich vorübergehn!“
Und es ergößt sich eine Weile
Den krausen Wellen nachzusehn.
Jetzt, meint es, hüpfst ins Tal er nieder,
Da kommt er von der Höhe wieder.
Müd' setzt es sich auf einen Stein
Und harret und harret und schlummert ein.

Am Felsen klinkt ein sicherer Tritt,
Es rieseln Sand und Kiesel mit,
Und einer Sense schneidend Licht
Blickt über dunkelm Angesicht.
Ein Feuer trägt die duft'ge Last
Von Gras in grobes Tuch gefaßt;
Und wie das Mägdlein goldgehaart
Am Bache sitzen er gewahrt,
So ruft er: „Wen erblick' ich da?
Die kleine Klosterangela!

Was willst du an der Felsenwand?"
— „Heim zu den Himmelschwesterlein!"
Hell lacht er: „Kleiner Unverstand!
Da mußt du erst gestorben sein.
Das hat noch Weile. Komme jetzt!"
Auf einen braunen Arm gesetzt,
Rehrt Engel heim von seiner Flucht
Zu Marthen, die verzweifelt sucht.

Seit solches Unheil ihm entsprossen,
Blieb Marthens kluger Mund geschlossen.
Nie läßt das Kind sie außer acht,
Mit Fleiß es hütend Tag und Nacht;
Man fand es überall um Marthen,
Im Pfortnerstübchen und im Garten,
Und mit der Alten durch die Lufen
Sah man ein lustig Englein gucken:
Gern folgte durch die Turmeßengen
Der Glöcknerin sie zu den Strängen
Und in der Glocken schütternd Hallen
Ließ sie das kleinste Glöcklein schallen.
Auch lernte sie die Spindel drehn
An sonnenlosen Wintertagen
Und durfte bunte Bilder sehn
Und hörte schöne Heil'gensagen.
So lernte sie die Märt'rer kennen
An Rad und Rost, an Schwert und Pfeil
Und auf den ersten Blick benennen
Nach eines jeden Todesteil.

Im Chore war sie nicht zu finden,
Wann dort die Schwestern Mette sangen,
Doch durfte sie die Sträuße binden,
Die rechts und links am Altar prangen.
Im Garten suchte sie das Beste
Zum Farbenschmuck der Kirchenfeste,
Mit vollen duft'gen Blumenketten
Befränzte sie die heil'gen Stätten
Und flocht aus weichem Moos und Eppich
Dem Fuß des Priesters einen Teppich.

Und wann die Kirche sie betrat,
Ob morgens früh, ob abends spat,
Vor Gottes Mutter fromm das Knie
Zu beugen, sie versäumt' es nie,
Sie grüßte treugesinnt die Milde,
Die auf gen Himmel fährt im Bilde.
An ihrem Wolkschemel hangen
Die Engelknaben ohne Bangen.
Und einer lacht das Mägdlein an:
Da bist du wieder, Herzgespan!
Und einer neigt sich aus dem Chor
Und streckt die Hand: Fahr' mit empor!

III.

Zwölffmal des Eises Decke schmolz,
Zwölffmal ergrünte frisch das Holz:
Doch Engel kümmert' nicht die Flucht
Der Zeit, der eil'gen Stunden Jagd,
Sie wuchs in Fleiß und strenger Zucht
Empor zur schlanken, hohen Magd.
Ihr Antlitz schimmert blaß und fein,
Märzglocken gleich am feuchten Rain,
Die halb noch blühen im Winterschatten,
Bevor die Sonne wärmt die Matten;
Doch ihrer weißen Stirn entsproß
Von blonden Haaren eine Nacht,
Die sich verschwenderisch ergoß
In schwerer Ringe goldner Pracht,
Und unter diesen stolzen Wogen
Ging sie, den Nacken still gebogen.

Vor wenig Tagen war's geschehn,
Daß Schwester Marthe, wohl versehen
Mit Trost, in friedlichem Erblaffen
Die Zeit gesegnet und verlassen.
Im leeren Pförtnerkämmerlein
Haust Engel nun am Tor allein.

Sturm brauste, Mitternacht war nah,
Als an das Thor ein Schlag geschah,
Und durch das Fensterlein, das enge,
Schaut Engel in ein Roßgedränge.
An Lanzen, Helm und Harnisch bricht
Sich unsterk flackernd Fackellicht.
Die Renner stampfen mit den Hufen,
Von wilden Stimmen wird gerufen,
Und wieder kracht auf's Thor ein Streich:
„Wir sind erwartet! Öffne gleich!“

Die Klostertreppen zu ersteigen,
Durchheilt sie flugs des Hofes Schweigen.
Es fallen auf die dunkeln Steine
Der Bogenfenster helle Scheine,
Noch brennt die Ampel im Gemach,
Noch ist die Abbatissin wach.
Auf des gewölbten Ganges Wegen
Tritt ihr die Herrin schon entgegen
Und tut ihr mit gestrengem Mund
Des Klosters späte Gäste kund:
„Mein Bruder ist, der Kyburg, da.
Schließ auf die Pforten, Angela!“

Rasch öffnet sie des Thores Flügel,
Und Herr und Dame reiten ein,
Die Fremde gleitet aus dem Bügel,
Eh' man zu Dienst ihr konnte sein,
Und als an der Äbtissin Hand

Sie auf der Klosterschwelle stand,
Wie war sie still, wie war sie bleich,
Als trete sie ins Totenreich!
Und die das weiße Bild gebracht,
Verschwanden wieder in der Nacht.

Sobald der Wintermorgen wach,
Ward in der Herrin Vorgemach,
Das stets mit Demut sie gemieden,
Die blonde Angela beschieden.
Am Fenster saß die fremde Maid,
Die Stirn gefurcht und schwer von Leid,
Versunken in die Flocken starrend,
Auch sie der Abbatissin harrend.
Aufschreckt die Träumende das Wort
Der Mutter: „Friede sei mit dir!
Dich, Engel," fuhr die Herrin fort,
„Geb' ich dem edeln Fräulein hier
Zu Dienst und Pflicht in meinem Haus.
Was sie dich heißt, das richte aus.
Sei willig ihr zu allem Guten,
Was ihr beliebt, dir zuzumuten.
Zeigst du dich treu, wo du berufen,
Heb' ich dich wohl zu höhern Stufen,
Denn, ob du auch von den Geringen,
Zur Laienschwester kannst du's bringen.
Sei, Nichte, hier in deiner Stille
Dir tröstlich Engels guter Wille.“

Und Engel zeigte sich getreu
Und ließ sich dienstbar gern erfinden,
Doch blieb ihr eine bange Scheu
Vor ihrer Herrin zu verwinden,
Und oft mit leiser Furcht betrachtet
Sie dieses Antlitz, dicht umnachtet.
Die Brauen schließen sich, die feinen,
Auf friedelofer Stirn zusammen,
Und unter seidnen Wimpern scheinen
Bald trüb die Blicke, bald wie Flammen.
Oft saß sie da in trägem Staunen,
Oft schritt sie schnell und ohne Rast,
Heut ist sie herrisch, herb von Launen,
Und morgen weich und kindlich fast.
Unnahbar jetzt in sich verschlossen,
Mit heißen Tränen dann begossen.
Oft sucht sie eifrig in der Schrift
Nach einem Spruch, der sie betrifft,
Dann läßt sie wieder, leer an Glauben,
Die heil'gen Rollen sich bestauben;
Und nimmt die Laute sie zur Hand,
Läßt mitten in den süßen Tönen
Sie wie an einer Felsenwand
Ihr Lied zerschmettern und verstöhnen.

So hausten in derselben Zelle
Das dunkle Wesen und das helle.

IV.

Noch lag der blanke Schnee im Thal,
Doch schien der Märzensonne Strahl.
Zur Mittagstunde rauschte schon
Des Schmelzens frischer Rieselton;
Doch unterm Himmel licht und warm
Lag kalt die Erde noch und arm.
Am Gitterfenster heischten Speise
Der Sperling und die Spiegelmeiße;
Und Engel, saß die Herrin stumm,
Bom Gram verdunkelt um und um,
Begann, die Vögel zu erfreuen,
Brotkrumen auf den Sims zu streuen,
Und durch die Gitterstäbe schritten
Sperling und Fink mit freien Sitten,
Das fromme Kloster, wußten sie,
Ermangelt reichen Vorrats nie.

Als einst sie durch das Gitter schlüpften,
Und auf dem Simse pickend hüpfen,
Fuhr auf im engen Zellenraum
Schön Jutta wie aus bösem Traum,
Sodas, erschreckt, von ihrem Feste
Entflohen die gestörten Gäste.
Sie trat ans Fenster, senkte tief,

Sie griff durchs Gitter und sie rief:
„Husch! Dürst' auch ich die Flügel regen!
Fortbrausen mit dem wilden Bach!
Schon vor der Sonne auf den Wegen
Und noch mit Mond und Sternen wach,
Und meine Nahrung bittend fodern,
Statt hier im Grabe zu vermodern!“

Da sah sie Engel an entsetzt
Und sprach: „Noch ist es Winter jetzt!
Auch zuchtlos, wild der Menschen Art,
Der Erdenweg ist rauh und hart.
Sind wir nicht in des Klosters Hut
Bewahrt vor Fehl und Fährde gut?“

Drauf Jutta: „Wie du kindisch bist!
Du weißt nicht, was das Leben ist!
Was wär's, das dich von dannen triebe,
Kennst weder Haß du doch noch Liebe!
Doch wer den stolzen Flug versucht,
Der auf des Glückes Gipfel führt,
Doch wer die süße Lebensfrucht
Mit durst'gen Lippen schon berührt,
Der lernt die Höhen und Tiefen kennen,
Der weiß, wie Haß und Liebe brennen,
Und ob er auch zerschmettert wäre,
Ihn schaudert vor der Klosterleere.

Hör' an! Du wirst mich nicht verraten!
Ich schmachte hier im Kerker, Kind!

Gewalt an meiner Freiheit taten,
Die mir zum Schirm verpflichtet sind.
Ich bin verwaist seit jungen Tagen,
Man hat mich von der Eltern Gruft
In meines Oheims Burg getragen,
Kyburg, umweht von Waldesdust.
Mit mütterlicher Treue minnte
Die Muhme mich, die mildgesinnte.
Vom Ohm war wenig nur die Rede,
Er lag am Hof und zog in Fehde.
Zu Haus er Speichert der Verhaftete
Durch schnöden Druck das dort Verpräste.
Ihm lebt ein Sohn — er gleicht ihm nicht!
Wir spielten an der Muhme Knie,
Vom Morgenschein zum Abendlicht
Ließ eins von uns das andre nie.
Er machte sich mit mir zu schaffen,
Daß ich die Armbrust führen lerne.
Im Winter saßen wir beim Pfaffen
Vor einem Buch und lernten gerne;
Und als wir wuchsen, ward der Jagd
Von uns gepflegt im grünen Tann,
Den Junker und die Edelmagd,
Die kannt' und grüßte jedermann.
Wetteifernd blieben wir Genossen
Mit gleichen Waffen, gleichen Rossen.
Mich machte keine Kluft erblichen,
Denn nicht an Herz wollt' ich ihm weichen.

Und einig erst in Kindesmut,
Bald wurden wir's in Liebesglut.
Und tat es nicht der Muhme Mund,
Ihr Auge segnet' unsern Bund.
Sie starb und ließ mich Herrin fast,
Mir huldigte Gefind und Gast.
Doch eines Tags, weh' unserm Glück!
Kehrt unversehns der Ohm zurück.
Er grüßt' mich kaum, so rief er schon
An seine Seite sich den Sohn.
Erst leert' er jach den vollen Becher,
Dann sprach zurückgelehnt der Zecher:
„Hug, eine Herrin muß aufs Schloß!
Ich fürte dir ein Ehgenosß,
Das Fräulein ist's von Rapperswyl.
Der Handel gilt, wir reiten morgen,
Denn drüben gibt's ein Ritterspiel;
Das Weit're magst du selbst besorgen.
Das Goldkind ist uns zugesagt,
Wir reiten morgen, eh' es tagt.“

Ich stand dabei mit dumpfer Stirn,
Er sah mich an: „Du, bleiche Dirn,
Du mußt, ich kann dir's nicht ersparen,
Nach Engelberg ins Kloster fahren.
Schon sandt' ich dessen Kunde gestern,
Dort waltet eine meiner Schwestern.
Du bist von altem edlen Blut,
Doch freit dich keiner ohne Gut.“

So magst in Kirchendienst du treten,
Für unsrer Seelen Heil zu beten."

Hug konnte keine Frist erbitten,
Und als sie früh vor Tag verritten,
Stand ich am Tor im Morgentaue,
Von Harm das Auge schwer befeuchtet,
Er schwieg, doch hat ein: Harre, traue!
In seinem Blicke hell geleuchtet.

Ich hab' ihn nimmermehr gesehn!
Nach dreien Tagen ist's geschehn,
Da stieß der Türmer grell ins Horn,
Eintritt der Graf in wildem Zorn.
Er herrscht' mich an: „Mach dich bereit!
Nach Engelberg! 's ist hohe Zeit!"
Jetzt kennst du meines Unheils Lauf,
Tatst du ja selbst die Gruft mir auf!"

Stumm lauschte Engel der Geschichte
Der Herrin stumm und atemlos,
Dann rollten ihr vom Angesichte
Die hellen Zähren in den Schoß.
„Wir wollen zu den Heil'gen flehn,"
Sagt sie, „so wird es besser gehn,
Und eins wird sicher dir beschieden,
Sei's Erdenglück, sei's Himmelsfrieden.
Komm, knien wir vor den Helfern!" — „Nie,"
Schreit Jutta wild, „ich hasse sie!

Lang lag ich auf den Knien betört,
 Es hat mich keiner je gehört!
 Nein, laß uns raten, laß uns sinnen!
 Doch, ach, ich kann ja nichts beginnen!
 Wißt' ich, wo der Geliebte weilt,
 Ich wäre längst zu ihm geeilt,
 Die Kiegel hätt' ich längst zerbrochen,
 Gelaufen wär' ich Tag und Nacht
 Und hätte mich mit Herzenspochen
 Und Tauchzen ihm zurückgebracht!
 Doch er, er kennt ja meine Ketten!
 Er muß mich suchen, muß mich retten!
 Wär' er durchströmt von meinem Blut,
 Er steckt' in Flammen dies Gemäuer,
 Er trüg' in Liebesfrevelmut
 Mich hoch im Arme durch das Feuer!
 Und kommen wird er — Engel glaub'
 Es mir — und holen seinen Raub!
 Ich bin umstellt, ich bin bewacht,
 Auf dich, o Kind, hat keiner acht.
 Du kennst den Turm, du weißt die Pforten,
 Laß Blicke schweifen allerorten!
 Steig auf die Höhe, nimm den Lauf
 Bis an des Klostertales Grenzen,
 Sieh, ob von Grafenort herauf
 Nicht Speere durch die Tannen glänzen!
 Geh täglich, stündlich! Hab' Erbarmen,
 Bring Lust und Leben einer Armen!"

Und Engel ging. Und klang ein Huf,
Blickt ein Geschirr, erscholl ein Ruf,
So pocht' ihr freudig selbst das Herz,
Sie fühlte selbst Enttäuschungs Schmerz,
Wenn's friedlich nur ein Säumer war
Mit schwer beladner Mäuler Schar,
Die langsam eines nach dem andern
Auf rauh besteiinten Pfaden wandern.

So zwischen Hoffen und Verzagen
Spann eine Reihe sich von Tagen.

Jetzt drang der Lenz ins Thal mit Macht,
Warm wird der Tag und lau die Nacht.
Die Bäche rauschten frischen Klang,
Das Grün aus Baum und Wiese sprang.
Da sprach einmal die gnäd'ge Frau:
„Such', Engel, Blumen auf der Au!
Du mußt uns heut die Kirche schmücken,
Wie deiner Hand, will's keiner glücken.“

Und Engel tat, wie ihr befohlen,
Sie ging und fehrte mit flücht'gen Sohlen,
Von ihrer Lieblingsarbeit helle,
Kam sie zurück in Juttas Zelle.
Die sitzt versteint, ihr Auge brennt,
Sie starrt auf einen goldnen Reif,
Daneben liegt von Pergament
Ein schmaler, frisch beschriebner Streif.

Und Engels klares Auge trifft
Den Spruch, der Juttas Blicke bannt:
Weh! Jutta vale! sagt die Schrift.
Und Engel forscht: Von wessen Hand?
— „Von ihm. Der Ring ist wieder mein,
Und morgen kleiden sie mich ein.“

Des Tages lange Helle wich,
Das Dunkel kam und senkte sich,
Und Engel lauschte bang im Düstern
Und hörte nur ein stetes Flüstern,
Das lauter wurde manche Male,
Dann tönt' es: Vale, Jutta, vale!
Und drauf ein Schrei! Dann gleicherweise
Beginnt das Flüstern wieder leise.

Als Engel auf den Laden schloß,
Und Morgenglut durchs Fenster floß,
Erhebt sich Jutta rasch und preßt
Das Antlitz an das Gitter fest.
Der Garten sendet auf zu ihr
Der morgenfrischen Erde Düste,
Sie schlürft den Balsam mit Begier,
Sie trinkt und trinkt die würz'gen Lüfte.
„Ich wittre Freiheit!“ ruft sie jetzt
Und zittert leis im Morgenschauer.
„Sieh, Engel, schimmern taubeneht
Das Röslein an der Klostermauer! . . .
Wie ist es frisch, wie ist es rot,

Das erste, was der Frühling bot!
Bringst du mir's nicht?" . . . Und Engel blickt
Und eilt der Herrin gleich zuliebe,
Unmöglich daß, von ihr geschickt,
Im kleinsten Dienst sie lässig bliebe.
Schon fliegt sie durch die grünen Gänge,
Schon späht sie durch das Blattgedränge,
Sie hat den Zweig herabgezogen,
Sie hat die Rose schon gepflückt,
Dann winkt sie nach dem Fensterbogen
Und zeigt das junge Rot beglückt
Und wieder eilt sie, wie auf Schwingen,
Der Herrin Lenzesgruß zu bringen.

Nun öffnet sie die Thür . . . ihr graut —
Es ist Entsetzen, was sie schaut!

Schön Jutta liegt lang hingestreckt,
Die Stirn zerschmettert, blutbedeckt.
Beriefelt ist mit dunkelm Blut
Die Mauer, hell von Morgenglut,
Und alles still. Ein Böglein nickt
Am Fenster nur, das Krumen pickt.

Und Engel wirft in tiefstem Jammer
Sich nieder in der Unglücksstammer,
Der Herrin Haupt, noch ist es warm,
Sie hebt's und faßt's in ihren Arm.
Aus Juttas Auge bricht ein Strahl,

Flammt ein Triumph: Nun bin ich frei!
Dann flackert's auf zum letzten Mal,
Erlischt und starrt. Es ist vorbei.
Streng wird der Toten Angesicht
Und furchtbar . . . Engel kennt es nicht.
Noch hält sie's stets im Arm entsetzt —
Horch! ferne Tritte hallen jetzt,
Sie kommen näher, und die Magd
Springt auf, von jähem Schreck gejagt,
Sie gleitet über Gänge, Stufen,
Sie flieht, und hört sich noch gerufen,
Angstvoll, mit furchtbetörten Sinnen
Stürzt aus dem Kloster sie von hinnen.

V.

Zalauf, durch taubeträufte Matten!
Sie achtet nicht auf Pfad und Gruß.
In dämmerfeuchte Tannenschatten
Trägt sie der angstbeschwingte Fuß,
Jetzt über eines Stammes Brücke,
Darunter Wellen wirbelnd jagen,
Jetzt durch die Schlucht, wo Felsenstücke
Als ungestalte Pforte ragen,
Jetzt über wirre Wurzelschlangen,
Davon die Erde weggewaschen,
Zulezt, wo jäh die Wände hängen,
Hemmt ratlos sie den irren, raschen.
Noch drang der Morgensonne Licht
In diese tiefe Wildniß nicht.

Sie lehnt sich an die Felsenwand,
Von der ein Bach herniederschmettert,
Daß Antlitz birgt sie mit der Hand,
Die andre hält noch unentblättert
Die Todesrose. Durch das Moos
Kinnt Wasser, sie ist tränenlos.

Die Tannenschlucht ist wohlbekannt
Im ganzen Engelbergerland.

In des Gebirges Wall gerissen,
Ist sie von Felsen rings umstellt
Und da jedweden Weg wir missen,
Heißt man das Ende sie der Welt.

Die Rose fällt aus Engels Hand.
Die Maid erwacht aus ihrem Sinnen
Und schaudert — blutig ihr Gewand!
Da sieht sie helle Wasser rinnen,
Und klettert rasch von Stein zu Stein
Zur Welle, wie Kristall so rein.
Sie kniet und hält das Kleid entgegen
Dem frischen Guss und Silberregen;
Und wie sie's taucht, und wie sie's reibt,
Und tief am Bache knieen bleibt,
So hat sie nicht ihn kommen sehn,
Sieht nicht ihn gegenüber stehn,
Der fest von Fels zu Fels sich schwang,
Wo dort die Kluft im Berge nachtet,
Dann raschen Fußes niedersprang
Und nun sie lange schon betrachtet.

Der Köcher mit der Pfeile Bund,
Die Armbrust tut den Jäger kund.
Er trägt sich nicht nach Talesitte,
Sein' Antlitz ernst, von fremdem Schnitte,
In dem sich Kraft mit Huld versöhnt,
Ist Sonn' und Winde wohl gewöhnt.
Des sichern Auges scharfe Helle
Ruht auf dem Mägdlein an der Quelle.

„Was schaffst du?“ fragt er jetzt. Sie blickt
Von ihrem Thun empor, erschrickt
Und schweigt. „Geschah dir Leid? Sag an!
Hast selber Leides du getan?
Steh Rede.“ — „Groß“, versetzt die Maid,
„Ist meine Schuld und groß mein Leid.“
Und ihre Wimpern sich beschweren
Sieht er mit jammervollen Zähnen.

Da springt er auf den andern Rand
Des Baches und nimmt sie bei der Hand:
„Wie helf' ich dir? Gib mir Bericht!
An gutem Willen fehlt es nicht.“
Nun wagt sie's offen anzuschau'n
Den Fremdling und sie faßt Vertrau'n;
Es ahnt ihr unverfälscht Gemüte
In seinem graden Wort die Güte.

Da liegt ein moosgefleckter Stein,
Der ladet sie zum Sitzen ein,
Und Engel sagt, wie alles kam,
Erzählt von Juttas dunkelm Leid,
Von ihrem wilden Liebesgram
Und dem gehaßten Nonnenkleid,
Wie Jutta stand in schwacher Hut,
Wie Jutta liegt in ihrem Blut.

Sie endet, und ein Weilchen finnt
Der Mann und schweigt, eh' er beginnt:

„Maid, was geschehn ist, ist geschehn,
Die Welle kann nicht rückwärts gehn.
Mit Jutta wollen wir nicht rechten,
Die übergab sich fremden Mächten.
Dein Fehl dagegen dünkt mich klein.“
Doch Engel schreit in Ängsten: „Nein!
Sie zu verlassen unbedacht,
Hieß öffnen ihr des Grabes Pforte!“
— „In Irrung hat sie dich gebracht
Durch ihre trügerischen Worte.
Am besten drum zu deinem Glück
Kehrst du ins Kloster still zurück,
Und wenn die Frauen hart dich schelten,
So lässest du es ruhig gelten.“

Oh' sein gelassen Wort verklingt,
Die Magd empor vom Sige springt,
Die Hände streckt sie wie zur Wehr
Und ruft erschauernd: „Nimmermehr!
Was Jutta in den Tod getrieben,
Das kann ich fürder nicht mehr lieben!“

Des goldnen Haars empörte Flut,
Der jungen Wange schnelle Glut,
Der hellen Augen Zornesfeuer,
Er schaut's mit Lust. Sie wird ihm teuer.

„O Maid, ich riet es dir zum Heil
Und wußte dir kein besser Teil.

Wenn selbst ich Hof und Heimat hätte,
Böt' ich dir wohl die Zufluchtsstätte;
Doch mich erwartet kein Gefind,
Mich herzt kein Weib, mich kost kein Kind;
Ich hause hoch am Engstlensee,
Mein Nachbar ist der Titlischnee,
Und mir gehorchen wohlgezogen
Als meine Diener Pfeil und Bogen."

"Herr," sprach die blonde Maid im Harm.
„Auch ich bin heimatlos und arm!
Zur Hilfe bist du mir erschienen,
O laß mich mit dir gehn und dienen!
Nie hab' ich hartes Werk gescheut,
Wenn mich ein gutes Wort erfreut!
Ich habe zu dir mehr Vertrauen
Als zu den bleichen Klosterfrauen."

Ein Lächeln in des Mundes Eden
Kann kaum der krause Bart verstecken.
Er blickt sie an als wollt' er wägen
Ihr Herzensgold streng und genau,
Doch wie ein arglos Kind entgegen
Kommt ihm das Auge treu und blau.
Tief schaut er in den vollen Quell,
Er ist von lautrer Unschuld hell.
Jetzt sinnt er ernst, den Blick gesenkt,
Die Arme auf der Brust verschränkt,
Und langsam spricht er: „Eins von beiden:

Du wirst mein Weib, sonst laß uns scheiden!
Doch eh' zur Heimkehr dir die Stege
Verschwinden, hör' mich und erwäge!

Die Hand, die ich dir hingestreck't,
O Maid, sie ist mit Mord befleckt.
Bernimm!" Er deutet nach dem Lauf
Der unverwölkten Sonnenflamme,
Die durch die Tannen steigt herauf:
„Dort liegt das Land, aus dem ich stamme.
Wo wild der Rhein die Schlucht durchbraust,
Hat lange mein Geschlecht gehaust.
Ein Stausen hat es hingesezt,
Sich einen Alpenweg zu wahren,
Daß er nach Welschland unverlezt
Zur Kaiserkrone möge fahren.
Dort leuchtet saftig grüne Weide
Wie ein smaragdenes Geschmeide;
Der Pfeil entschwingt sich dort den Klüften
Und stürzt das Grattier aus den Lüften;
Beinah wie hier! nur stehen grüner
Die Wiesen und die Berge kühner.
Mein Ahne war es, dem ein Zwist
Mit seinem Nachbar worden ist,
Es war um eines Weibes willen,
Um eines Weib's verbotner Glut,
Und nimmer war fortan zu stillen
Die ruhelose Racheut,
Drin erst das Schwert als Waffe galt

Dann Pfeil und Dold und Hinterhalt.
Bald griffen zu des Stammes Ehre
Wir alle, jung und alt, zur Wehre.
Manch stattlich Haus hat da gelodert,
Drin fürder Messeln nur gedeihn,
Und mancher junge Leib vermodert
Vorzeitig unterm Leichenstein.
Der Bruder ward mir graus erschlagen —
Von mir gerächt in wenig Tagen.

So hat der Haß die Glut getrieben,
Bis unser zwei nur überblieben,
Berrauchten Blutes warme Reste,
Erstorbner Stämme grün Geäste,
Von frischem Wuchs und jung wir beide.
Erst taten wir uns nichts zuleide,
Dann fing das Herz uns an zu grollen,
Noch war der alte Fluch im Rollen.
Schon traten wir auf Landeswegen
Mit Mörderblicken uns entgegen;
Da wies der Rätier einig Wort
Ihn südlich und mich nördlich fort.
Und wie den Grat ich überschritten
Und mildre Tale sah und Sitten,
Wie ich Alt-Rätien geräumt,
War mir, als hätt' ich schwer geträumt.
Ich staunte vor den blut'gen Taten,
In die ich blindlings war geraten.
Noch muß ich zählen in der Nacht,

Die wir dort drüben umgebracht,
Die vielen, die man dort begraben,
Durchflattern meinen Traum wie Raben;
Doch wagen die Gespenster nicht
Sich an das süße Sonnenlicht,
Sie unter und ich auf der Erde,
So bringen wir uns nicht Beschwerde!
Gehn fern der Heimat meine Schritte,
Fest tret' ich in des Lebens Mitte;
Und muß ich meiden auch die Lande
Alt-Natiens, frei bin ich von Schande.

Jetzt sprich! Gewährst du deine Huld?"

Sie sagt: „O Herr, ich bin dein eigen,
Und deine Schuld ist meine Schuld!"

— „So laß uns jetzt zu Berge steigen."

VI.

Das Thal erfüllen mit Geläute
Die Klöster; Sonntag ist es heute.

Fest Hand in Hand gelegt, durchschreiten
Die beiden jetzt des Tales Breiten.
Sie kümmert nicht, daß Mpler ihnen
Begegnen mit erstaunten Mienen;
Sie achten's nicht, ob ihnen Blicke
Mandy buntgeschmücktes Mägdlein schicke,
Daß, schimmernd in der Landestracht,
Den Pfeil im Haar, verstohlen lacht.

Er spricht: „Du trägst kein festlich Kleid,
Wir kaufen's heute nicht in Gil',
Doch geb' ich dir als Brautgeschmeid
Aus meinem Köcher einen Pfeil!
Sieh, noch ist seine Spitze blank,
Die nie das Blut der Gemse trank;
Kein Geier fiel ihm noch zum Raube —
Ich schenk' ihn meiner weißen Taube!“

Und lächelnd nimmt sie mit der Rechten
Das bittere Eisen, das er bot,

Und sticht durch ihre vollen Flechten
Beherzt sich den beschwingten Tod.

Behenden Fußes aufwärts steigen
Sie durch das harzesduftgewürzte,
Der Tannen morgenfühles Schweigen,
Und zwischen hohen ruhn gestürzte
Bergriesen, die der Blitz getroffen,
Und eine schwarz, zerschmettert, offen,
Liegt überm Weg und ist zu schaun
Wie totes, hoffnungsloses Grau'n.
Als über sie mit festem Fuß
Zusammen schreiten die Genossen,
Sehn eines grünen Reises Gruß
Aus dunkeln Moder sie entsprossen.

Nun wandern sie auf falben Moosen,
Und, horch, da hebt sich mächtig Tosen,
Und Bogen sprudeln weiß bewegt,
Darüber ist ein Stamm gelegt,
Der stets von nassem Staub umwittert,
Auf seinen Felsenstützen zittert.

Der Mann geht freien Tritts voran
Und mitten auf der schwanken Bahn
Sieht er sich fragend um und spricht:
„Traust du dich nach?“ Sie zaudert nicht.
Die Augen fröhlich aufgeschlagen,
Auf ihn geheftet unverwandt,

Folgt seinen Tritten sonder Zagen
Sie schnell stegüber und ans Land.
Er sieht sie ob der Tiefe schweben,
Im Winde flattern ihre Locken,
Da hebt das Herz ihm an zu beben
Und ihm beginnt das Blut zu stocken.
Die Arme breitet er mit Bangen,
Die Wonnigliche zu empfangen,
Und hält sie an die Brust gepreßt,
Als eine Siegerbeute fest;
Und wie des Wogensturzes Kraft
Den Felsen, daß er zittert, schlägt,
Erschüttert ihn die Leidenschaft
Zu ihr, die er im Arme trägt.
Er stürmt mit ihr den Berg hinauf
Durch Schneegefild und Felsenstrecke,
Er trägt in unerschöpftem Lauf
Sie fort auf knirschender Eisesdecke,
Bis er des Berges Joch erreicht,
Wo scharf der Wind vom Gletscher streicht.

Da tritt er an den Felsenrand
Und schwingt im Arm sie hoch empor,
Als wollt' er zeigen sie dem Land,
Daß diese Zierde heut verlor,
Als hielt er sie der Welt zur Schau
Hinaus ins tiefe Himmelblau.
Hell jauchzt er, daß die Öde schallt,
Sein Jubel dröhnend widerhallt,

Und Antwort kommt von allen Enden
Aus beider Tale Felsenwänden.

Er läßt sie aus den Armen gleiten,
Und von der lichten Höhe schreiten
Sie auf dem Pfad, der abwärts drängt
Und zwischen Fels und See sich engt.
Da öffnet sich mit einem Mal
In Lieblichkeit das Alpental,
Wo hell ein Kirchlein ist zu schaun
Und Hütten steinbeschwert und braun.

Er spricht: „Auf meinem Boden Gruß
Und Segen dir von Haupt zu Fuß!“
Da ruft sie: „O du schöne Welt!
Doch, sieh, der See ist eisgefangen,
Noch hat er nicht sich aufgeheilt,
Mit Lenzeslust mich zu empfangen.
Ich wollt', auf meinen neuen Wegen
Grüßt' lächelnd blau er mir entgegen!“
Sie spricht's und sie verläßt den Pfad
Und wirft sich nieder am Gestad,
Als klagte sie den Tod der Welle.
Und Primel glänzt und Soldanelle,
Es prunft das Blau der Genzianen,
Der blüh'nden Halme leichte Fahnen,
Sie neigen sich im Wind und grüßen
An ihren Knien, zu ihren Füßen.

Indes hat Blumen er gepflückt,
Die schönsten, die er rings gefunden,
Und sanft ihr auf die Stirn gedrückt
Den Kranz, den rüstig er gewunden.
Wie er sie krönt mit blauen Glocken,
Entsinkt der Pfeil den blonden Locken,
Ihr Haar, das stürzend sich entrollt,
Umflutet sie wie flüssig Gold.

Er birgt den Pfeil im Köcher nicht,
Er birgt im Busen ihn und spricht:
„Berrichtet hat sein Amt er brav,
Da er im Flug zwei Herzen traf.“

Und höher steigt der Sonnenball
Und sendet flammend Blic' auf Blic',
Es rauscht und rieselt überall
Am See und aus der Felsenrige.
Scharf trifft das feurige Geschosß
Der ungeduld'gen Fluten Kerker,
Und, die der Winter fest verschloß,
Sie sehnen sich nach Freiheit stärker;
Sie feilen, rütteln, und sie lecken
An ihren längst verhaßten Decken,
Da schießt zu der Gefangnen Heil
Senkrecht die Sonne einen Pfeil —
Das Eis zerreißt mit dumpfem Knall,
Und weiter rings fährt Riß und Schall.
Gemach versinkt die Kerkerwand,

Eistafeln ziehn mit grünem Rand,
Und Engel lachenden Auges schaut,
Wie's quillt, wie's flutet und wie's blaut.
Jetzt tut sie einen Freudeschrei,
Als würde sie von Fesseln frei.

Er hat indes sie leis umfassen,
Da sie zur Tiefe schaut entzückt,
Und ihr mit glühendem Verlangen
Den Brautfuß auf den Mund gedrückt.
Nings schwebt die stille Mittagshitze,
Durch frischen Bergeshauch gekühlt,
Sie kosen auf dem Felsenitze,
Von neugeborner Flut umspült.
Ein lichter Falter kommt geflogen,
Vom Duft des Kranzes angezogen,
Und auf den jungen Nacken setzt
Er sich mit bebenden Schwingen jetzt.

„Hetr, laß das züchtig unterwegen!
Dazu bedarfs der Kirche Segen!“
So plötzlich hinter ihnen spricht
Es barsch und einer Hand Gewicht
Sinkt auf des Rätiers Schulter schwer;
Das Haupt gelassen wendet der:
„Willkomm, Hilar, zur guten Stunde!
Kein andrer Priester in der Runde
Als du, mein Vater, soll mich trauen
Mit dieser süßesten der Frauen.

Schau meine Braut! Dann zur Kapelle!
Du segnest uns an heil'ger Stelle."

„'s ist Engel!" ruft erstaunt der Pater.
„Vos Kreuz! Wie habt ihr euch gefellt?"
Sie spricht errötend: „Frommer Vater,
Er fand am Ende mich der Welt."
„Am End' der Welt?" erseufzt Hilar,
„Mich dünkt, daß es ihr Anfang war."

VII.

Wie rasch ein Jahr den Lauf vollbringt,
Sind seine Tage glückbeschwingt!
Von Treue warm, von Liebe hell,
Wie reihen sich die Jahre schnell!

Noch schreitet Engel jugendleicht,
Die frischen Wangen ungebleicht;
Schlank geht einher sie, von drei jungen
Wildfängen sonnenbraun umsprungen.
Dazu ein zartes Blondchen trägt
Sie noch im Mutterarm gehegt,
Sein Lockengold dem ihren gleich!
Wie glücklich ist sie und wie reich!

Des fremden Gatten Landesacht
Bergütet sie mit Liebesmacht,
Des Schicksals mächt'ge Widerpart
Ist ihre helle Gegenwart!
Und will es schwarze Schatten werfen,
So weicht sie nicht, bis er gesundet,
Wie um zerrißne Felsenschärfen
Fließt blauer Himmel unverwundet.

Doch schwamm ein Tropfen Bitterkeit
Im Tranke dieser Liebeszeit.

Dem Mann, wie sie's dem Jüngling war,
Blieb mächt'ge Lockung die Gefahr.
Er ist der Gamsenjagd ergeben,
Vermessen spielt er um das Leben,
Und treibt sie Lieb', ihm zu versagen
Den Urlaub, Liebe darf's nicht wagen.

Wenn spät am Berg das Rot verblaßt
Und rastlos er die Armbrust faßt,
Daß früh vor Tag den Fuß er setze
Auf seines Wildes Weideplätze,
Umschlingt sie ihn mit Lust und Qual,
Als küßten sie zum letzten Mal.
Zum Schummer ihrer Kinder tritt
Sie dann mit leisem Sorgeschritt,
Um bang und schlummerlos zu lauschen
Der Alpenwasser dunklem Rauschen.
Doch sieht sie kehren ihn mit Beute,
So ist verziehen alles Bangen,
Entgegen eilt ihm die Erfreute,
Den Neugeschenkten zu empfangen,
Auf scharfem Stein mit zarten Füßen
Bergan, ihn früher zu begrüßen.

Einst blickt er trüb zur Morgenstunde,
Sie spricht ihn an mit frischem Munde:

„Du träumtest schwer? Erzähl' geschwind,
Was deine Stirne Nächt'ges sinnt!“

„Daheim in Nätien war ich,“ spricht
Er, „wo die Pfade südwärts gehn.
Du kennst den Berg des Unglücks nicht,
Ich sah ihn einst von ferne stehn,
Als ich in meinen jungen Jahren
Bin nach Italia gefahren.
Viel Silberhörner ragen dort,
Er droht, gemieden von den andern,
Tief im Gebirg am düstern Ort,
Nur Wen'ge schauen ihn, die wandern;
Doch wen der Fuß vorüberträgt,
Dem bleibt sein Bildnis eingeprägt.
Ihn sah ich wieder heut im Traum.
Ich drang in eines Tales Raum,
Das dicht gefüllt bis an den Rand
Von blüh'nden Alpenrosen stand.
Das ganze Tal war rot wie Blut —
Ich dachte dein in Liebesglut,
Doch, länger schauend in das Rot,
Gedacht' ich an den jähen Tod.
Da hob den Blick ich und ich sah
Den Berg des Unglücks groß und nah.
Wie hing er über mir so schaurig!
Wie blickt' ins rote Tal er traurig!“

Und Engel schaudert und erbleicht.
„Vergangne Zeiten!“ sagt er leicht.

„Du hast mich von dem Bann befreit
Des fernen Lands, der fernen Zeit.“

Als mit den Knaben waldwärts ging
Er Holz zu fällen eines Tages,
Erhob sich aus des Tales Ring
Das Brausen eines Flügelschlages.
Hoch schwang sich über seinem Haupt,
Ein Geier, der ein Lamm geraubt.
Er wies auf ihn mit blankem Beil:
„Hätt' Bogen ich bei Hand und Pfeil,
Der freche Räuber müßt' es büßen,
Er läge stracks zu meinen Füßen!
Sieh, Kurd, er fliegt dem Horste zu
Dort an der Wand der Gadmensfluh!
Zu seinem Neste steig' ich morgen;
Ihr möget für die Herde sorgen.
Die Alten wohl erleg' ich beide
Und schaffe Sicherheit der Weide;
Ein Junges bring' ich euch zum Zähmen,
Wir wollen ihm die Flügel lähmen.“

In erster Frühe brach er auf,
Der Morgen war kristallklar;
Die Sonne fördert ihren Lauf,
Und als sie hoch am Himmel war
Und immer er nicht wiederkehrt,
Wird Engels Herz von Angst beschwert.

Den Jüngsten auf den Armen, eilt
Sie fort zu sehen, wo er weilt.

Sie kennt die Wand, drin eingezwängt
Der Geierhorst am Felsen hängt.
Sie eilt den See entlang zur Schlucht —
Er ist gefunden, den sie sucht!
Er liegt, den Geier fest umschlungen,
Mit dem er stürzt' im Kampfgedränge,
Als miteinander sie gerungen
Den Streit des Messers und der Fänge.
Die Gei'rin mit der toten Brut
Liegt pfeildurchbohrt in ihrem Blut.

Die Mutter birgt im Felsenschatten
Ihr blondes Kind und eilt zum Gatten;
Sie löst des Geiers scharfe Klau'n,
In seine Schultern eingehau'n.
Noch atmet er — sie wirft sich nieder
Und bettet ihn in ihren Schoß,
Gebrochen sind die starken Glieder,
Die Arme hangen regungslos.
Ihr Auge läßt das seine nicht,
Das unter ihrem Blicke bricht.
Sie küßt den Mund, der ist so bleich!
Er starb. Ihr Leben stirbt zugleich.

Der Himmel blaut, der Titlis leuchtet,
Die schroffe Todeswand befeuchtet
Ein Silberfaden. Reife klopfen

Auf hartem Grunde seine Tropfen
Wie Blut aus Wunden. Weiter rinnt
Im Moos er seine schmale Bahn.
Den Toten blickt das stille Kind
Mit unverwandten Augen an.

VIII.

Die Rosen blühn im Nonnengarten,
Doch Andre find's, die ihrer warten,
Und Andre gehn mit sachten Schritten,
Wo Juttas trozig Herz gelitten.
Im Kreuzgang, in der Gräfte Reih'n
Beschrieb sich mancher Leichenstein.
Mit scharfen Rändern eingehau
Ist auch der Äbtin Schild zu schaun,
Sie selber liegt, in Stein gestaltet,
Die Hände zum Gebet gefaltet,
In eines mächt'gen Kreuzes Hut.
Wer aber weiß, wo Jutta ruht?
Wohl ward der frevlen Gottesmagd
Geweihnte Stätte hier versagt.
Wo bergen die begrünten Schollen
Den Schlaf der einst so Lebensvollen?
Wo ward das Lager ihr gemacht?
Und Engels auch ward nie gedacht,
Seit aus dem Kloster sie entwichen,
Auch sie ist aus dem Buch gestrichen.
Des flücht'gen Mägdleins Name scholl
In Liebe niemals noch in Groll.

Im Dorfe ward um jene Zeit
Zuweilen eine Frau gesehn —
Die trug um ihren Gatten Leid —
Mit Kindern ernst vorübergehn.
Es war die Würde der Gestalt,
Der tiefe Klang der seltenen Worte,
Der Augen schmerzliche Gewalt,
Ein fremdes Bild den Gottesleuten,
Die vormals bei der Klosterpforte
An Engels Antlitz sich erfreuten.
Sie sei des Mäters Wittib, hieß
Es, der am Berg sein Leben ließ,
Und der ein Meister war der Pfeile,
Die stetig nun im Tale weile,
Wo sie ein Häuschen sich erstand
Als Ruhesitz am Waldestrand,
In treuer Brust den Toten minnend,
Die Wolle ihrer Schafe spinnend
Und sorglich webend zu Gewanden,
Wie man sie trägt in diesen Landen.

Wenn abends schwimmt das Thal in Glut
Und Licht im Kirchenfenster blickt
Und Engel von der Arbeit ruht
Und träumend vor der Hütte sitzt,
Zum schroffen Engelberge sendet
Den sonnenmüden Blick sie sacht,
Vom roten Titlis abgewendet
Und seiner mörderischen Pracht;

Und wenn versinkt der Sonne Brand
Und kalt ein Windstoß fährt durchs Land,
So fühlt sie's hauchen durch die Tannen,
Wie eine Seele fährt von dannen.

Einst schritt den Wiesenpfad Hilar
Entlang, der Engels Beicht'ger war,
Obwohl ergraut, mit rüst'gem Fuß
Und bietet Engel seinen Gruß:
„Wo bist du? Statt dich stets zu kränken,
Mußt du an deine Kinder denken!
Wie streng die Buben wachsen, schau!
Was soll aus ihnen werden, Frau?
Ich sah sie spielen, Spiel enthüllt,
Was eines Kindes Herz erfüllt.
Komm, laß uns sehn — ich darf nicht bleiben —
Was drüben sie so ernstlich treiben!“

Sie gehn und an des Gärtchens Mauer
Stehn beide jetzt sie auf der Lauer.

Und sich, da hebt auf grünem Plan
Sich eben erst die Handlung an.
Mit Händen emsig und geschickt
Hat Engels Zweiter, Benedikt,
Sich nette Säcklein zugerichtet,
Mit Sand gefüllt und aufgeschichtet,
Er schreit: „Ihr Käufer nah und fern,
Mein Mehl und Salz kommt von Luzern!“

Und Engels Dritt' und Vierter naht,
Mit dicken Wangen der Beat,
An seiner Hand das Brüderlein,
Der blonde Werner zart und fein,
Und pünktlich zahlen jetzt die Kleinen
Ihr Mehl mit blanken Kieselsteinen.

„Beim heil'gen Markus!“ raunt Hilar,
„Der wird ein Krämer offenbar.“

In einen Beutel hat die Last
Der Kiesel Benedikt gefaßt
Und ruft dem ält'sten Bruder zu,
Der vornehm auf der Seite sitzt
Und sich ein langes Schwert in Ruh
Aus einem Arvenaste schnitzt:
„Was kauft der Junker Habenichts?“
Und Kurd entflammten Angesichts
Bedroht ihn mit dem Schwert, und her
Gibt wehrlos seinen Beutel er.

An Engels Ohre lacht Hilar:
„Nun ist der Zweite offenbar!
Er hat uns sein Gemüt verraten:
Der Kurd gedeiht dir zum Soldaten.
Was andre speichern und erraffen,
Gewinnt er durch das Recht der Waffen.“

Doch sieh, da tritt hervor Beat
Und schreitet würdig im Ornat.

Er hat sich statt der Stola Prangen
Ein Halstuch Engels umgehangen,
Ein Kreuzlein trägt er in den Händen
Und spricht: „Gott mög’ euch Segen spenden!
Gib mir den Beutel, arger Kurd,
Der dir auf schlimmem Wege wurd’!
Um das Gewissen dir zu heilen
Mußt deine Beute du verteilen.
Die Hälfte soll der Kirche sein,
So darf sie dich von Schuld befreien,
Ein Viertel dann — das bringt dir Glück —
Stellst du dem Benedikt zurück.
Was jetzt noch bleibt, magst du behalten
Für Zeitverlust und Mühewalten.“

Und wunderbarlich! wie er entschieden,
So waren alle sie’s zufrieden.

Da winkt Hilar mit Siegsgebärden:
„Beatchen, Frau, muß geistlich werden!
Er kennt die menschlichen Gewerbe,
Und jedem gönnt er gern sein Teil,
Bemüht mit Eifer ohne Herbe
Um aller Stände Seelenheil.“

Zur Hausbank schleichen sie zurück,
Ergötzt beginnt der Mönch zu plaudern:
„Zu Pfaff und Krämer wünsch’ ich Glück,
Die werden nicht am Wege zaudern!“

Der eine wird dich geistlich weiden,
Der andre leiblich dich bekleiden."

Sie seufzt: „Des würd' ich nimmer froh,
Müßt' ich um meinen Kird mich fränken!"
— „Ei," mahnt Hilarius, „sprich nicht so!
Der Bube macht mir kein Bedenken.
Es wird ihn nicht zur Hölle bringen,
Braucht er Gewalt in rechten Dingen.
Zum Guten beugen weißlich wir
Die angeborne Beutegier,
Daß deines Vaters strafend Ende
Der Herr in Gnaden von ihm wende."

— „Mein Vater?" fährt sie auf erblaßt.

— „Nichts sagt' ich!" wehrt der Mönch in Hast.

— „O redet, beim Erlöser Christ,
Wenn Ihr von meinen Eltern wißt!
Ihr sollt, Ihr dürft mir's nicht verhehlen!
Ihr müßt das Schlimmste mir erzählen!"
— „Das kommt vom Schwagen!" großt Hilar
Und greift sich unmutsvoll ins Haar,
„Du Graufopf, das war ungeschickt!
Lieb Engel, laß es mich bewahren!"

Und Engels pochend Herz erschrickt,
Doch spricht sie fest: „Ich will's erfahren."

— „Nicht öffn' ich gern das düstre Buch,
 Ein schwaches Herz würd' es beladen!
 Doch sei's! Ist Segen ja aus Fluch
 Gewachsen stets auf deinen Pfaden.
 Vernimm! Dich hat ein lustverloren,
 Ein frevelmütig Weib geboren,
 Das prächtig auf der Burg gelebt,
 Die überm Schächental geschwebt.
 Zu eigen war ihr dieses Tal
 Kraft ihres angestammten Rechtes,
 Ermordet hat sie den Gemahl
 Und ward die Buhlin ihres Knechtes.
 Ihm gab sie sich und alles Gut
 Und ihre feste Burg in Hut.
 Der Kastellan war allerende
 Verklagt um seine blut'gen Hände,
 Des Landes Geißel und Entsetzen,
 Und sie sein sündiges Ergehen.
 Da hat das Volk die Burg gebrochen
 Und den verhaßten Vogt erstochen.
 Sie aber floh in nächt'gem Schritt
 Und trug dich unterm Herzen mit.
 Nachdem den Berg sie überflommen,
 Betrat sie unser Klosterreich
 Und fand bei Hirten Unterkommen,
 Doch sterbemüd und schreckensbleich.
 Sie legte sich und ließ das Leben,
 Nachdem sie's, Engel, dir gegeben.
 Ich wurde noch zu ihr beschieden,

Daß nicht sie stürbe sonder Frieden.
Der Reuigen mußt' ich geloben,
Dich ferne von der Welt Gefahren,
In Chor und Zelle aufgehoben,
Vor jeder Lockung zu bewahren,
Daß deine klösterliche Reine
Sie sühnend noch im Grab bescheine.

Die Hirten haben dich bewahrt
Biß zu Herrn Heinrichs Himmelfahrt.
Um Dunkles heiter einzukleiden
Und jeglich Ärgerniß zu meiden,
Gab selben Tags der Geist mir ein
Die Märe von dem Engelein;
Als solches trug ich in der Frühe
Zu Marthen dich mit leichter Mühe.
So ward in heil'ger Morgenstille
Vollzogen deiner Mutter Wille!

Als Juttas Tod dich trieb zur Flucht,
Hab' ich in Sorge dich gesucht
Und fand den Engel liebewarm
In eines schuld'gen Mannes Arm,
Der anders als dein Vater zwar,
Doch auch ein Blutbefleckter war.
In heil'gem Zorn sprach ich: „Wohlan!
Hat mir der Teufel das getan,
Bewehr' ich mit der Kirche Segen
Mich stracks, das Handwerk ihm zu legen.

Berschmäh't sie leichte Klostermuße,
Hier schickt der Himmel andre Buße,
Und will sie nicht zur Zelle kehren,
Wird schlimmere Noth sie beten lehren!"

Und Engel senkt in Scham und Schmerz
Die nassen Augen niederwärts.
Sie drückt der Menschheit dunkles Erbe,
Der Lüge lastende Verkettung,
Und eine Träne, eine herbe,
Weint sie dem Siechtum ohne Rettung.

Da wird sie wieder hell. Es liegt
Ein Blondkopf an ihr Knie geschmiegt,
Klein Werner ihr zu schmeicheln kam,
Ihn hat betrübt der Mutter Gram.
Derweil sie seinen Locken kost,
Reicht er sein Spielzeug ihr zum Trost,
Ein Viehlein, das aus Lehm er schuf,
Bevor er folgt' des Bruders Ruf.
Und wie der Mönch das Kindlein schaut,
Entfährt ihm hell ein Freudelaut:
„Die liebe, leibliche Natur!
Wie bracht' er das zustande nur!
Es wittert einen frischen Rasen!
Es senkt und streckt das Haupt zum Grasen!
Bei Sankt Hilar, das ist Genie!
Und auch die Schelle fehlt nicht, sieh!
Wie ich von seinen Brüdern sprach,

Sann auch ich diesem Kleinen nach
Und war um sein Geschick verlegen
Auf unsern rauhen Erdwegen,
Weil ihm, als einem Schmerzenskind,
Die Glieder dünn und schwächlich sind;
Hast du ihm doch die Brust geboten,
In deinem Herzen einen Toten.

Jetzt weiß ich es, wozu er tauge:
Gott segnete ihm Hand und Auge.

Ich werde deinen Knaben bringen
Zu Bruder Lukas, der gewiß
Nicht eben ist in andern Dingen,
Doch wunderfeine Stühle schnitzt,
Der zeigt dem Knaben dann mit Fleiß
Die Griff' und Künste, die er weiß,
Und wie, gelöst durch zarten Schnitt,
Aus Holz ein lebend Wesen tritt.
Mit Ochs und Eslein fängt er an,
Dann kommt der heil'ge Joseph dran,
Zum Muster will ich mich bequemen,
Er mag mir Haupt und Bart entnehmen.
Die Jungfrau sieht er mannigfalt
In deiner züchtigen Gestalt;
Nach unsres Klosters würd'gen Köpfen
Kann er die Schar der Zwölfe schnitzen —
Eins muß er aus der Seele schöpfen:
Das Haupt gekrönt mit Dornenspitzen.

Der Knabe ist von eigner Art
Und für das Weltgedräng zu zart.
Da setzt es grobe Stöße traun
In jedem Amt, in jeder Gilde,
Er mag sich an der Kunst erbaun
Und sich des Lebens freun im Bilde,
In Stille tätig, unbeneidet!"

Hilar ergreift den Stab und scheider.

Und wie's zu schaun ihm ward gegeben,
So fiel der Knaben Loß im Leben.

IX.

Die Sonne leuchtet heiß und schön,
Im Tale schmettert Horngetön.
Der Graf von Habsburg, hoch zu Roß,
Zieht ein mit kriegerischem Troß,
Im Beichtstuhl jeden Sündenschaden
Zu heilen, daß er, frei von Fehle
Und aller alten Schuld entladen,
Dem Schuß der Heil'gen sich empfehle.
Denn heiße Fehde steht bevor.
Er ist der Held, den sich erfor
Die edle Zürich, deren Mauern
Die Herrn von Regensburg belauern,
Aus Übermut und Beutegier
Bedrohend ihres Kränzleins Zier.

Derweil den Gast das Kloster hegt
Und eifrig er der Andacht pflegt,
Zecht draußen in der Mauer Schatten
Hellauf sein reisiges Gesind.
Ringsum erfüllt die Klostermatten
Der Äpler Schar mit Weib und Kind,
Rudolf von Angesicht zu schauen,
Der als der Hort des Landes gilt,

Auf dessen Schirm und Schwert sie trauen
In Zeiten kaiserlos und wild.

Die Söhne Benedikti spenden
Heut Speiß und Trank mit offenen Händen.
Da wird getrunken und gelacht,
Dem Herrn manch Lebehoch gebracht.
Die Waffenknechte rühmen ihn,
Den Feuerwein von Baltellin,
Und wacker wird ihm zugesprochen;
Die Augen glühn, die Pulse pochen.
Jetzt kommen auch des Dorfes Fiedeln,
Sich auf der Mauer anzusiedeln.
Es wird ein Tanz, erst halb verzagt,
Und dann in fecker Lust gewagt.

Wohl keiner aus der Äplerschaft
Springt höher, jauchzt und jubelt toller,
Als dort in voller Jugendkraft
Der schlanke Bursch im Federkoller!
Sein kurzes Messer fliegt am Gurt,
Es ist der Gamsenjäger Kurd
Und, die er wirbelt durch die Reih'n,
Das ist des Dorfwirts Töchterlein.
Sie schwingt sich schmeidig in den Hüften,
Er wirft sie auf, sie schwebt in Lüften.
Die schwarzen Haare flattern ihr,
Sie läßt die dunkeln Blicke schweifen
Und eitel durch die Menge streifen,
Sie weiß: sie ist die Schönste hier!

Und wie vom heißen Reigen nun
Aufatmen sie und schreitend ruhn,
Tritt zornrot ein Gesell heran,
Schier wie ein Ritter angetan,
Und höhnt mit frechem Angesicht:
„Dir, Kurd, gebührt die Dirne nicht!
Auf meinem Boden treibst du Jagd,
Sie hat den Tanz an mich versagt.
Gib Raum, sonst wird es dich verdrießen,
Ich bin der Herr zu Wolfenschießen!“
Kurd lacht. Die Beute fester faßt
Er nur und ruft: „Genug der Raß!
Komm! Wessen Lieb du bist, zu zeigen
Dem Junker, schwing mit mir den Reigen!“
Jäh reißt der andre aus der Scheide
Das Schwert und schon bedrohn sich beide
Die Bahn des Tanzes ist verengt,
Die Fiedel schweigt, die Menge drängt.

Mit bangen Augen hat gesehn
Ein Kind den schlimmen Streit entstehn,
Und da gefährlich wird der Strauß,
Bricht es in helle Tränen aus.
Es läuft davon, mit schnellen Sohlen
Will Engel es zu Hilfe holen,
Die ferne dem verwirrten Kreise
Bescheiden harrt nach ihrer Weise.

Kurd hat den Gegner angerannt
Und dreht das Schwert ihm aus der Hand,

Er stößt es in den Boden fest,
Bricht's mit dem Fuß, den Schwerteörest
Wirft hoch er über das Gedränge,
Und seinen Sieg bejauchzt die Menge.
Umsonst beschwichtigend umgeben
Von Habsburgs Waffenleuten, schreit
Der Wolfenschieß: „Dir geht's ans Leben!“
Und zückt den Dolch zu neuem Streit.
Kurd stürzt sich gegen ihn und hält
Ihn festgepreßt, die Waffe fällt.
Der Junker knirscht und sie umschlingen
Sich eisern, Leib an Leib zu ringen,
Sie keuchen voller Grimm und Mut,
Sie fühlen ihres Atems Glut.
Kurd wirft den bösen Gegner nieder
Und kommt auf seine Brust zu knien.
Der sucht die Waffe tastend wieder
Und zückt sie meuchlings gegen ihn.
Kurd zieht das Messer gleicherweise,
Die Klingen drehen sich im Kreise —
Da langt hinein mit einem Mal
Ein Frauenarm nach seinem Stahl.
Er sieht den weißen Arm entsetzt
Von einem Tropfen Blut geneht,
Gelöscht sind seines Zornes Gluten,
Denn seine Mutter sieht er bluten!

Und Engels lichter Auge ruht
Auf ihm mit Ernst und treuer Hüt.

Sie sind allein und ohne Worte —
Denn alles stürzt sich nach der Pforte,
— „Hoch Habsburg!“ braust's im Sturmeschor.

Mit hellem Antlitz tritt hervor,
Den Abt und Mönche fromm geleiten,
Der Graf, und grüßt nach allen Seiten.
Ob auch aus adligem Geblüte,
Leutselig ist er von Gemüte.
Er ruft: „Gesattelt! Aufgefessen!“
Und wendet sich zum Abt: „Vergessen
Will nicht ich mein Gelübd' zu lösen,
Bleib ich bewahrt vor allem Bösen!“

Da plötzlich Engel vor ihm stand,
Vor der die scheue Menge weicht,
Und, hergeführt an ihrer Hand
Ein Jüngling, trotzig und erbleicht.

Der Graf erstaunt: „Bei Gottes Leib!
Was ist das für ein schönes Weib!“
Sie aber beugt sich tief und sagt:
„Graf Habsburg, höre deine Magd!
Du ziehst in Fehde morgen schon,
Des Rechts Panier hast du erhoben.
Wohlan, ich schenk' dir meinen Sohn!
Als Tapfern wirst du ihn erproben.
Bevor in frevelhaftem Spiele
Der Jugend Feuer ihm verbraucht,

Herr, gib ihm Arbeit, gib ihm Ziele,
Danach er ring' in Schweiß getaucht!
Den Knaben mache du zum Mann,
Der seine Brust bezähmen kann!"

Schnell mißt der Graf mit scharfen Augen
Des Jünglings tannenschlanken Bau,
Dann spricht er froh: „Er kann mir taugen.
Ich tu' es dir zu Ehren, Frau!
In Kriegszucht will ich den Gesellen
Und unter edles Banner stellen,
Ich stell' ihn zu des Reiches Nar,
Den nehm' er stolzen Auges wahr!
Ein Roß für ihn! Herr Abt, Valet!"
Und rückwärts winkt er nach dem Thor,
Wo blank die Mauer war zuvor
Und jetzt ein Bild gezeichnet steht.
Ein blondes Kind beschäftigt sich
Daran mit fleiß'gem Kohlenstrich,
Klein Werner, der daheim entwichen
Und still der Mutter nachgeschlichen.

„Vogelsteden!" ruft der Graf und lacht,
„Hast du dies Konterfei gemacht?
Sprich, Semmelköpfchen, wem gehört
Die Nas' und Krone ungeheuer?"
Drauf meint das Knäblein ungestört
Und ernst am Werk: „Die Nas' ist Euer.
Die Kron' ist Kaiser Karle's Krone,

Wie er im Buch sitzt auf dem Throne.
Ich habe sie für Euch geführt,
Weil Eurer Nase sie gebührt."
„Mir scheint, du hast mich nicht verschönt,"
Spricht Habsburg, „doch ich will's vergessen,
Nur daß du, Kleiner, mich gekrönt,
Den schlichten Mann, das ist vermessen!"

Der Abbas schmunzelt: „Kindermund,
Herr Graf, tat oft die Wahrheit kund!
Euch liebt das Land. Ich sag' es frei:
Es liebt Euch auch die Klerisei,
Dem Reich, so lang des Schirms beraubt,
Ihr wäret ihm ein christlich Haupt!"

Der fromme Graf versetzt bescheiden:
„Solch Trachten wird mich übel kleiden!
Kein Kurfürst wird ja mein gedenken,
Gott müßt' es durch ein Wunder lenken."

Er spricht's und grüßt und steigt zu Roß,
Von dannen sprengen Herr und Troß,
Und in des Habsburgs Heergeleite
Braust Engels Sohn in alle Weite.

X.

Ein reicher Händler von Luzern
Verkehrte mit den Klosterherrn,
Eintauschend ihre kräft'gen Käse
Für welschen Weines Edellese.
Zu zählen galt es mit Verstand,
Dazu war Benedikt bei Hand.
Von raschen Sinnen, flug und ehrlich,
Ward er dem Kaufherrn unentbehrlich,
Der führt' ihn unversehns davon
Und hielt ihn wie den eignen Sohn.

Schon sieben Jahre war er fern,
Da kam ein Schriftstück von Luzern,
Daß Engel, die allein nicht flug
Drauß wurde, zu Hilarius trug.
„Der Herr hat mir Gedeihn geschickt,“
Schreibt seiner Mutter Benedikt,
„So darf ich, ohne mich zu schämen,
Ein städtisch feines Weib mir nehmen,
Des Wechslers Thomas Töchterlein.
Ich lad' Euch nicht zur Hochzeit ein,
Lieb Mutter; in des Schwiegers Haus
Geht stolzer Adel ein und aus,

Da würdet leichtlich Ihr verlegen
Der fürnehm edeln Gäste wegen.
Doch daß Ihr möget mein gedenken,
Send' ich ein Saumtier mit Geschenken
Von weichem Stoff und schweren Spangen.
Berichtet, daß Ihr es empfangen!"

In tiefer Klosterweisheit tat
Indessen manchen Schritt Beat.
In schwierigen Gewissensfragen
War er bewandert und beschlagen.
Mit Eifer probt' er früh und spät
Der Kirche starkes Kriegsgerät.
Erboht entwich vor seinem Spruch
Der böse Geist mit Mißgeruch.
Frühzeitig nahm er alle Weih'n,
Schloß dreifach ins Gelübd' sich ein,
Und fürder leuchtete sein Licht
Nur selten außerhalb der Pforte.
Der Sohn der Kirche hatte nicht
Mehr Sinn für Engels schlichte Worte.
Sie sahn sich kaum. Doch eines bot
Der Mutter er, das heil'ge Brot,
Das sie beseligt und gering,
Demütig auf den Knien empfing.

Ein Fremdling wandelt' dazumal
In welscher Tracht im Alpental.
Ob auch kein Freund von Ruh und Rast,

War er des Abts geehrter Gast,
Der aus dem Süden ihn gebracht,
Als eine Romfahrt er gemacht.
Auf eine prächt'ge Kirche dachte
Der Abbas, wenn er schlief und wachte.
Mit schwerem Gold und vieler Bitte
Verlockt' er in die Alpenmitte
Aus Welschlands blühendem Gefild
Die Meisterhand im Steingebild.

Doch als sie machten ihren Plan,
Da hub der beiden Unlust an.
Der Abbas hatte sich gedacht
Ein Werk von feierlicher Pracht;
Der welsche Meister widerspricht:
„Ich baue Eure Kirche schlicht!
Ein Turmgewimmel würde klein,
Gezierte Spitzen abgeschmact,
Wo schwebt zerrissen Felsgestein
In freier Wildheit aufgejackt;
Die Kuppel gar, der Ebne Preis,
Von weiten Himmeln warm umblaut,
Verzwergt, wo ein Gewölb' aus Eis
Mit breiten Schultern niederschaut.
Das Schneegebirg, Herr Abt, mit Gunst,
Ist keine Stätte für die Kunst!“

Als prüfend einst von einem Ende
Der Kirche sie zum andern schritten,

Gewahrt der Gast in einer Blende
Ein Josephhaupt aus Holz geschnitten:
Der Schädel breit, die Runzeln hart,
Struppig die Brauen und der Bart,
Ein Haupt in jedem Zuge wahr,
Kurz, der leibhaftige Hilar.
Er hemmt den raschen Schritt und lacht,
Dann fragt er schnell: „Wer hat's gemacht?“

„Ein Kind des Tales. Herr, verzeiht,
Daß wir's den Heil'gen eingereicht,
Die hier auf goldnem Grunde prangen,
Von edeln Stiftern aufgehangen!“
— „Herr Abt, erlaubt mir, das ist Plunder!
Der alte Joseph ist ein Wunder!
Gebt mir den Kopf zum Gastgeschenk
Und Guer bleib' ich eingedenk.
Erst aber sagt mir, wo er sitzt,
Der dieses derbe Haupt geschnitzt.“
— „Im Dorf. Doch sei Euch nicht verhehlt:
Des Jünglings Tage sind gezählt.
Er schwindet. Was der Knabe schafft,
Er tut's mit seiner letzten Kraft.
Wenn Ihr es wünscht, laß ich ihn holen.“
— „Nein,“ meint der Gast mit Grußgebärde,
„Ich mache selbst mich auf die Sohlen,
Ich wandle gern auf dieser Erde!“

Vor Engels Hütte sitzt der Knabe
Und lenkt das Messer liebevoll,

Das heut ein Werk vollenden soll,
Das letzte noch vor seinem Grabe.
Ein Bild, das er als Kind gesehn,
Er läßt es wiederum entstehn:
Den Toten in der Mutter Arm,
Die ganz versunken ist in Harm.
Im Schoße hält die Schmerzenreiche
Das wunde Haupt der teuren Leiche.

Da schallt ein Gruß und streckt ihm dar
Die Hand ein fraußgelodter Mann
Mit einem mächt'gen Augenpaar,
Aus dem er Feuer blicken kann.
„Bon deinem Tun hab' ich gesehn“,
So spricht er, „bei den Mönchen dort!
Ich wollte nicht von hinnen gehn,
Eh' wir gewechselt Gruß und Wort,
Und kannst du dich zur Fahrt bequemen,
Beglückt es mich, dich mitzunehmen.
Vollkommnes schaun, wetteifernd ringen,
Das trägt ans Ziel mit Feuerschwingen!

Mein Sohn, du bist zur Kunst geboren,
Doch geht im kalten Vergessschatten
Dir deine junge Kraft verloren,
Dein scheuer Flügel wird ermatten!
Hinweg aus diesen feuchten Gräften!
Komm, heile dich in warmen Lüften!
Du hast dem Tod Gestalt gegeben —
Komm nach Italia, koste Leben!

Dort rauscht es in den Lorbeerhainen,
Dort lispelt des Ölbaums Silberblatt,
Dort ragt, aus ruhmberechten Steinen
Gefügt, manch marmorhelle Stadt.
Dort wogt der Markt von lautem Volke,
Dort wird der Himmel ohne Wolke,
Wo Zinne schwebt und Kuppel thront,
Von Götterbildern still bewohnt.
Dort spielt das Licht durch alle Räume,
Reißt Frucht an Frucht der Sonne Glut
Und Segel ziehn wie helle Träume
Durch purpurdunkle Meeresflut.

Dort überströmt so voll das Leben,
Daß noch dem Tod ist Reiz gegeben.
Ihr möget in die Erde fallen,
Wenn, ungelebt, ihr hier verstöhnt,
Wir ruhn in lichten Säulenhallen,
Von einer heitern Kunst verschönt.
Dort lehnt der Held an seinem Schilde
Und lächelt stolz im Marmorbilde,
Die Lichtgestalten holder Sage
Umschlingen unsre Sarkophage."

Der Ägypter aber redet schlicht:
„So sehn den bitteren Tod wir nicht.
Er ist der König aller Schrecken,
Kommt er die Stirn mit Schweiß zu decken!
Erst wenn der Stachel ihm genommen,
Beginnt die Freudezeit der Frommen . . ."

Unmutig fällt der Fremdling ein:
„Noch ist der volle Becher mein!
Gehör' ich minder zu den Frommen,
Weil ich verherrliche das Leben?
Sagt nicht der Heiland: Seid vollkommen!
Vollkommenes will auch ich erstreben —
Ich selbst kann nicht vollkommen heißen,
Drum will ich's fest dem Stein entreißen.
Noch ist mein eigen Erd' und Sonne,
Noch fühlt mein frischer Leib die Wonne
Der Kraft, mein Geist die Lust der That,
Noch bin ich rüstig früh und spät,
Noch drängen sich vor meinen Schritten
Gebilde, die um Leben bitten!
Da steh' ich, und nicht weich' ich, eh'
Mein leuchtend Werk ich ganz vollbracht —
Dann mag, wie eine Flocke Schnee,
Die Seele sinken in die Nacht.

Komm mit! Du darfst mir nicht verkümmern,
Entfliehe diesen Felsentrümmern,
Daß du den Garten siehst der Erde
Und dir die Sonne heller werde!“

Er reißt das Kind zu sich empor,
Umschlingt's mit feuriger Gewalt —
Da fühlt er, daß ihr Blut verlور
Des Knaben leidende Gestalt,
Da sieht er, was ihm seine Hast,

Sein heißes Ungestüm verhehlt,
Daß er ein Leben grausam faßt,
Dem schon das Mark der Erde fehlt.

Erschrocken auf den Starcken schauen
Die Augen jetzt, die flehend blauen:
„Hör' auf zu ziehen in die Ferne!
Hier leb' ich und hier sterb' ich gerne.
Du selber, Fremdling, sprachst es aus:
Es dient die Kunst dem Vaterhaus,
Ein Werk, das nicht die trauten Züge
Der Heimat trägt, mir dünkt es Lüge,
Und unser armes Hirtenleben
Ist täglich von Gefahr umgeben,
Wohl elend wär's, wenn nicht uns bliebe
Der Trost des Glaubens und der Liebe.“

Und wieder schnitt er ohne Wort
An den geliebten Zügen fort.

Den Tod, in Mutterarm gehegt,
Beschaut der Welsche lange Zeit,
Er fühlt die starke Brust bewegt
Von einem Hauch der Innigkeit,
Er fühlt, daß auch die bittern Schmerzen
Ein edles Erbe sind der Herzen —
Ihm rinnt wie einer Träne Schein
Verstohlen in den Bart hinein.

„Ich sehe, Jüngling,“ spricht der Fremde,
„Du bleibst in deinem Hirtenhemde!
Wir haben beide gut gelost:
Ich gebe Ruhm, du bietest Trost.

Leb' wohl.“ Er wendet sich zum Gehn,
Da sieht er Engel vor sich stehn
Und schnellen Aug's erkennt er sie,
Die diese Schmerzenszüge lieb,
Er sieht die unverwandten Blicke
Behüten ihres Sohns Geschicke,
Sie faltet die ergebenen Hände
Zu ihres Kindes frühem Ende.

Denn heute war's zum letztenmal,
Daß Werner saß im Sonnenstrahl.

XI.

So füllte sich der Jahre Zahl
Und wieder stieg der Lenz ins Thal,
Doch diesmal bracht' er seine Rosen
Mit Sturmgebraus und Wassertosen.
Den heißen Atem mit Gestöhn
Haucht auf den Alpenschnee der Föhn,
Unruhig fliehn vor ihm die vollen
Gießbäche, die zu Tale rollen.

Die Tannenspitzen waren grün,
Da zog talan ein Krieger kühn
Zu Roß, gebräunt von Sonnengluten,
Und ließ ein fremdes Banner fluten.
Mit einem Saumtier, schwer beladen,
Folgt' ihm ein Knecht auf Waldespfaden.
Der Tapfre kehrt aus blut'ger Schlacht
Und hat ans Kloster eine Sendung
Von Rudolf, dem die Kaisermacht
Geworden ist durch Schicksalswendung.
Der Habsburg schirmt' die edle Stadt,
Die Weiß und Blau im Wappen hat,
Entriß sie niedern Raubgewalten
Und half ihr, frei zum Reich zu halten.

Das bracht' ihm Heil, und wen bedenkt
 Das Glück, bald steht er reich beschenkt.
 Dem Kloster hatte werthe Gabe
 Der Graf gelobt aus seiner Habe.
 Zwar das Gelübd' ward unterdessen
 In größrer Thaten Drang vergessen,
 Doch da er mit dem Böhmen rang,
 Des Kampfes Wage drohend schwankte,
 Da seine Heermacht wich und wankte,
 Und er gen Himmel schaute bang,
 Ward seines Wort's er eingedenk;
 Nun sendet er das Weihgeschenk.
 Er anvertraut es einem Treuen,
 Erprobt in manchem Dienste schon,
 Talschaft und Kloster zu erfreuen,
 Hat er geordnet Engels Sohn.
 Jetzt hebt der Reiter an zu lauschen:
 Hört er nicht seinen Wildbach rauschen?
 Hier unten, wo die Wasser drängen
 Sich, schäumend zwischen Felsenengen?
 Und dort die Klostersägemühle,
 Wo er als Knabe zugefahn,
 Wie sich im spritzenden Gewühle
 Die großen Räder lustig drehn!
 Was ist denn aus dem Müllerskind,
 Was ist aus Lisbeth wohl geworden,
 Die lief zur Mutter treugesinnt,
 Da er den Junker wollte morden?

Nun öffnet sich des Tales Mund,
Er reitet über Wiesengrund,
Gradaus zum Kloster zu gelangen,
Wo sie mit Ehren ihn empfangen.

„Herr Abt, von Kaiser Rudolfs Macht
Wird Euch durch mich ein Gruß gebracht.
Er schickt Euch, sein Gelübd' zu zahlen,
Dies Böhmenbanner. Ohne Prahlen,
Ich hab's aus Feindesreihn gehaun.
Beliebt, das Beutestück zu schaun!“

Der Abt empfängt es ernst und spricht:
„Der Böhme zwingt den Deutschen nicht.
Wir hängen's zu des Reiches Ehre
An heil'gen Ort. Daß Gott sie mehre!“

Er spricht's und überlegt dabei,
Ob dies die ganze Gabe sei.

Aus einer Truhe zieht der Reiter —
Und fährt in seiner Rede weiter —
Vier große goldne Leuchter, fein
Verziert mit manchem Edelstein:
„Nehmt sie zu Eurer Kirche Frommen
Und fragt nicht, wo sie wir genommen!“

Und Herz und Mund und Auge lacht
Dem Abt ob solcher schweren Pracht.
„Die strahlen“, rühmt er, „hell und weit

Wie Kaiser Rudolfs Frömmigkeit!
Euch, Ritter Kurd, kann nicht entgehen
Das nächste fette Klosterlehn,
Damit ein Mann von Eurem Schlag
Uns Friedensleute schirmen mag."

Schwül brütet Mittag auf den Matten.
In ihrer Hütte schmalem Schatten
Sitzt Engel mit dem Müllerskind,
Das plaudert, wie ein Brunnlein rinnt.
Schon sagte Lebewohl die Maid,
Und blieb, ihr tut das Gehen leid.
Es ist, als ob noch eine Frage
Ihr schüchtern auf den Lippen zage.
Am Berge zuckt ein Wetterschein
Und langsam grollt es durch die Schwüle.
„Ich will talnieder nach der Mühle,"
Sagt sie. „Die Kinder sind allein!
Der Vater ist mit Holz gefahren
Nach Stanz. Ich muß das Haus bewahren.
Wie zieht es dunkel um die Wände
Des Tittlis! . . . Wißt von Kurd ihr nichts?"

Sie fragt's und wendet sich behende
Und steht erglüh'nden Angesichts
Vor einem Mann im Reiterhut,
Der lächelnd sagt: „Es geht ihm gut."

Und Engel hängt am Halse schon
Dem wilden und dem liebsten Sohn.

Sie treten friedlich Hand in Hand
In Engels niedre Täfelstube:
„War's Lisbeth nicht, die hier verschwand,
Die huckepack ich trug als Bube?
Wie hat die Knospe sich entfaltet!
Das Kind zur Maid sich ausgestaltet!
Die lieben Augen, braun und licht,
Schaun noch aus ihrem Angesicht!“

— „Wohl, Kurd, ist sie mein gutes Kind,
Ihr starb die Mutter, Monden sind
Vorüber schon. Nun übt sie treu
An vier der Waislein Schwesterpflicht,
Doch ist sie wie die Gemse scheu
Und einem Kriegermann taugt sie nicht.“

Und Kurd: „Ich muß doch nach ihr sehn,
Will morgen in die Mühle gehn,
Just diese, Mutter, möcht' ich frei'n
Nur die! und rasch wie Wetterschein!“

Die Wolken stoßen schwarz zusammen,
Der Himmel loht, die Blitze flammen,
Die beiden treten unter Dach
Und plaudern weiter im Gemach,
Vernehmen in den liebevollen
Gesprächen nicht der Donner Rollen
Und hören nicht die Regen rauschen,
Derweil sie trauten Worten lauschen.

Da hört er einen Schreckenston,
Im Dorf ein geller Ruf erschallt:
„Die wilden Wasser kommen schon!
Ihr Männer! Wehrt der Stromgewalt!
Die Mühle sinkt! Die Not ist groß!“
Kurd macht sich von der Mutter los.
Der beiden Klöster Glocken stürmen
Und jammern kläglich von den Türmen,
Mit Windlicht und mit Hacken laufen
Talabwärts aus dem Dorf die Haufen.

Die Mühle schwankt im Sturmgebraus
Jetzt zugedeckt von Finsternissen,
Jetzt zündet auf den Wassergraus
Ein jähes Licht aus Wolkenrissen.
Der Wogenschwall hat, wild empört,
Das Rad zermalmt, den Steg zerstört.
Das Haus, vom Ufer abgelöst,
Schwebt auf den letzten morschen Stützen,
Woran die Welle grimmig stößt.
Nichts kann es vor Verderben schützen.

Auf einem schmalen Brette steht,
Die Füße bloß, das Haar verweht,
Lisbeth mit der Geschwisterschar
Und hält das Jüngste bittend dar,
Sie hebt's empor mit fleh'ndem Arme,
Ob seiner niemand sich erbarme.
Nicht Einer, der sie nicht beklage!
Nicht Einer, der die Rettung wage!

Umringt von bangem Volke stand
Beat am hohen Uferrand
Und zeigt der Flut im Fackelschein
Beschwörend den Reliquienschrein;
Jedoch die trotz'gen Wassergeister
Erkennen heute keinen Meister.
Da ringt er im Gebet die Hände
Und ruft: „Herr, mach' der Not ein Ende!
Schick' einen gegen die Dämonen
Von denen, die im Himmel wohnen!
Hilf, Herr! Es ist die letzte Frist!“
Und hell erschallt's: „Da bin ich schon!
Und wenn es nicht ein Engel ist,
So ist es eines Engels Sohn!“

Es ist der tapfre Kurd. Er gleitet
Vom Ufer nieder in die Flut
Und zu der wanken Mühle schreitet
Er, kämpfend mit des Strudels Wut.
„Lieb Lisbeth! Wücke dich und reich'
Das Kindlein mir in seinen Laken,
Dann setze noch den Buben gleich
Mir heil'gem Christoph auf den Nacken!“
Er strebt zurück, mit starker Hand
Reicht er die Doppellast ans Land.
Und wieder ringt er mit den Wellen,
Die hoch und immer höher schwellen.
„Lieb Lisbeth! Springe!“ keucht er. — „Nein!
Die müssen erst gerettet sein!“

Bis ich sie kann am Ufer sehn
Sie alle viere, bleib' ich stehn!"
Und noch die beiden letzten schafft
Ans Ufer er mit Riesenkraft
Und stürzt zurück und er erreicht
Die Mühle noch. Ein Stoß! Ein Prall!
Des Hauses letzte Stütze weicht
Und untergeht's im Wogenschwall.
Er sieht sie neben sich versinken,
Hält und umschlingt sie mit der Linken,
Sie schweben, seine freie Rechte
Scheint mit dem Stromgeist im Gefechte,
Sie tauchen in die Tiefe nieder
Und kommen in die Höhe wieder,
Von jauchzenden Wassern fortgetragen,
Die über ihnen zusammenschlagen.

Da jetzt der Strom den Widerstand
Gebrochen, und die Freiheit fand,
Wälzt er gelassener und breiter
Die Wogen der Zerstörung weiter.
Er legt das ausgelöschte Leben,
Das Liebespaar, das er geraubt,
Im Morgenlicht ans Ufer, neben
Einander bettend Haupt an Haupt.

XII.

Es war ein schöner Leichenzug
Da man den Kurd zu Grabe trug.

Von jungen Bräuten sechs im Land,
Den blanken Silberpfeil im Haare,
Im faltenreichen Festgewand,
Sie führten Lisbeth auf der Bahre.
Schlummernd auf einem Bett von Moosen,
Im braunen Haare frische Rosen,
Trug sie geheimer Wonne Licht
Auf ihrem stillen Angesicht.

Jetzt nahte hoch der Starke, Blasse,
Dahingestreckt in Todeschlaf.
Murmeln durchlief des Volkes Gasse,
Und: „Brav!“ erscholl's und wieder: „Brav!“
Das grüneschmückte Lager halten
Empor auf Schultern breit und stark
Sechs edle herrliche Gestalten,
Sechs Jünglinge, des Landes Mark.
Die Stirne ziert ein Eichenkranz,
Sein gutes Schwert gibt ihm Geleit,
Das tapfre Haupt verklärt ein Glanz

Von feierlicher Fröhlichkeit.
Der hohen Bahre schreitet nah
In tiefem Sinnen Angela,
Und ob ihr auch der Mutterschmerz
Zerreißt, wie scharfer Stahl, das Herz,
So ist er doch gemischt mit Lust,
Hebt Freude doch ihr stolz die Brust,
Daß ihrer Sorge liebster Sohn
In hellem Ruhme zieht davon.

Hier gehn an ihres Vaters Hand,
Die Kurd dem wilden Strom entwand:
Lisbeths Geschwister, erst die kleinen,
Die größern folgen nach und weinen.
Zulezt das brausende Gedränge,
Des Alpenvolkes bunte Menge,
Die unter dröhnendem Geläute
Dem Sieger folgt und seiner Beute!

Seit Engel wohnt im leeren Raum,
Nicht weiß sie selbst wie lange Zeit,
Verklärt sich in der Einsamkeit
Das Leben ihr und wird zum Traum.
Des Auges und der Seele Sinnen
Hangt an des Engelberges Zinnen.
Wann purpurn brennt das Felsgestein
Auf Himmelsgründen tief und rein,
Fühlt sie Verlangen nach der Einheit
Mit dieser Glut und dieser Reinheit.

Noch weiß sie, wie sie unverzagt
Den ersten Felsenhang erklimmen,
Und was ihr Marthe hat gesagt,
Daß sie vom Himmel sei gekommen
In einer sel'gen Engelschar,
Sie glaubt es und es wird ihr wahr.
Und fährt im Blau ein lichter Reigen,
So sieht sie heil'ge Mächte walten
Und sieht sich Arme segnend neigen
Und grüßt hinauf zu den Gestalten.

In einer Sommermitternacht
Ist Engel jählings aufgewacht:
Es hat ans Fenster ihr gepocht,
Trüb schimmert einer Leuchte Docht.
„Mach' auf!“ Ihr dünkt's der Ruf Hilars,
Sie öffnet und der Alte war's.
Er meldet, keuchend noch vom Gehn:
„Ein Unglück, Engel, ist geschehn.
Dem Baptist bracht' in letzter Not
Ich Beistand eben. Er ist tot.
Das Wildheu hat er heut geschnitten
Am Engelberg und ist geglitten.
Ich sah das Weib im Schmerz versteinen,
Es tät' ihr wohl, sich auszuweinen.
Ich weiß, du fürchtest keine Mühe:
Geh zu ihr morgen in der Frühe!
Es ist in deinen jungen Jahren
Dir gleiches Unglück widerfahren,

Und Gram wird nur von Trost gestillt,
Der selbst aus wundem Herzen quillt.
Du kennst den Weg. Leb' wohl!"

Sie schaut

Hinaus ins Freie. Rings kein Laut,
Am Himmel wenig Sterngefunkel,
Lau ist die Nacht und wolken dunkel.
Sie denkt des armen Weibs. Es leidet
Sie nicht zu Haus und, rasch gekleidet,
Eilt sie auf wohlbekannten Wegen
Dem Hang des Engelbergs entgegen.
Die arme Hütte, die sie sucht,
Liegt fern in einer Vergesschlucht,
Wohin den Pfad sie oft gegangen,
Und ob er wild sei und zerrissen,
Sie schreitet rasch und ohne Bangen
Und kann des Mondes Leuchte missen.
Sie wandert, Stunden wandert sie,
Doch kommt sie zu der Hütte nie,
Und auf den nackten Felsen tritt
Ihr Fuß, sie fördert stets den Schritt.
Sie ist dem Steg vorbeigeeilt,
Der seitwärts nach der Hütte leitet,
Und immer steigt sie unverweilt,
Die hoch schon überm Tale schreitet —

Sie steigt, als ob empor sie triebe,
Was sie gelitten und empfunden,

All ihre Wonnen, ihre Wunden,
All ihre Kraft, all ihre Liebe!
Sie schreitet ohne Rast und Ruh
Dem Thor des Himmels zu. —

„Willkommen!
Du hast den steilen Berg erklommen!“
So schwebt Gesang mit einem Mal.
Versank das Thal?

Sie kennt die Stimmen!

Die Firne fangen an zu glimmen,
Zu glänzen und in Licht zu schwimmen,
Und von den zart erglühten Spitzen
Herüber kommt ein Flügelbligen,
Die Tiefe rauscht, die Höhen klingen,
Vom Pfade löst sich Engels Fuß,
Sie fühlt gehoben sich von Schwingen,
Ihm tönt von dem Geschwistergruß:

„Es ging ein Himmelskind verloren
Und blieb dem Himmel doch getreu,
Es ward von einem Weib geboren
Und wußte doch, woher es sei.
Es dachte heim in bangen Stunden,
Es hat geweint und uns gesucht.
Nun hat es sich nach Haus gefunden —
Wir bergen es in schneller Flucht.“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Date Due

FRANKLIN AND MARSHALL COLLEGE

PT2432 .A8 1921

010101 000

Meyer, Conrad Ferdinand,
Angela Borgia; Novelle.



0 1114 0161787 8

PT
2432
A8
1921

G. Olenticher, Leipzig.